This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

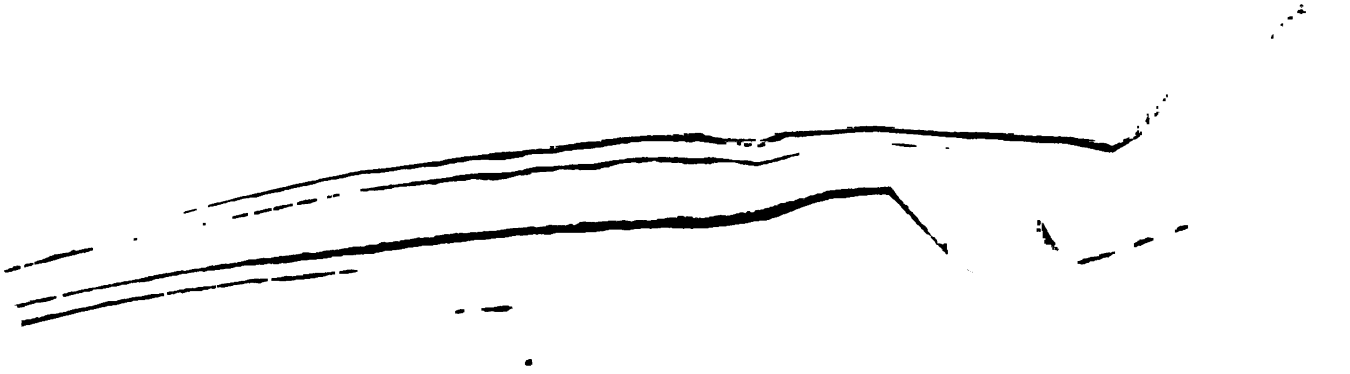
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08230383 9



NAS
G

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Salzmann

[Glatz, Jakob]

Magazin

von

moralischen Erzählungen

für

alle Fälle der Sittenlehre,

alphabetisch geordnet.

Ein Handbuch

für Aeltern und Lehrer beym Unterrichte in der Moral,

wie auch

zur nützlichen Lektüre für die Jugend.

Aus den

Werken der vorzüglichsten Jugendschriftsteller gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Karl Gutmann.

Erster Band.

NEW YORK PUBLIC

Mit Salzmanns Portrait.

Wien, 1808.

Im Verlage bey Anton Doll.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762268 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Magazin

von

moraliſchen Erzählungen.

Erſter Band.

KRAUS 24DEC94

Vorrede.

Den Zweck dieſes Werks gibt der Titel hinlänglich an. Der Herausgeber macht auf keine Verdienſte dabey Anſpruch, hofft aber, in demſelben etwas Nützliches geliefert zu haben. Wir ſind mit moraliſchen Erzählungen für die Jugend reichlich verſehen; aber in wie vielen hundert Schriften ſind ſie zerſtreut! Iſt dem Lehrer der Jugend bey ſeinem Unterrichte ein Beyſpiel oder eine Erzählung nöthig, um dem Begriffe, der eben vorher auseinander geſetzt worden iſt, dadurch mehr Anſchaulichkeit und Eindringlichkeit zu verſchaffen, ſo ſieht er ſich gewöhnlich in der Nothwendigkeit, vielleicht lange in ſeinen Büchern danach herum zu ſuchen, das oft viel Zeit raubt und läſtig wird. Dieſes Werk ſoll ihm in dieſer Hinſicht Erleichterung verſchaffen und ihm ſo manche Schriften entbehrlich machen — es ſoll für ihn ein Repertorium ſeyn, in welchem er, bedarf er einer moraliſchen Erzählung, nie vergebens ſeine Zuflucht nehme.

Der Herausgeber hat bey der Wahl der Erzählungen auf die verschiedenen Jugendalter Rücksicht genommen, und für jedes derselben wird man Aufsätze finden. Dabey wird man auf nichts stoßen, was in sittlicher Beziehung nur im geringsten anstößig oder auch nur undelikat wäre, und dieses Magazin kann daher auch der Jugend ohne die mindeste Bedenklichkeit in die Hände gegeben werden. Schenkt ihm das Publikum den gewünschten Beyfall, und wird es besonders von Lehrern der Jugend für ein brauchbares Hand- und Hülfsbuch beym Unterrichte in der Moral anerkannt, so sind die Wünsche erfüllt, mit welchen der Herausgeber dasselbe in die Welt begleitet.

Das alphabetische Verzeichniß der in beyden Theilen enthaltenen Erzählungen ist dem zweyten Bande angehängt.

Christian Gotthilf Salzmann

und sein

Erziehungs-Institut zu Schnepfenthal.

Um das Bildniß dieses verdienten Mannes mit einigen Nachrichten über ihn und seine berühmte Erziehungs-Anstalt zu begleiten, theilen wir einen Brief mit, den Herr Jakob Glatz, ein vieljähriger Mitarbeiter an dem erwähnten Institute, in den monathlichen Unterhaltungen für die Jugend (Wien 1804.), auf die wir hier gelegentlich aufmerksam machen, hat abdrucken lassen.

„Es freut mich, mein lieber Theodor," schreibt Glatz, „daß Sie mit so vieler Vorliebe von dem Jugendfreunde Salzmann, mit so großer Theilnahme von der Erziehungs-Anstalt sprechen, die er zu Schnepfenthal bey Gotha gegründet hat. Sie wünschen von mir einige Nachrichten über den erwähnten verdienten Mann sowohl, als über das Institut, dem er vorsteht. Gerne erfülle ich diesen Wunsch; ich erfülle ihn um so lieber, da ich mir dadurch selbst einen

frohen Genuß durch die Rückerinnerung an einen Platz verschaffe, auf dem ich länger als sechs Jahre verlebte, und der Freuden, welche rasche Thätigkeit, Natur und Freundschaft dem Menschen gewähren, nicht wenige genoß."

„Daß Salzmann in Sömmerda bey Erfurt, den 1ten Juni 1744 gebohren sey, in Jena Theologie studiert, und, nachdem er an zwey Orten in Thüringen Prediger gewesen war, eine Stelle an dem berühmten Basedowschen Philantropine in Dessau angenommen, dann aber sich entschlossen habe, eine eigene Erziehungs-Anstalt zu gründen, ist Ihnen nicht unbekannt. Er verließ Dessau, und bezog im Gothaischen, zwey Stunden von der Residenz dieses Landes, ein Rittergut, das am Thüringer Walde in einem angenehmen Thale liegt, und mit einem kleinen anstoßenden Dorfe den Nahmen Schnepfenthal führt. Verwechseln Sie nur dieses Gut, das viele Ländereyen, ein Paar Mühlen, zwey kleine Laubwäldchen, und eben so viele Fischteiche besitzt, nicht mit dem eigentlichen Erziehungs-Institute Schnepfenthal. Dieses bestehet aus vier großen, drey Stock hohen Gebäuden, die nicht weit vom Gutshause westwärts auf einer Anhöhe liegen, ganz vereinzelt da stehen, und von mehreren Seiten eine freundliche Aussicht gewähren. In diesen Gebäuden wohnt Salzmann mit seiner Familie, einer beträchtlichen Anzahl von Lehrern, und

sechzig Zöglingen, die von den letztern nicht nur in den nöthigsten Wissenschaften, Sprachen und Künsten unterrichtet, sondern auch zum Guten angeleitet, und zu rechtschaffenen Menschen gebildet werden. Hier finden Sie auch eine Buchdruckerey, eine Buchhandlung, einen kleinen Hügel mit Kirschbäumen bepflanzt, die den Zöglingen und ihren Erziehern gehören, einen Garten, den die Schnepfenthäler selbst geschaffen haben und mit jedem Jahre erweitern, einen kleinen Fischteich, an welchem die durch Röhren herbey geleitete Quelle in einen Brunnen-Kasten sprudelt, der den Schnepfenthälern zu einem Waschbecken dient, ein artiges Naturalien-Kabinet und eine Anzahl von Bewohnern, die sich vielleicht über hundert Personen beläuft. Sie finden hier ein einfach gekleidetes, abgehärtetes, immer thätiges, frohes Völkchen, das ganze jugendliche Alter vom Säugling bis zum reifen Jünglinge, Zöglinge und Lehrer aus den verschiedensten Ländern und von den verschiedensten Nationen, aus Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, der Schweiz, England, Frankreich, Portugal und vielen Gegenden Deutschlands — ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Sprachen, Sitten, Gewohnheiten, Temperamente und Charaktere, verbunden zu einem harmonischen Ganzen durch Bande der bestehenden Lebensordnung, durch gleichmäßig vertheilte väterliche Liebe und Freundschaft, und durch den herrschenden Geist der Humanität, der an

allem Theil nimmt, was Mensch oder menschliche Angelegenheit heißt.“

„Gewiß hat diese, von dem Geräusche der Stadt abgesonderte Erziehungs-Colonie viele anziehende Seiten, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der Anblick derselben Ihnen Freude machen würde. In scharlachrother Uniform, Sommer und Winter leicht gekleidet, mit offener Brust, ohne Halsbinde und Hut, wandeln und jubeln die Zöglinge der Anstalt auf dem schönen freyen Platze vor den Erziehungshäusern, auf den Wiesen, im Garten, auf den nahen Bergen, oder in den Thüringer Wäldern herum, trotzen jedem Ungemache der Witterung, und erregen oft durch ihre Gewandtheit bey den eingeführten körperlichen Uebungen, durch ihre Fertigkeit im Schwimmen, u. s. w. die Bewunderung fremder Zuschauer. Im Sommer finden Sie dieselben schon um fünf Uhr Morgens im Garten arbeitend, um sechs Uhr in der Morgenandacht, vor sieben Uhr bey ihrem Frühstücke, das aus Butter- oder Fettbrot, Milch, Obst u. d. gl. besteht, von 7. bis 11., und von 2. bis 4. Uhr in ihren Lehrstunden, zwischen 11. und 12. Uhr auf dem Platze der gymnastischen Uebungen, nach 4. Uhr dreymal die Woche hindurch in einem der nahen Badeteiche, nach 5. Uhr beym Vesperbrote, und auf Spaziergängen, nach 6. Uhr bis zum Abendessen in ihren Zimmern am Arbeitstische. Sie finden unter

ihnen geschickte Korbmacher, Papparbeiter, Schreiner und Modellirer, Amtleute, denen verschiedene Aemter anvertraut sind, Kaufleute, bey denen man die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens bekommen kann, und bisweilen auch einen Banquerotteur, der mit seiner Casse nicht gehörig gewirthschaftet, und nicht so viel im Vermögen hat, um seine Gläubiger, bey denen er verschiedenes einkaufte, zu befriedigen. Sich wieder schuldenfrey zu machen, ist er genöthigt, das Obst, Backwerk u. d. gl. mehr, das er erhält, an Salzmann abzuliefern, worauf es an den Meistbiethenden verkauft, und damit so lange fortgefahren wird, bis der Banquerotteur wieder einiges Geld in seiner Casse hat, die er durch Aemter und Handel vergrößern kann. Daß diese Einrichtung zu viel kaufmännischen Sinn weckte, und die Zöglinge von ihren eigentlichen Geschäften abzöge, habe ich während meines Aufenthaltes in Schnepfenthal nicht bemerkt. Die Erzieher dieser Anstalt kennen die üblen Seiten des Krämergeistes zu gut, als daß sie ihre Eleven davor nicht sorgfältig bewahren sollten."

„Fast alles, was von den Schnepfenthäler Zöglingen unternommen wird, geschieht unter den Augen ihrer Erzieher, die gleich väterlichen Freunden unter ihnen leben, und ihrer Ausbildung manche Bequemlichkeit des Lebens aufopfern. Nichts fällt vor, das sie nicht in Erfahrung brächten, und danach ihr Beneh-

nun gegen ihre Zöglinge einrichteten. Mehrmals des Tages stellen sich diese zu bestimmten Zeiten vor einem der Häuser in eine Reihe, werden von ihren Offizieren gezählt, und vernehmen dasjenige, was ihnen allen zur Wissenschaft gebraucht werden muß. Fremde, die das Institut besuchen, sehen sie genug, und jährlich wird wenigstens eine Reise in die umliegenden Gegenden gemacht. Feyerlich ist ihre Aufnahme unter die Zahl der Zöglinge, feyerlich die Entlassung derselben aus der Anstalt. Beydes geschieht in dem Bethsaale, in welchem sich die Gesellschaft täglich zur Absingung eines kurzen Liedes, und fast alle zweyte Sonntage zur Anhörung einer Betrachtung versammelt, die Salzmann zu halten pflegt."

„Es ist ein Hauptgrundsatz, nach welchem in Schnepfenthal gehandelt wird, daß der Mensch zur Thätigkeit gebohren, und schon in seiner Jugend strenge daran zu gewöhnen sey. Ich habe daher auch nirgends die Jugend so stark beschäftigt gefunden, als in Schnepfenthal, und ich nehme nicht ohne Grund an, daß diejenigen jungen Leute, die daselbst mehrere Jahre lang gebildet und zur Arbeit angehalten wurden, für die menschliche Gesellschaft sehr brauchbare, ordnungsliebende und männlich thätige Mitglieder werden müssen, wenn sie nicht das Unglück haben, durch böse Gesellschaft verdorben, und um die schönen Grundsätze ge-

bracht zu werden, die sie sich in Schnepfenthal zu eigen machten."

„Da die Schnepfenthäler Erziehungs-Anstalt ein aus so vielerley Theilen zusammengesetztes Werk ist, und der Gang der verwikeltsten, in einander streng eingreifenden Geschäfte auch durch kleinere Unregelmäßigkeiten leicht ins Stocken gebracht werden könnte, so ist es durchaus nothwendig, daß der Geist der Ordnung und Pünktlichkeit das Ganze beseele. Dieß ist denn wirklich auch der Fall. Jedes Mitglied der Gesellschaft muß zur Minute auf seinem Posten seyn. Bey dem größten Anscheine von Unordnung und Wirrwarr, herrscht doch schöne Harmonie, durchgängiges Eingreifen der Geschäfte in einander. Die Anstalt hat das Glück gehabt, von jeher in ihren Lehrern und Erziehern fast lauter Männer zu besitzen, die ihre Pflichten treulich erfüllten, und auch in Ansehung der Ordnungsliebe und Pünktlichkeit ihren Zöglingen Muster der Nachahmung waren. — Erscheint einer der Zöglinge nicht zu rechter Zeit auf seinem Posten, so wird dieß von seinem Offiziere oder Lehrer angemerkt, und dadurch bestraft. Wie schätzbar, von welchen segenreichen Folgen eine solche Angewöhnung zur Ordnung und Pünktlichkeit sey, sehen Sie, lieber Theodor, gewiß recht sehr ein. Wohl dem, der sich schon in seiner Jugend in derselben übt! wie brauchbar wird er einst für den Staat, für die menschliche Gesellschaft über-

haupt werden. Scheuen Sie, wackrer junger Freund, scheuen Sie das Unangenehme nicht, das oft mit einer pünktlichen Betreibung der Geschäfte, mit der Angewöhnung an strenge Ordnung verbunden ist; suchen Sie vielmehr rasch und unverdrossen in dieser Uebung fortzuschreiten, und werden Sie denjenigen nicht abgeneigt, die Sie mit Ernste dazu anhalten. Selbstüberwindung ist für den Jüngling, ich weiß es, oft ein harter, bittrer Kern, aber es erwächst ihm aus demselben ein Baum, der goldene Früchte trägt."

„Die regelmäßige Lebensart, welche die Schnepfenthäler führen, die Abhärtung, die ihr Körper erhält, die gehörige Bewegung desselben, das Schlafen in kühlen, gelüfteten Sälen, auf Matratzen, und unter leichten Bettdecken, das Einathmen einer reinen, frischen Luft; dieß alles wirkt vortheilhaft auf die Gesundheit aller Mitglieder der Anstalt. Hier weiß man nichts von bedeutenden Krankheiten, alles ist in der Regel gesund und munter, und in zwanzig Jahren, denn so lange steht bereits das Institut, ist noch kein Zögling, noch kein Lehrer gestorben. Ein kleines Wäldchen bey Schnepfenthal ist für diejenigen, die für immer diese Welt verlassen, zur Ruhestätte gewählt. Unter grünen Bäumen sollen sie im Schooße der Mutter Natur von den Mühen der Erde ausruhen, besucht und beweint von ihren zurückgelassenen Freunden — ihre

Gräber mit einfachen Denksteinen bezeichnet, und mit Blumen bestreut."

„Sie werden vielleicht fragen, ob das Leben der Schnepfenthäler Zöglinge eine ununterbrochene Thätigkeit sey, ob es nicht auch durch Erhohlungen und sinnliche Freuden gewürzt werde? Dieß ist allerdings der Fall. Jeder Tag bringt ihnen ein Paar Stunden, die theils der Ruhe, theils verschiedenen Vergnügungen gewidmet werden. Hier ergetzt sich ein Trupp durch das Ballspiel, dort läßt ein anderer einen Drachen steigen, hier liegt ein Häufslein beysammen an einem Hügel, und unterhält sich durch Erzählungen, auf einem andern Platze wird exercirt, und ein Truppen-Chor marschirt mit seiner Fahne, den General an der Spitze, auf der Instituts-Chaussee herauf mit umgekehrten Jäckchen, grünen Zweigen statt der Federbüsche, wohl bewaffnet mit — Stöcken, statt der Flinten, und mit Säbeln von — Holz. Im Winter geht es auf flüchtigen Schlitten den Hügel hinunter; es bilden sich Caravanen von Schlittenfahrern, und suchen einander einzuhohlen oder zu kappen; bisweilen beginnt eine Kanonade mit Schneekugeln; oft sind die gefrornen Teiche mit geschickten Schlittschuhläufern bedeckt; Colossen von Schnee werden empor gethürmt, Festungen angelegt, belagert und erobert; zuweilen erblickt man in den Wäldern einen Schwarm kleiner

Nimrode *), bewaffnet mit Bogen und Köchern oder mit Armbrüsten, und zu Zeiten hört man auf den winzigen Inselchen, welche winzige Männer mitten in dem nahen seichten Wiesenbache angelegt haben, ein Jubelgeschrey, ähnlich dem, welches Columbens Gefährten erhoben, als sie die Küsten von Amerika erblickten. Was gibts? was ist die Ursache des Frohlockens? — Ein kleiner König hat die kleine Insel erobert; seine Fahne wird aufgesteckt, er wird zum Herrn des Eylandes ausgerufen. Doch wie wäre ich im Stande, Ihnen ein lebendiges Bild von dem fröhlichen Leben und Weben der muntern jungen Schnepfenthäler zu machen, da fast jeder Tag der Geburtstag neuersonnener Belustigungen für sie ist!"

„Uebrigens sucht man auch durch einige bestimmte Feste die Einförmigkeit zu mindern, die nun einmal bey der Lage der Anstalt, und ihrer Natur nach überhaupt, wenigstens in Ansehung der Erwachsenen, nicht gänzlich entfernt werden kann. Wird das erste Mal im Jahre in den Garten gearbeitet, so rückt man feyerlich mit Fahnen, Trommel und Musik hinaus, und beschließt die Arbeit im Herbste auf dieselbe Weise; am Himmelfahrtstage bringt ganz Schnepfenthal die meisten Stunden desselben unter freyem Himmel auf einem

*) Nimrod war ein gewaltiger Jäger.

bald nahen, bald entferntern Berge zu, man feyert ein Kirsch- und Kartoffelfest, gibt bisweilen einen Ball, und sieht dem 24ten December, an welchem der heilige Christ bedeutende Geschenke bringt, mit heißer Sehnsucht entgegen."

„Sie fragen mich, lieber Theodor, ob auch unbemittelte Personen ihre Kinder an die Schnepfenthäler Anstalt schicken könnten? — Das kann nicht geschehen; denn da das Institut für sich allein auf seine eigene Gefahr besteht, und keine Geldunterstützung von Seiten eines Staates genießt, und doch dabey alles so sehr ins Große treibt, daß die Ausgaben bedeutende Summen erfordern: so dürfen auch die Pensionsgelder nicht gering seyn, und ob sie gleich, im Verhältnisse mit der gegenwärtigen Theurung aller Lebensbedürfnisse, gar nicht hoch angeschlagen sind, so können sie doch nur vermögendere Aeltern erschwingen. Ein Zögling dürfte leicht — nach dem jetzigen Course des Papiergeldes im Oesterreichischen — des Jahres mehr als tausend Gulden zahlen, wenn man alle Ausgaben, als die auf Kleider, Bücher, Schreibmaterialien, u. s. w. mit einrechnet."

„Sie wünschen den Stifter der Anstalt, den würdigen Salzmann, von Person kennen zu lernen, nachdem Sie ihn schon seit Jahren als Schriftsteller kennen. Vielleicht geschieht dieß noch einmal. Stellen Sie sich unter ihm einen Mann von den einfachsten

Gleichen vor, einen Mann, der mehr denkt und handelt, als spricht, schlicht gekleidet geht, und als Patriarch in den Kreisen seiner Familie und Pflegesöhne lebt. Ein ähnliches Bildniß, mit einer ausführlicheren Beschreibung seiner Anstalt, finden Sie auch in dem ersten Hefte meiner „moralischen Gemählde für die Jugend," die bey Voß und Comp. in Leipzig erschienen sind. Es war viel von ihm gewagt, daß er als Privatmann ein so bedeutendes, beträchtliche Kosten erforderndes Werk, als das Schnepfenthalische Institut ist, zu gründen unternahm. Der hohe Erfolg hat seinen Muth gekrönt — die Anstalt hat sich zu einem Umfange und zu einer Vollkommenheit erhoben, wie vielleicht außerhalb und der Christianenschule bey Koppenhagen keine einzige dieser Art in der ganzen Welt; sie geht ihren Gang ruhig fort, und wird durch die einfachsten Mittel in demselben erhalten. Ausdauernde Geduld, Ordnung und pünktliche Thätigkeit, immerwährende Thätigkeit und Eintracht sind die Schutzgeister, die über sie walten. Ohne Glauben an Gott, ohne festes Vertrauen auf ihn, würde Salzmann und seine Anstalt schwerlich den Punkt erreicht haben, auf welchem sie gegenwärtig steht. Dieser Glaube, dieses Vertrauen waren von jeher die Begleiter seines Lebens, und brachten bey ihm den männlichen Gleichmuth, der ihn nicht leicht verläßt, und jene hohe Ruhe des Geistes hervor, die auf diese Art

seine

nere Bildung, auf ein System fester Grundsätze hindeutet, und Salzmannen charakterisch eigen ist. Nur tiefere Menschenkenner wissen jenen Gleichmuth und diese Ruhe gehörig zu würdigen.“

„Nicht unerwähnt kann ich es lassen, daß der im J. 1804 verstorbene Herzog von Gotha, Ernst, sich große Verdienste um die Schnepfenthäler Erziehungsanstalt erworben hat, indem er bey Gründung derselben dem Stifter ein Geschenk von einigen tausend Thalern machte, und, was noch mehr sagen will, dem Institute eine Unabhängigkeit schenkte, die fast keine Anstalt dieser Art genießt. Die aufrichtige Theilnahme dieses trefflichen Fürsten und seiner Familie an dem guten Fortgange des Institutes, die öfteren Besuche, mit welchen er, seine Gemahlinn und die Prinzen, besonders in den ersteren Jahren, die Anstalt erfreuten, mußten für Salzmann sehr ermunternd seyn.“

„Nicht wenig haben ferner zum Flore der Anstalt die vielen trefflichen Lehrer beygetragen, welche an derselben arbeiteten, und zum Theil noch immer arbeiten. Mehrere von ihnen sind dem größeren Publikum vortheilhaft bekannt. Der berühmte Naturhistoriker Bechstein, Rath Andre in Braun, Direktor Lenz in Weimar, Alberti in Schlesien, Verfasser der Geschichte der Deutschen im Thüringer Bothen, Rektor Skolka in Ungarn, Beutler und andere haben sich als Schriftsteller Verdienste und Ruf

erworben, und noch leben in Schnepfenthal Hofrath GutsMuths und Blasche, Männer, die sich durch gründliche Kenntnisse und Einsichten auszeichnen, und als Erziehungs-Schriftsteller mit Achtung und Dank genannt werden müssen. Auch die wackern Schwiegersöhne von Salzmann, Weissenborn, W. Ruffeld und Märker sind dem Publikum bekannt. Außerdem arbeiten gegenwärtig an der Anstalt noch einige gebildete Männer, die in verschiedener Rücksicht sehr achtungswerth sind. Mehrere ehemalige Zöglinge der Anstalt, z. B. Ritter in Frankfurt a. M., der ein lesenswerthes Werk „Europa" geschrieben hat, haben bereits als Schriftsteller der lesenden Welt Proben von ihrer nicht gemeinen Geistesbildung gegeben, und versprechen für die Zukunft noch reifere, edlere Früchte."

„Obgleich viele Lasten auf dem würdigen Jugend- und Volks-Freunde Salzmann liegen, und eine Menge Entbehrungen, Verdrießlichkeiten, Sorgen und Arbeiten ihm bisher von dem auferlegt worden sind, der unser Schicksal leitet, so genießt er doch immerfort einer dauerhaften Gesundheit, und berechtigt dadurch seine Freunde und Verehrer zu der Hoffnung, daß er noch lange zum Wohle der Menschheit mitwirken werde. Schon steht er im drey und sechzigsten Jahre, und es sind gerade drey und zwanzig Jahre, daß er die Schnepfenthäler Anstalt dirigirt. Es war sein Vorsatz, die Direction derselben im Jahre 1804 nie-

der zu legen, und sie einem andern zu übergeben. Es sollte damit ein Fest verbunden werden, und an demselben jeder theilnehmen, der einmal zu Schnepfenthal gehörte, und dem es die Umstände erlaubten, eine Reise dahin zu machen. Salzmann hat aber seinen Vorsatz geändert, und die Feyer des Festes bis auf das Jahr 1809. hinaus verschoben. Möchte er noch viele Jahre dem nützlichen Institute vorstehen, und in seinem Alter reichliche Früchte seiner Bemühungen genießen!„

„Salzmanns Geburtsfest, welches den 1sten Juny jedes Jahr gefeyert wird, ist immer ein Freudenfest für seine Familie und alle, die ihn lieben; es wird gewöhnlich einfach begangen, denn Salzmann liebt überall das Einfache, Ungekünstelte. Sein letztes Geburtsfest, dem ich beywohnte, (im Jahre 1803.) wurde auf folgende Weise gefeyert. Um vier Uhr Morgens erhob sich vor seinem Schlafgemach eine schöne, sanfte Instrumental-Musik, die ihn aus dem Schlummer weckte; ein Chor von Zöglingen sang ein Lied, das sich auf diesen Tag bezog; in seinem Zimmer fand Salzmann Blumenstöcke und andere Gaben, gereicht von den Händen der Verehrung und Liebe. Nach der Morgenandacht trat er in den Zirkel seiner zahlreichen versammelten Familie. Gattinn, Töchter und Söhne, Enkel und Enkelinnen, Schwiegersöhne und eine Schwiegertochter umgaben den geliebten Vater, und drückten ihre frohen

und dankbaren Empfindungen in einem Gesange aus, der mit einem Fortepiano, einer Harfe und Flöte begleitet wurde. Das Mittagsmahl wurde in einem grossen Saale genossen, hundert und sechs Personen nahmen an demselben Theil. Ein dankbarer Zögling hatte einige Verse drucken lassen, die Vater Salzmann unter der Serviette fand. Während der Mahlzeit brachte ein Lehrer mit gefülltem Becher Salzmannen ein Lebehoch. Die Tischgesellschaft wiederhohlte es, und stimmte in folgendes Lied ein:

(Melod. Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. ꝛc.)

Vater, dieses Lebehoch!
Tönt zu deinem Preise;
Viele Jahre wirke noch
Hier in unserm Kreise.
Wirke für das Wohl der Welt,
Für das Wohl der Deinen,
Viele, wenn der Vorhang fällt,
Werden um Dich weinen.

Denn beweint verläßt der Mann,
Der stets Treue übte,
Und auf Menschenwohl nur sann,
Die, die er hier liebte;
Thränen edler Dankbarkeit
Fließen ihm zu Ehren,
Und noch in der spätsten Zeit
Dankt man seinen Lehren.

O daß hier in unserm Kreis'
Dieses Dankes Zähre,
Guter Vater, Dir zum Preis',
Spät erst sichtbar wäre!
Daß wir doch noch oft mit Dir
Dieses Tags uns freuten,
Daß am ersten Juni wir
Oft den Wunsch erneuten!

Oft noch tön' ein Lebehoch
Laut zu Deinem Preise!
Viele Jahre wirke noch
Hier in unserm Kreise.
Auf, ihr Brüder, laßt uns weihn
Ihm den Saft der Rebe,
Alt' und Junge stimmen ein:
Unser Vater lebe!

„Nach dem Abendessen wurde von einigen Lehrern und Zöglingen ein Concert gegeben."

„Ich lege noch ein Lied bey, welches vor einigen Jahren an Salzmanns Geburtsfeste abgesungen wurde. In dem Tanzsaale war das ganze Institut versammelt, und bildete einen großen Kreis. Der Pflegevater Salzmann, der von seinen Zöglingen schlechtweg Vater und Du genannt wird, trat in den Kreis, der in diesem Augenblicke den folgenden Gesang nach der trefflichen Melodie des englischen Volksliedes: God save the king etc, etc, anstimmte:

Gerühret stehen wir,
Und Dir, o Vater, Dir
Schlägt unser Herz!
Dir gilt der Liebe Drang,
Dir unser wärmster Dank;
Er regt sich innig, leis'
In diesem Kreis!

Chor.

Dir gilt der Liebe Drang u. s. w.

Entfernt vom Vaterland,
Beglückt der Freundschaft Band
Uns alle hier!
Dir Vater danken wir,
Als Stifter, heut dafür.
Sieh', alles, Groß und Klein,
Sich Deiner freun!

Chor.

Dir, Vater danken wir, u. s. w.

Uns fehlt der Vater nicht,
Uns fehlt die Mutter nicht,
Du sorgst für uns!
Sieh freudenvoll um Dich!
Die Herzen heben sich,
Der Pflegesöhne Schaar
Bringt Opfer dar.

Chor.

Sieh freudenvoll um dich! u. s. w.

Der Schöpfer unserer Ruh'
Und unsers Glücks bist Du,
Wohl Dir! wohl uns!
O was ist göttlicher,
O was ist lohnender,
Als sich der Menschheit weih'n,
Beglücker seyn!

Chor.

O was ist göttlicher, u. s. w.

Einst wann getrennt von Dir,
In fernen Ländern wir
Dem Ziel' uns nah'n:
Oft kehrt dann unser Blick
Voll Dank zu Dir zurück,
Und Enkel segnen dann
Dich, edler Mann!

Chor.

Oft kehrt dann unser Blick, u. s. w.

Erhalte, Höchster! Ihn,
Laß Seine Aussaat blühn!
Erhöre uns!
Erhör' uns, Gütigster!
Erhör' uns, Heiligster!
Laß Seinen Weg uns gehn,
Dieß Fest oft sehn!

Chor.

Erhör' uns, Gütigster, u. s. w.

„Leben Sie wohl, mein Theodor, und fahren Sie fort, zu lieben

Ihren Freund

Glatz."

So weit der Glatzsche Brief. Wünscht jemand eine weitläuftigere Beschreibung von der Schnepfenthäler Erziehungsanstalt zu lesen, der findet sie in den moralischen Gemählden für die gebildetere Jugend, von J. Glatz. (Leipzig b. Voß)

Zunächst für die Jugend hat Salzmann folgende Schriften geschrieben:

1) Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. 8. Bändchen. Leipzig bey Crusius.
2) Moralisches Elementarbuch, 2. Theile, Ebend.
3) Nachrichten aus Schnepfenthal für Kinder. Ebend.
4) Reisen der Salzmannschen Zöglinge, 6. Bände. Ebend.
5) Bibliothek für Jünglinge und Mädchen. Braunschweig in der Schulbuchhandlung.
6) Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. 2. Bändchen. Schnepfenthal.
7) Conrad Kiefers A. B. C. und Lesebüchlein. 2. Bändchen. Dazu zwey Hefte Kupfer. Ebend.
8) Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von acht bis zehn Jahren. Ebend.
9) Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von zehn bis zwölf Jahren. Ebend.

Abhärtung.

Herr Ehrenfried wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt. Er meinte es mit allen Menschen gut, kränkte niemanden, und freute sich gar herzlich, wenn er Gelegenheit fand, jemanden gefällig zu seyn. Wollten die Nachbaren sich zanken: so ermahnte er sie zum Frieden; fing ein junger Mann seine Haushaltung an: so gab er ihm guten Rath, wie er sie einrichten sollte; wurde jemand krank: so schickte er ihm Erquickung; fand er Arme, die sich nicht nähren konnten: so verschaffte er ihnen Arbeit. Wer wollte einen solchen Mann nicht lieben und hochschätzen?

Früh stand er auf, und brachte den größten Theil des Tages mit Arbeit zu. War diese geendigt, so ging er des Abends in seine Familienstube, um sich da aufzuheitern. Da kam denn seine liebe Frau, Hedwig hieß sie, ihm mit freundlichen Blicken entgegen, stellte ihm seine Kinder, Heinrich, Julie und Carl vor, und hielt ihm den lächelnden Säugling Conrad entgegen. Die ältern Kinder umarmten dann den guten Vater und zogen ihn zu sich an den Tisch, den die liebe Mutter zwar mit wenigen, aber mit gesunden und wohlschmeckenden Speisen besetzt hatte. Waren diese verzehrt: so mußte dann der liebe Vater immer etwas erzählen. Die Kinder

schmiegten sich an ihn, und hörten begierig zu, bis das Zufallen der Augenlieder sie erinnerte, daß es Zeit sey, sich der Ruhe zu überlassen.

Einst hatte Herr Ehrenfried ihnen auch etwas von seinen Großältern erzählt, und sie dann zur Ruhe gebracht. Noch einmahl sah er nach ihnen, ehe er sich selbst niederlegte. Da lagen sie alle im süßen Schlafe mit rothen Backen und ruhiger Miene. Geschwind lief er zu Hedwig, und rief sie, daß sie ihre Kinder sehen sollte. O sieh, sprach er, gute Mutter, deine lieben Kinder! wie sie so sanft ruhen! wie gesund ihr Schlaf ist! wie viele tausend Kinder werden sich jetzt unruhig herumwerfen und nicht einschlafen können! wie viele werden sich winden vor Schmerzen, und deine Kinder schlafen so ruhig! Dieß haben sie dir zu danken, sagte Hedwig. Und dir gute Mutter! sagte Ehrenfried.

Ruhet immer so sanft, sagten beyde, und überließen sich dann selbst der Ruhe.

Aber ach! lange hatten sie nicht geruhet: so wurden sie beyde aufgeschreckt. Was war dieß? fragte Hedwig ängstlich. Puff! da geschah wieder ein Kanonenschuß. Zugleich wurde auch auf den Thürmen gestürmt. Es ist Feuer! rief Ehrenfried.

Feuer! schrie Hedwig; beyde sprangen sogleich aus ihren Betten, und warfen sich in die Kleider.

Hedwig zog den Vorhang des Fensters zurück, da sah sie eines der nächsten Häuser in hellen Flammen stehen.

Sie schrie laut auf: wir sind verlohren! und alle ihre Glieder zitterten. Auch Ehrenfried war erschrocken.

Bald aber faßte er sich, ergriff die Hand seines Weibes und sagte: Hedwig! willst du mich hören?

Ach ja! ach ja! antwortete sie.

Wir sind verlohren, fuhr er fort, wenn wir uns vom Schrecken überwältigen lassen. Wir werden dann alles verkehrt anfangen, alles den Flammen überlassen. Wenn wir aber ruhig nachdenken, was wir zu thun haben: so werden wir vieles, vielleicht alles retten können. Willst du dieß thun? willst du ruhig seyn?

So viel ich kann, sagte Hedwig.

Gut! fuhr Ehrenfried fort, so überlege: was ist dir unter allen deinen Sachen das liebste? — Meine Kinder! sagte sie.

So gehe hin, sprach Ehrenfried, und wecke sie! aber ja fein sanft! erschrecke sie nicht durch Geschrey und Klagen; sie könnten vor großem Schrecken eine Krankheit bekommen.

Da faßte sich dann Hedwig, weckte sanft ihre Kinder, und ermahnte sie, sich anzuziehen. Es brenne in der Stadt, sagte sie, und es wäre doch gut, wenn man in solchen Fällen munter wäre.

Herr Ehrenfried dachte indessen auch nach, was er am ersten retten müsse, suchte sein Geld zusammen, und schüttete es in einen großen Beutel. Dann nahm er seine Papiere, und legte sie in eine Kiste. Als er noch damit beschäftigt war, hörte er unten im Hause einen Lärm.

Was gibts? rief er zur Thür hinaus. Es sind Leute da, antwortete eine männliche Stimme, denen Sie Gutes gethan haben, diese Leute wollen Ihnen in der Noth beystehen. Wir wollen retten, was wir können! retten wollen wir! riefen viele.

Gut! ich danke! ich danke! war Ehrenfrieds Antwort. Ehe ihr aber noch rettet, so seyd fein ruhig, und denket nach, wie ihr retten wollt.

Meister Kilian! ihm gebe ich das Zimmer Nummer 1., räume er es fein ordentlich aus; Meister Sempronius sorgt für das Zimmer Nummer 2.; Meister Herrmann läßt Nummer 3. ausräumen, und Gevatter Balthasar thut mir die Gefälligkeit und geht auf den Anger, und bewacht die Sachen, die dorthin geschafft werden sollen.

Die Kinder packten auch an. Carl sein Kegelspiel und Damenbret, Heinrich seine Bücher und Farbenkasten, und Julie alles das Küchengeräthe, das ihr die Großmutter am verflossnen Weihnachten geschenkt hatte.

Kaum waren sie mit Einpacken fertig: so trat hastig eine Frau ins Zimmer, und legte alles bedachtsam in einem Tragekorb.

Wo will sie mit diesen Sachen hin? fragte Hedwig.

Auf den Anger will ich es tragen, wohin die übrigen Sachen geschafft werden.

Sie ist doch, sagte Hedwig, eine recht gefällige Frau.

Gefällig? fuhr die Frau fort, gefällig? ich thue ja nur meine Schuldigkeit. Haben Sie mir, da ich vor drey Jahren am Tode lag, nicht das Leben gerettet? Haben Sie nicht mich und meine Kinder mit Essen und Trinken versorgt? Haben Sie nicht die Arzneyen bezahlt, die ich bekam? Einer solchen Frau muß man durchs Feuer laufen.

Mit diesen Worten nahm sie ihren Korb und ging fort.

Herr Ehrenfried ging auch fort, um zu sehen, ob das Feuer sich nähere, damit er seine Lieben retten könne, ehe das Haus von der Flamme ergriffen würde.

Unterdessen war Hedwig mit ihren Kindern in gro
bangigkeit. Vielleicht, dachte sie, habe ich mi

meinen Kindern das letzte Mal in diesem Hause geschlafen, wo ich so viele vergnügte Tage hatte. Die Thränen rollten ihr über die Backen, die sie gern vor ihren Kindern verborgen hätte, aber doch nicht verbergen konnte.

Hundert Fragen thaten die Kinder wohl an sie. Wo werden wir wohnen, wenn unser Haus abbrennt? Wo wollen wir kochen? Wo bekommt denn der Vater ein anderes Waarenlager her? u. dgl. Am Ende fingen sie alle an bitterlich zu weinen. Da — trat der Vater herein. Beruhigt euch, lieben Kinder! sagte er, wir sind gerettet. Das Feuer ist glücklich gelöscht. Wir behalten unser Haus, unsere Küche, Schlafzimmer, Stallung und Garten — alles behalten wir. Alles? fragten alle.

Alles! war des Vaters Antwort. Und wißt ihr wohl, fuhr er fort, wem wir diese Rettung zu danken haben? Hier diesem braven Manne!

Hier stellte er seiner Familie einen Mann vor, dessen Kleider von Wasser durchnäßt waren, und dessen Glieder vor Kälte starrten.

Dieß ist Herr Amtmann Siegfried! sagte er. Hätte dieser wackre Mann nicht alles Mögliche gethan: so stünde jetzt unser Haus in Flammen, und wir müßten flüchten, wohin wir könnten. Der hat aber vor dem Riß gestanden. Das Haus, das zunächst an das brennende Haus gränzte, ließ er niederreißen, und half selbst mit. Zehn Feuerspritzen ließ er herbeyführen, ermunterte die Leute Wasser herbey zu tragen, regierte selbst bisweilen den Schlauch einer Spritze; versprach — Ach ich bitte Sie, sagte der Amtmann, schweigen Sie doch und machen Sie nicht so viel Aufhebens da-

von, daß ich gethan habe, was jeder rechtschaffene Mann zur Zeit der Noth thun muß.

So will ich schweigen, sagte Herr Ehrenfried, aber, meine liebe Frau, schaffe nur gleich Kleider herbey, daß dieser wackere Mann sich umkleiden kann.

Hedwig sprang sogleich auf, um sie zu suchen, der Amtmann hielt sie aber bey der Hand und sagte: bleiben Sie! bleiben Sie! ich werde mich nicht umkleiden.

Nicht umkleiden? fragte Hedwig. Sie können ja das kalte Fieber bekommen, wenn Sie in dieser nassen Kleidung bleiben. Da lachte der Amtmann und sagte: tausend andere würden das Fieber, oder wohl gar den Tod davon haben, wenn sie in dieser nassen Kleidung blieben. Mir schadet sie nicht. Ich kenne meinen Körper, und weiß, was er aushalten kann. Soll ich ja um etwas bitten, so ist es, daß Sie mir warmes Bier machen lassen.

Wie ein Pfeil schoß Hedwig nach der Küche, Julie folgte ihr. Die Magd bekam die nöthigen Aufträge. Sogleich loderte die Flamme auf dem Heerde unter einem Topfe mit Bier, zu welchem Milch und Eyer gethan wurden. Nach einer Viertelstunde stand das warme Bier da. Der Amtmann genoß es, und versicherte, daß es ihm besser schmecke als vornehmen Leuten, die nichts gearbeitet hätten, ihre Leckerbissen.

Unterdessen standen die Kinder alle um diesen wackern Mann, und betrachteten ihn vom Kopfe bis auf die Füße. Heinrich war so dreist, daß er seine Hand faßte, und ihn fragte: aber woher kommt es denn, lieber Herr Amtmann! daß Ihnen die nasse Kleidung nichts schadet?

Das will ich dir sagen, lieber Kleiner! antwortete der Amtmann. Von meiner Kindheit an habe ich

meinen Körper abgehärtet. Da ich so ein kleiner Bursche war, wie du, da wußte ich nichts von Federbetten. Ein Strohsack war mein Unterbette. Mit einer leichten, mit Wolle durchnähten Decke bedeckte ich mich. Mein Vater führte mich täglich aus, es mochte schneyen oder regnen, frieren oder die Sonne scheinen. Des Morgens, wann andere Kinder Kaffee schlürften, bekam ich ein Butterbrod oder ein Glas Milch. Sieh, lieber Kleiner! dadurch ist mein Körper fest geworden und kann Strapazen aushalten. Hätte ich mich nicht so abgehärtet: so könnte ich jetzt von der Erkältung eine Krankheit bekommen. Ein weichlicher Mann, dessen Körper nicht abgehärtet ist, der ist nur ein halber Mann. — Gute Nacht! lieben Leute, jung und alt, schlaft alle wohl, und erhohlet Euch von eurem Schrecken. Ich danke für das warme Bier!

Herr Ehrenfried gab sich viele Mühe, ihn zu bereden, daß er in seinem Hause schliefe; es half aber nichts; der wackre Mann drückte ihm die Hand und eilte nach Hause.

Jetzt ging Ehrenfrieds erste Sorge dahin, daß er die Sachen, die man aus dem Hause geschafft hatte, wieder herein brächte, dann führte er seine Kinder wieder zur Ruhe, und überließ sich selbst noch ein Paar Stunden dem Schlafe.

Kaum war Heinrich den andern Morgen aufgestanden, so ging er zum Vater und sagte: Vater, ich habe eine Bitte an dich, du darfst sie mir aber nicht abschlagen.

Vater. Wie heißt deine Bitte?

Heinrich. Laß mir einen Strohsack machen, daß ich darauf schlafe.

Vater. Wie kommst du denn auf diese Einfälle?

Heinrich. Ich möchte nicht gern ein halber Mann seyn, sondern ein ganzer Mann werden, wie der Herr Amtmann.

Vater. Und warum denn dieß?

Heinrich. Daß ich den Leuten auch beystehen kann, und sie retten, wenn sie in Gefahr sind.

Vater. Gib mir die Hand, Heinrich, du bist ein wackrer Bursche. Du sollst nicht nur einen Strohsack haben; sondern ich will dir auch noch mehr Gelegenheit, dich abzuhärten, verschaffen, als du bisher hattest.

Kaum hatte Heinrich die Versicherung von seinem Vater bekommen, so lief er fort zu seinen Geschwistern und sagte: Carl! Julie! wißt ihr etwas Neues? der Vater läßt mir einen Strohsack machen.

Sogleich gingen Carl und Julie auch zum Vater, und bathen ihn, er möchte ihnen auch Strohsäcke machen lassen, und der Vater versprach, daß er es thun wolle. Darüber freueten sich die Kinder herzlich.

Salzmann.

Die bösen Angewohnheiten.

Es ist nicht gut, wenn Kinder etwas, was nicht anständig, schicklich und lobenswerth ist, oft wiederhohlen. Sie gewöhnen sich leicht daran, und manches Häßliche und Schädliche wird ihnen zur Angewohnheit, von der sie sich in ihren ältern Jahren nur mit Mühe und oft gar nicht wieder losmachen können. Man kann sich daher vor bösen Angewohnheiten nicht sorgfältig genug in Acht nehmen.

Leopoldine hatte die Unart, wenn sie Suppe aß, oder Kaffeh trank, zu schmatzen, wie ein gewisses Thierchen, das man nicht gerne nennt. Ihre Aeltern machten sie bisweilen darauf aufmerksam und sagten ihr, daß dieß unschicklich und gebildeten Menschen zuwider sey. Aber Leopoldine achtete nicht darauf, so daß am Ende das Schmatzen beym Essen ihr zur Angewohnheit wurde. Sie war schon sechzehn Jahre alt, als sie noch immer diese Unart an sich hatte.

Einmal reiste durch die Stadt, in welcher Leopoldine lebte, ein reicher Engländer. Ihre Aeltern luden ihn nebst vielen andern Personen zu Tische. Leopoldine war hübsch und munter, und mehrere von der Gesellschaft unterhielten sich vorzüglich mit ihr. Der Engländer, der etwas entfernt von ihr saß, fand auch viel Wohlgefallen an ihr. So reich er war, so war er doch in seinen Reden oft sehr derb und unartig.

Leopoldine aß die Brühen, die auf den Tisch kamen, mit ihrer gewöhnlichen Unart — sie schmatzte. Der Engländer hörte dieß, und sah sich um, aber er entdeckte nichts. Mein Herr, sprach er zu Leopoldinens Vater, haben Sie in der Nähe vielleicht Meerschweinchen? Ich höre um mich ein Schmatzen, wie das Schmatzen eines solchen Thieres.

Aller Augen waren auf Leopoldinen gerichtet. Sie schlug beschämt ihre Blicke nieder; der Löffel sank ihr beynahe aus der Hand. Noch nie hatte sie sich in einer so unangenehmen Verlegenheit befunden. Nach Tische zog sie sich in ihr Zimmer zurück, und weinte bitterlich.

Das Vorgefallene verbreitete sich bald in der ganzen Stadt; Leopoldine erfuhr dieß, und wurde lange Zeit hindurch von der unangenehmsten Scham gefoltert.

Sieh, meine Tochter, sagten ihre Aeltern zu ihr, solche Folgen ziehen böse Angewohnheiten nach sich; man macht sich dadurch andern zuwider und bringt sich ins Gerede.

Leopoldine wollte nun ihre Unart sich abgewöhnen. Ich will nicht eher mit Ihnen essen, liebe Aeltern, sagte sie, bis ich mich von meiner Angewohnheit los gemacht habe. Mehrere Tage lang speiste sie an einem besondern Tische, bis sie sich das Schmatzen abgewöhnt hatte. Es wurde ihr schwer genug, und sie mußte lange Zeit hindurch auf sich Acht geben, daß sie nicht in ihren alten Fehler verfiel.

Judith pflegte zuweilen ihren Kopf auf die Seite zu neigen. Hübsch aufrecht den Kopf getragen! rief ihr die Mutter oft zu. Aber Judith folgte nicht. Sobald die Mutter nicht um sie war und sie daran erinnerte, ließ sie ihren Kopf immer nach der rechten Schulter herab hängen. Dieß wurde ihr bald zur Angewohnheit, und man hieß sie in ihrem Wohnorte fast allgemein die Kopfhängerinn. Ein Fremder, der ihr einmal auf einem Spaziergange begegnete, fragte seinen Begleiter, ob dieß Mädchen vielleicht schon einmal aufgehenkt worden wäre?

Warum das? fragte der Begleiter.

Ey, sehen Sie denn nicht, versetzte der Fremde, daß sie den Kopf auf die Schulter hängen läßt? Es scheint, als wenn ihr das Genick gebrochen worden wäre.

Judith wollte vor Scham vergehen, als sie dieß hörte. Jetzt fing sie in allem Ernste an, auf sich aufmerksam zu seyn, und den Kopf aufrecht zu tragen. Es kostete ihr viele Mühe, bis sie es dahin brachte, daß sie nicht mehr die Kopfhängerinn hieß.

Philippine hatte die üble Gewohnheit, die rechte Schulter in die Höhe zu ziehen, so daß die linke merklich niedriger war. Ihre Aeltern bemerkten dieß nicht gleich. Endlich sah es der Vater zuerst.

Liebe Frau, sprach er zu seiner Gattinn, ist denn unsre Philippine schief gewachsen?

Was redest du, lieber Mann! versetzte Philippinens Mutter; unsre Tochter hat den besten Wuchs. Ich habe sie freylich schon seit mehreren Monathen, seit dem ich hier in dem Bade bin, nicht gesehen.

Du sollst sie schon sehen, sprach der Vater! ich habe sie mehrmals scharf beobachtet. Ihre rechte Schulter ist höher als die linke; das merkt man ihr besonders an, wenn sie geht.

Die Mutter kehrte aus dem Bade, das sie ihrer Gesundheit wegen gebraucht hatte, nach Hause zurück, sah Philippinen, und gab ihrem Manne recht. Es ist recht sichtbar, sagte sie, daß Philippine schief aussieht. Ihr Körper ist zuverläßig gerade gewachsen, aber sie muß sich gewöhnt haben, ihre rechte Schulter aufwärts zu ziehen. Diese üble Angewohnheit findet man bey vielen Mädchen.

Philippine wurde nun von ihren Aeltern auf ihre böse Angewohnheit aufmerksam gemacht. Leider war es zu spät, und sie nicht mehr vermögend, sich von derselben loszumachen. Mehrere Monathe lang mußte sie im Garten und im Hause viel herumspazieren, und in der rechten Hand ein schweres Stück Eisen tragen, wodurch der Arm herabgezogen wurde. Aber der Körper hatte bereits eine feste Haltung angenommen, und die rechte Schulter blieb immer etwas höher. Das schmerzte besonders die Mutter sehr.

Ein junger, trefflicher Mann, der von Philippinens guten Eigenschaften gehört hatte, kam in ihren Wohnort, um, wenn sie ihm gefiele, ihr seine Hand anzubiethen. Es war gerade der Mann, wie sie sich ihn wünschte. Mit ihm wäre sie am glücklichsten geworden. Er besuchte ihre Aeltern, und gefiel sehr. Ihm gefiel Philippine auch nicht wenig. Aber er bemerkte die schiefe Richtung ihrer Schultern, stieß sich daran, reiste ab, und heirathete Philippinen nicht. Sie wurde einem andern Manne zu Theil, der mit jenem nicht zu vergleichen war.

Minchen war ein herzensgutes Mädchen; aber sie gewöhnte sich schon in ihrer frühen Jugend einen unangenehmen, schreyenden Ton an. Wenn sie sprach, klang es so, als wenn man einen Holzheher schreyen hörte. Nun macht aber bey einem Frauenzimmer nicht sobald etwas einen widrigeren Eindruck, als eine hohle, rauhe, pipsende oder krächzende Sprache.

Ein junger Mann sah Minchen einmal in einer Gesellschaft. Ihr Aeußeres gefiel ihm sehr wohl, und er dachte in seinem Herzen, sie zu heirathen. Er kam zum zweytenmale mit ihr zusammen, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und hörte ihre schreyerische Stimme. Durch diese wurde er so sehr zurückgeschreckt, daß es ihm nie wieder einfiel, zu wünschen, Minchen möchte seine Frau werden.

Minchen erzählte gut. Aber niemand hörte ihr gerne zu, weil ihre Sprache so widerlich klang. Was die böse Angewohnheit nicht thut!

Als Riekchen noch klein war, gewöhnte sie sich die Unart an, ihren Mund hin und her zu ziehen. Da-

durch bekam derselbe eine häßliche Gestalt. Als sie größer wurde, bewegte sie immerfort den Mund hin und her, so, daß es schien, als spreche sie in Einem fort. Das ließ recht häßlich. Niemand wollte sie heirathen, und sie mußte ihre Tage einsam verleben. Dieß hatte sie ihrer üblen Angewohnheit zu verdanken.

Susanne hatte schöne blaue Augen. Wer sie als Kind sah, betrachtete sie mit Wohlgefallen. Welch' ein herrliches Augenpaar! rief mancher aus. Susanne brachte sich leichtsinnig um ihre schönen Augen; sie gewöhnte sich, in schiefer Richtung um sich zu blicken, und als sie sechs Jahre alt war, schielte sie. Schade um das Mädchen und um ihre herrlichen Augen! sagten manche, die sie jetzt sahen. Mancher brave Mann hätte Susannen, als sie erwachsen war, zur Frau genommen, wenn sie nicht durch ein schielendes Auge entstellt worden wäre. Sie blieb unverheirathet.

Charlotte sah blaß aus wie der Tod. Der Arzt wurde um Rath gefragt, und verordnete für sie mancherley Arzneyen. Aber sie fruchteten nichts. Man konnte die Ursache ihrer Kränklichkeit durchaus nicht erfahren.

In dem Vorsaale bemerkte einmal Charlottens Vater, daß der Kalk von der Wand immer stärker abgekratzt werde. Er suchte den Thäter davon zu entdecken. Wie erstaunte er, als er eines Morgens Charlotten erblickte, wie sie mit einem Messer Kalk abkratzte, und ihn verschluckte. Er trat hervor, und Charlotte läugnete nun nicht, daß sie es sey, die den Kalk bis jetzt von der Wand abgeschabt, und verzehrt habe.

Dem Vater war dieß unbegreiflich. Charlotte gestand, daß sie vor ohngefähr zwey Jahren zuerst Kalk gekostet habe; er habe ihr, sagte sie, wohlgeschmeckt, und das Kalkessen sey ihr bald so sehr zu einer Angewohnheit geworden, daß sie sich von derselben nicht mehr habe los machen können.

Nun wußte der Vater, worin der Grund von Charlottens Kränklichkeit und blassem Aussehen lag. Er ließ den Arzt rufen, und entdeckte ihm alles. Dieser schüttelte den Kopf. Liebe Charlotte, sagte er, Sie müssen sterben, wenn Sie fortfahren Kalk zu essen. Das ist eine der schädlichsten Angewohnheiten.

Der Arzt verordnete neue Arzneyen, der Vater aber verboth es Charlotten aufs schärfste, je wieder Kalk zu essen. Sie versprach es. Aber — so stark ist die Macht einer Angewohnheit — sie hielt ihr Wort nicht. Noch oft schabte sie heimlich Kalk von der Wand ab, und verzehrte ihn, daher sie auch noch zwey Jahre kränkelte, bis sie die Abzehrung bekam, und daran eines frühzeitigen Todes starb.

O hüthet euch, liebe Leser und Leserinnen, hüthet euch mit aller Sorgfalt vor bösen Angewohnheiten; bittet eure Aeltern und Lehrer, euch aufmerksam zu machen, wenn ihr euch an etwas Unschickliches und Schädliches gewöhnen wollt; und wenn sie euch deßhalb Vorstellungen machen, so nehmet sie willig an, und danket ihnen dafür, denn sie meinen es gut mit euch.

Glatz.

Das anmaßliche Mädchen.

Wer sich manches herausnimmt, wozu er kein

Recht hat, maßt sich etwas an, wie man zu sagen pflegt, oder er ist ein anmaßlicher Mensch.

Die ganze Stadt nannte Friederiken ein anmaßliches Mädchen, denn sie nahm sich vieles heraus, wozu sie kein Recht hatte.

Schon als kleines Mädchen maßte sich Friederike manches an. Sie hatte einen kleinen Bruder, Wilhelm, und eine jüngere Schwester, Wilhelmine. Beyde waren recht verständige und gute Kinder. Aber Friederike wollte weit verständiger und besser seyn, als sie, und da sie älter war, so glaubte sie ein Recht zu haben, den jüngern Geschwistern zu befehlen, und sie nach ihren Einfällen zu behandeln. Sie maßte sich auf diese Weise ein Recht an, das ihr nicht zustand.

Eines Nachmittags gingen ihre Aeltern aus, und sagten zu ihr, als der ältesten, sie möchte Acht geben, daß im Hause keine Unordnung vorfiele. Wilhelm und Wilhelmine unterhielten sich durch ein unschuldiges Spiel. Friederike trat zu ihnen, nahm die Miene einer Gouvernante an, und befahl, sie möchten das Spiel sogleich endigen.

Liebe Schwester, sprach Wilhelmine, laß uns doch ruhig fortspielen, wir stören dich ja nicht. Das Spiel ist kein schädliches Spiel und macht uns große Freude.

Ich befehle es euch, rief Friederike, daß ihr aufhöret, zu spielen.

Jetzt wurde der kleine Wilhelm unwillig. Er sprang vom Stuhle auf, auf dem er saß, trat muthig zur Schwester, und sagte: bist du unsre Gouvernante, daß du uns befehlen willst? Meinst du, daß wir dir gehorchen werden? Thust du doch, als wenn du die Kaiserinn von China wärst.

Diese Worte brachten Friederiken sehr auf. Wilst

ihr nicht, sprach sie zornig, daß Vater und Mutter mir die Aufsicht und das Commando im Hause übergeben haben?

Gehorsamster Diener, gnädigster Herr Commandant, rief Wilhelm spottend. Wo sind Ihre Soldaten? wo Ihr Commandostab?

Friederike wurde durch diesen Spott sehr beleidigt. Laß gut seyn, Wilhelm! sprach Wilhelmine. Es ist mir nun die Lust zum Spiele vergangen. Wir wollen etwas anderes vornehmen. Komm', laß uns diese Charten und Bilder zusammensetzen.

Dir thu' ich alles zu Liebe, versetzte Wilhelm, denn du bist eine gute, herrliche Schwester. Nur soll sich der Herr Commandant nicht einbilden, als wenn wir auf seinen Befehl das Spiel geendigt hätten.

Beyde fingen nun an, Charten und Bilder zusammen zu setzen. Aber auch bey dieser nützlichen Beschäftigung blieben sie nicht lange ungestört. Friederike, die sich durchaus das Ansehen einer Befehlshaberinn geben wollte, geboth ihnen nach einer Viertelstunde, aufzuhören und mit ihr in den Garten zu gehen.

Das wollten aber Wilhelm und Wilhelmine nicht thun. Friederike wurde zornig, ergriff die jüngere Schwester bey dem Arme, und schleppte sie zur Thüre hinaus. Mit Wilhelm wollte sie dasselbe thun. Aber der wehrte sich tapfer, und als sie nicht nachließ, ihn herumzuziehen, versetzte er ihr mit einem kleinen Stocke auf die Hand einen Schlag, daß sie zu schreyen anfing.

Wilhelmine kam nun wieder in das Zimmer. Du bleibst hier, sprach er, und lässest dich von ihr nicht wieder hinausstoßen. Er stellte sich nun hinter einen

Stuhl, und wehrte sich mit dem Stocke, wenn Friederike ihm nahe kommen wollte.

Friederike sah nun wohl, daß sie ihre beyden Geschwister nicht bezwingen könne. Sie wollte daher auf eine andere Weise ihnen wehe thun. Ihr seyd ungehorsame, garstige Kinder! rief sie; ich werde euch schon bey Vater und Mutter verklagen. Mutter hat mir das Vesperbrot gegeben, um es unter Euch auszutheilen. Aber ihr verdient es nicht; ihr bekommt nichts, gar nichts, nichts, nichts bekommt ihr! —

Wilhelm, der gerade guten Appetit hatte, verlangte mit Ungestüm das Vesperbrot, und behauptete, Friederike habe kein Recht, ihm dasselbe vorzuenthalten. Aber diese schloß den Wandschrank, in welchem sich das Vesperbrot befand, ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, und so waren Wilhelm und Wilhelmine gezwungen, zu fasten.

Nach zwey Stunden kamen ihre Aeltern. Friederike ging ihnen entgegen, beklagte sich über die Unfolgsamkeit der beyden Geschwister, und zeigte ihnen die Hand, worauf sie Wilhelm geschlagen hatte.

Vater und Mutter machten ein sehr ernsthaftes, finstres Gesicht. Nun trat aber Wilhelm auf, und erzählte den ganzen Verlauf der Sache. Mit Thränen bestätigte Wilhelmine alles, was ihr Bruder ausgesagt hatte.

Vater und Mutter behielten das finstre Gesicht; aber es galt nicht die zwey jüngern Kinder, sondern Friederiken.

Welch' ein anmaßliches Mädchen! rief der Vater; wer hat dir das Recht übertragen, deine jüngern Geschwister wie Unterthanen zu behandeln? Wer hat dir das Recht gegeben, sie in ihren unschuldigen

Spielen und nöthigen Beschäftigungen zu stören; sie aus dem Zimmer zu schleppen, und ihnen das Vesperbrot zu verunglimpfen? Du hast unrecht, du hast schlecht gehandelt, Friederike!

Da verzog Friederike ihren Mund, fing an zu weinen, und sich bitterlich zu beklagen, daß man ihr unrecht gebe, ob sie gleich die älteste sey.

Du bist freylich die älteste, sprach die Mutter, aber daher solltest du auch die vernünftigste seyn, und dir keinen Unfug erlauben. Deine häßliche Anmaßlichkeit wird dich einmahl unglücklich machen, wenn du dich nicht bey Zeiten von ihr los machst.

Den Tag darauf fand Friederike zu Mittags keinen Stuhl für sich am Tische. Sie wollte sich einen holen; aber der Vater sprach: Heute wirst du stehend essen, Friederike! du hast dieß durch dein zänkisches Betragen gegen deine Geschwister verdient.

Friederike fing an laut zu weinen, und wollte vom Tische laufen. Aber der Vater befahl ihr zu bleiben. Wilhelm und Wilhelmine bathen für sie, fanden aber kein Gehör. Als die Suppe und das Fleisch genossen waren, sagte der Vater: von den andern Speisen issest du nichts mehr, Friederike! deine Geschwister sind gestern um ihr Vesperbrot gekommen, dafür sollst du heute die Nachspeise aus.

Friederike weinte heftig, und wollte vom Tische laufen. Aber der Vater befahl ihr zu bleiben. — Nachmittags gingen ihre Aeltern auf ein Paar Stunden aus. Die Aufsicht im Hause übertrugen sie nun nicht Friederiken, sondern ihren jüngern Geschwistern. Dieß war für sie ein harter Schlag, eine kränkende Demüthigung. Sie glaubte, Wilhelm und Wilhelmine würden ihr alle Neckereyen, die sie sich am vorigen Tage gegen sie

erlaubt hatte, vergalten. Aber so unedel dachten sie nicht; sie maßten sich keine Herrschaft über Friederiken an, sondern betrugen sich sehr artig und gefällig gegen sie.

So wie sich Friederike oft gegen ihre jüngern Geschwister benahm, so betrug sie sich auch gegen das Gesinde. In der Küche wollte sie immer befehlen, und wenn man nicht alles that, was sie geboth, ergrimmte sie, und sagte den Dienstbothen die größten Grobheiten. Wir dienen ja nicht Ihnen, Mamsell! sagten diese zwar oft, aber Friederike hörte nicht auf, sich gebietherisch gegen sie zu benehmen. Daher war ihr das Gesinde im höchsten Grade abgeneigt, und sprach böse von ihr.

Auch als Friederike älter war, maßte sie sich vieles an, wozu sie kein Recht hatte. Ihre Anmaßlichkeit machte ihr vielen Verdruß. Sie war gewohnt, über alles, worüber gesprochen wurde, abzusprechen, und es besser wissen zu wollen, als andere. Selbst über Gegenstände, von denen sie durchaus nichts verstand, erlaubte sie sich absprechende Urtheile.

Einmal befand sich Friederike in einer großen Gesellschaft. Es wurde in derselben unter andern auch über Amerika gesprochen. Friederike, die wenig von diesem Lande wußte, erlaubte sich doch, ein Weites und Breites darüber zu schwatzen. Ein ältlicher Mann, der ihr gerade gegenüber saß, sah sie mit scharfen Blicken an. Sind Sie in Amerika gewesen, liebe Mamsell? fragte er. Sie wissen uns von diesem Welttheile so viel Neues zu erzählen, daß ich darüber erstaune.

In Amerika bin ich zwar nicht gewesen, versetzte Friederike, aber ich weiß doch, wie es dort aus-

Der Fremde bemerkte nun, daß sie viel Falsches

erzählt habe. Allein dieß wollte Friederike nicht eingestehen, sondern versicherte in einem anmaßenden, schnippischen Tone, sie glaube Amerika besser zu kennen, als der fremde Herr.

Die ganze Tischgesellschaft ärgerte sich über die Anmaßlichkeit der Schwätzerin. Mamsell, sprach der Fremde, Sie wissen noch nicht, wer ich bin, und woher ich komme. Ich komme geradezu aus Amerika, ich habe nicht nur alles gelesen, was über diesen Welttheil geschrieben ist, sondern einen großen Theil davon bereiset; ich habe nirgends das gefunden, was Sie uns eben zu erzählen beliebten.

Die ganze Gesellschaft freute sich, daß Friederike auf eine so gute Art gedemüthigt worden war; sie selbst aber fühlte sich an ihrer Ehre tief gekränkt, und konnte den Fremden nicht wieder ansehen.

Dieser Vorfall wurde noch an diesem Tage in der ganzen Stadt bekannt, und Friederike hieß allgemein die Amerikanerinn.

Solche Demüthigungen mußte sich Friederike sehr oft gefallen lassen. Sie besserte sich indeß nicht, sondern blieb allezeit voll Anmaßlichkeit! Die Folge davon war, daß man sie in der ganzen Stadt nicht leiden mochte. Niemand war ihr von Herzen gut; denn anmaßliche Menschen sind jedem zuwider.

Glatz.

Röschen, oder Anmuth und Freundlichkeit.

Heiter und freundlich war die Gegend, in welcher Röschen gebohren wurde; heiter und freundlich wuchs das holde Mädchen auf, geliebt von allen, die es kannten.

Röschen war die Tochter eines angesehenen Kaufmannes, der im südlichen Deutschlande wohnte, und Theodor Eichmann hieß.

Ein herziges, liebreiches Kind war Röschen, und daher der Liebling des Vaters, der Liebling der Mutter.

Eichmann hatte einen Bruder in Spanien, einen angesehnen, wohlhabenden Mann. Tausendmal hatte dieser Röschens Vater zu sich eingeladen. „Ich bin reich — ich lebe im Ueberflusse," schrieb er oft an ihn, „ich habe Landhäuser, die in reitzenden Gegenden liegen; ich habe ein Paar liebe Kinder; ich habe alles, was mein Herz begehrt. Aber die Sehnsucht nach meinem Vaterlande kann ich nicht unterdrücken. Nun erlauben es mir aber tausend Umstände nicht, Deutschland und dich, mein theurer Bruder, zu besuchen. Komme, komme du zu mir. Bringe deine Frau, deine Kinder mit. Ich will die Reisekosten ersetzen, und ihr sollt in Spanien frohe Tage leben."

Nicht ohne Rührung las Theodor Eichmann solche Einladungen seines Bruders. Er war ein Deutscher; Deutsche Herzlichkeit und Deutsche Bruderliebe zeichneten ihn aus.

Aber folgen konnte er den oft wiederhohlten Einladungen nicht. Auch ihn fesselten vielerley Umstände an sein Haus. Sehr lag ihm die Erziehung Röschens und seines kleinen Sohnes Carl am Herzen. Bis meine Kinder nicht erwachsen sind, schrieb er mehrmals dem Bruder, sehe ich dich und Spanien wohl schwerlich.

Carl war ein muntrer, verständiger Knabe, um acht Jahre jünger als Schwester Röschen, an der er mit vieler brüderlichen Zärtlichkeit hing.

Röschen hatte ihr vierzehntes Jahr erreicht. Einer Rose gleich blühte sie. Sie war die Bescheidenheit,

die Sanftmuth selbst. So sehr sie sich auch durch Bildung ihres Verstandes auszeichnete, so gewann sie doch noch mehr durch ihre reinen, einnehmenden Sitten, und ihre ungemeine Herzensgüte die Achtung und Liebe der Aeltern und aller, die sie näher kannten.

Röschen hörte viel Schmeichelhaftes, das sie anging. Doch ihr bescheidner Sinn verhinderte es, daß sie eitel wurde. Gleich einem stillen Bache, der durch ruhige Fluren hinrieselt, flossen ihre Tage dahin.

Bey rauschenden Vergnügungen sah man Röschen nie; sie liebte nur die reinen Freuden des stillen häuslichen Lebens. Täglich ging sie mit ihrer rechtschaffenen Mutter ein Stündchen auf freyem Felde spazieren, labte sich an dem Anblicke mannigfaltiger Naturschönheiten, und athmete eine reine, heilsame Luft, wodurch ihr Körper an Gesundheit und Kraft gewann.

Häuslicher Arbeiten schämte sich Röschen nie, sondern unterzog sich denselben mit vielem Vergnügen. Hatte sie ein müßiges Stündchen, so las sie mit der Mutter ein lehrreiches Buch, oder spielte auf dem Claviere, zeichnete oder sang.

Im Sommer war der Garten, der an Eichmanns Wohnung lag, Röschens liebster Aufenthalt. Mit ausgezeichnet schönen Blumen waren ihre Beete bepflanzt, mit ausgezeichneter Sorgfalt wurden sie von ihr gewartet. Ihre Freundinnen nannten sie daher gewöhnlich die Göttinn Flora.

Als Röschen ihren vierzehnten Geburtstag feyerte, bereiteten ihr mehrere Freundinnen eine große Freude. Eine von ihnen, Doris, ging zu ihr, wünschte ihr zu ihrem Geburtsfeste herzlich Glück, und äußerte den Wunsch, ihre Blumen zu sehen.

Röschen, die Gefälligkeit selbst, und gewohnt,

den Wünschen ihrer Freundinnen zuvor zu kommen, faßte Doris bey dem Arm, und führte sie in den Garten.

Welch' eine Ueberraschung, welch' eine Freude für Röschen! An der Gartenthüre standen ihre Freundinnen, die Horen und Charitinnen vorstellend *). Sie wanden Kränze für sich und für die wahende Flora.

Röschen eilte freundlich in ihren Kreis. Da erklang eine Guitarre, und die Freundinnen sangen:

Willkommen in unserm heiteren Kreise,
Göttinn der Blumen, Göttinn der Luft!
Fröhliche Lieder, dir, Flora, zum Preise,
Entsteigen der freudigen Bruft.

Willkommen, Heitre, im blühenden Garten!
Ewiger Frühling nahet mit dir!
Liebliche Blumen, mit Liebe zu wasten,
Bringen wir, Freundliche, dir!

Röschen ward mit Blumen bekränzt, und von den Freundinnen in den Arm gefaßt. In leichtem

*) Die Horen waren die Göttinnen der verschiedenen Jahreszeiten, und hießen deßhalb auch Töchter der Sonne. Der Grieche verehrte in ihnen (sie hießen Eunomia, Dice und Irene) die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt. Charitinnen oder Grazien (Aglaja, Thalia und Euphrosyne) waren die Göttinnen des Angenehmen und Schönen. Flora, die Göttinn der Blumen, wurde verehrt als die Beherrscherinn des ganzen Blumenreichs. Sie lebte in einem ewigen Frühling. Ihre Bäume hatten allezeit Laub, und ihr Boden war stets grün. Ihre Gärten besuchten die Horen und Charitinnen, und banden sich Kränze.

Tanze schwebten sie mit ihr nach dem Hintergrunde des Gartens.

Neue überraschende Freude! Sechs Rosenstöcke, mit den schönsten blühenden Rosen, standen in einer freundlichen Gruppe da. Die Guitarre erklang, die Freundinnen sangen:

Die du, gleich den Rosen blühst,
Pflegerinn der schönsten Triebe,
Und auf uns mit Freundschaft siehst,
Nimm die Blumen auf mit Liebe.

Liebe bringt die Rosen dir,
Und voll Liebe wünschen wir
(Möchten es die Götter geben!)
Ew'gen Frühling deinem Leben!

Röschen sank mit liebendem Herzen an das liebende Herz der Freundinnen. Ihr macht mir einen heitern Tag, ihr lieben, traulichen Seelen! sprach sie gerührt. Nehmet dafür meinen innigsten, meinen herzlichsten Dank!

Ein Paar Stunden verflossen unter den angenehmsten Gesprächen. Die Freundinnen empfahlen sich, und Röschen ruhte mit heitrem Blicke auf den schönen Rosenstöcken, brach zwey der schönsten Rosen, und brachte eine dem redlichen Vater, die andere der zärtlichen Mutter.

So lebte Röschen. Heiter waren ihre Tage, Kummer und Ungemach unbekannte Dinge für sie. Tugend und Freude waren bey ihr auf das innigste verbunden.

Röschen stand im funfzehnten Jahre, als Eichmann mit einem andern Kaufmanne in Verbindung trat,

trat, und mit ihm große Geschäfte für ein Haus in Italien übernahm.

Eichmann wurde durch diese Verbindung zu einer Reise nach Italien veranlaßt. Er beschloß, Röschen als Begleiterinn mitzunehmen.

Vater und Tochter sprachen Italienisch, und versprachen sich von ihrer Reise um so mehr Vergnügen und Nutzen.

Röschen sah der Abreise mit Verlangen entgegen. Es war ein freudiger Gedanke für sie, daß sie bald in das Land kommen sollte, wo die Citronen blühn, und so viele ehrwürdige Denkmäler an alte, glückliche Zeiten erinnern.

Die Reise ging vor sich. Herzlich war Röschens Abschied von der Mutter, von Carl, von allen, die ihr Herz liebte.

Die Alpen waren überstiegen, und vor den Reisenden breiteten sich die lachenden Fluren Italiens aus. Freude, hohe Freude füllte Röschens Brust. Ach, der Himmel, unter welchem sie sich jetzt befand, war so heiter, so freundlich und mild! — Vater, sagte sie, hier ist das Paradies auf Erden.

Dem nur Engel fehlen, versetzte Theodor Eichmann, der den Charakter der meisten Italiener nicht liebte. Schön ist hier die Natur, meine Tochter, aber Deutsche Treue, Deutschen Glauben suchst du in diesem Lande vergebens.

Davon überzeugte sich Röschen sehr bald. Die Menschen, die sie in dem schönen Italien kennen lernte, gefielen ihr durch das Feuer, womit sie besonders über Gegenstände der Kunst zu sprechen pflegen, aber gar sehr vermißte sie an ihnen die Ehrlichkeit, den herzlichen, traulichen Sinn der Deutschen.

Mehrere angenehme Wochen hatte Röschen bereits in Italien verlebt, als ihr Vater durch eine vortheilhafte Handelsspeculation zu einer Reise nach Sardinien veranlaßt wurde.

Röschen wollte von der Seite des Vaters nicht weichen, und schiffte sich auch mit ein.

Glücklich und angenehm war die Fahrt am ersten Tage. Aber Ungemach und Unglück brachte der zweite Tag. Ein Raubschiff kaperte das Fahrzeug, auf welchem sich Eichmann mit Röschen befand.

Die Barbaren brachten ihre Beute nach Tunis, wo die Menschen, die auf dem geraubten Schiffe gewesen waren, verkauft werden sollten.

Eichmanns und Röschens Lage war traurig. Der Gedanke, daß sie nun Sclaven werden, und ihr Vaterland und die Geliebten in demselben nie wieder sehen sollten, hatte für beyde viel Abschreckendes.

Die Korsaren wollten den Vater von der Tochter trennen. Als Röschen dieß bemerkte, wurde sie von einem heftigen Schrecken erschüttert. Sie vergoß Thränen, und flehte die Barbaren mit einer so durchdringenden Anmuth und Rührung an, sie bey dem Vater zu lassen, daß die sonst so hartherzigen Menschen bewegt wurden, und Röschens Bitte erfüllten.

Dir, sprach Theodor Eichmann, dir, meine Tochter, verdanke ich es, daß ich nicht einsam und verlassen da stehe. Aber wer hätte auch deinem herzlichen Flehen, deinen Thränen widerstehen können!

In dem Hafen, aus welchem sie ausgefahren waren, erfuhr man bald das Schicksal ihres Fahrzeuges, und da Theodor Eichmanns Name in der Liste der Abgefahrenen eingetragen worden war, so kam sein Schicksal bald zur Kenntniß des Italienischen Hauses, mit

welchem er in Verbindung stand. Dieses schrieb sogleich nach Deutschland, und berichtete den Unfall.

Die Nachricht von Eichmanns und Röschens Schicksale brachte in dem Hause des erstern die schrecklichste Wirkung hervor. Röschens Mutter war vor Schmerz außer sich, und Carl weinte in Einem fort die bittersten Thränen. Die ganze Stadt und die umliegende Gegend nahmen an dem Unglücke den größten Antheil.

Theodor Eichmann und Röschen wurden zum Verkaufe ausgestellt. Mehrere Vorübergehende fragten um den Preis, fanden ihn aber zu hoch.

Eine Stunde hatten Vater und Tochter auf dem Platze gestanden, auf welchem gefangene Europäer verkauft zu werden pflegen, als ein fürtlicher Mann bey ihnen stehen blieb, und sie besah.

Dieser Mann schien ein Italiener, und besonders durch Röschens einnehmende Gestalt gefesselt.

Röschen redete ihn Italienisch an. Herr, sprach sie, ich bitte Sie, kaufen Sie meinen Vater und mich, damit wir nicht in heidnische Hände gerathen.

Röschens Anmuth, mit welcher sie auch ihren Schmerz ausdrückte, der Wohlklang ihrer Stimme, und die hohe Unschuld und Herzensgüte, die unverkennbar auf ihrem holden Angesichte lag, rührte den Unbekannten. Er fragte um den Preis, handelte nicht lange, und kaufte die zwey Unglücklichen.

Röschen wollte seine Kniee umfassen; der edelmüthige Mann verhinderte es. Laß gut seyn, liebes Mädchen, sprach er, ich bin belohnt genug; ich habe ein gutes, edles Mädchen gerettet. Daß du gut, daß du edel seyst, sagt mir dein ganzes Wesen.

O meine Tochter, sagte jetzt Theodor Eichmann, auch dießmahl verdanke ich dir, deiner Sanftmuth,

deinem liebreichen Wesen mein Glück! O viel, viel vermag weibliche Anmuth und Güte!

Eichmann und Röschen folgten ihrem unbekannten Wohlthäter, der sich mit ihnen, besonders mit der letztern, sehr freundlich unterhielt.

Der Unbekannte kehrte mit den Geretteten in ein Handlungshaus ein, und kündigte ihnen an, daß, wenn sie nach Italien zurückkehren wollten, sie dieses nach einigen Tagen thun könnten, weil dann ein sicheres Schiff nach gedachtem Lande abfahren werde. Fehle es ihnen an Gelde, so wolle er ihnen gern damit dienen.

Eichmann und Röschen wurden durch diese große Güte des Unbekannten sehr gerührt. Der erstere wollte ihm über die Kaufsumme einen Schuldschein ausstellen, davon wollte aber dieser nichts hören. Es macht mir Freude, sprach der Edle, Sie und Ihre freundliche Tochter gerettet zu haben. Was hätten wir denn sonst auf der Welt, wenn wir uns nicht solche Freuden machen könnten? — Heute sind Sie mein Gast.

Mit diesen Worten entfernte sich der menschenfreundliche Mann, und ließ die Geretteten in frohen Betrachtungen zurück. Röschen war voll von Lobe. Ihr schien der unbekannte Wohlthäter ein Engel von Gott zu ihrer Rettung gesandt.

Du hast nicht unrecht, liebe Tochter, bemerkte dabey der Vater. Menschenfreunde von der Art unsers Wohlthäters sind Engel, durch die uns der, der alles lenkt, Hülfe und Gutes zufließen läßt.

Nach einiger Zeit kehrte der Unbekannte zurück. Die Tafel wurde gedeckt, und man setzte sich zu Tische.

Während des Essens fragte der Unbekannte den wackern Eichmann, aus welcher Stadt Italiens er gebürtig sey?

Eichmann antwortete, daß er kein Italiener, sondern ein Deutscher sey.

Ein Deutscher? rief der Unbekannte in Deutscher Sprache aus.

Eichmann und Röschen wurden überrascht, als sie ihre Muttersprache vernahmen.

Gott! rief der Unbekannte, so sind wir auf diese Weise Landsleute! O wie danke ich dem Himmel, daß ich, ein Deutscher, redliche Deutsche der Sclaverey entrissen habe! Herzlich, recht herzlich freut mich dieses! Darf ich mir Ihren Wohnort, Ihren Namen ausbitten?

Eichmann nannte seinen Namen. Der Unbekannte erstaunte freudig, als er ihn vernommen hatte. Wie? rief er aus, Sie sind Theodor Eichmann? Der Eichmann, der einen Bruder in Spanien hat?

Derselbe! versetzte Röschens Vater. Ist Ihnen mein Bruder bekannt?

Du siehst ihn vor dir, lieber, theurer Theodor! rief jener, und fiel Theodorn an die Brust. O sey mir in dieser Entfernung, sey mir in dem barbarischen Lande willkommen! Handelsgeschäfte haben mich hieher gebracht. Gott! ich mußte zur rechten Zeit kommen, um dein Retter zu werden!

Theodor Eichmann war vor Freude betäubt. Röschen weinte Freudenthränen.

Umarmungen, Küsse, Händedrücke füllten mehrere Minuten, bis die glücklichen Brüder wieder in eine ruhigere Stimmung kamen, und einander von ihren Schicksalen erzählten. Da sie schon zwanzig Jah-

re sich nicht gesehen hatten, so hatten sie viel zu erzählen.

Eine Woche lang blieben beyde noch in Tunis, und verlebten daselbst die vergnügtesten Tage. Bruder, sprach der Spanier zu dem Deutschen, ich hätte dich vielleicht nicht gerettet, wenn dein liebes Röschen nicht durch ihr anziehendes weibliches Wesen mein Herz gerührt, und es mir zur Pflicht gemacht hätte, euch los zu kaufen.

Nach Deutschland wurde sogleich geschrieben, und Eichmanns und Röschens Rettung der bekümmerten Gattinn zu wissen gemacht. Auch wurden alle nöthigen Verfügungen getroffen, eine Reise nach Spanien von Seiten des Deutschen Bruders möglich zu machen.

Glücklich langte man auf der Insel Majorka, und bald darauf in Valencia, diesem Paradiese von Europa, an. Ein Vierteljahr lang genoß Röschen mit ihrem Vater in Spanien die angenehmsten, glücklichsten Tage. Dann kehrten sie nach dem ehrlichen Vaterlande zurück.

Mit Jubel wurden beyde in ihrer Heimath empfangen. Immer schöner und schöner entfaltete sich Röschen. Nach einigen Jahren wurde sie die Gattinn eines Mannes, der ihrer würdig war, und dem sie das größte Glück der Erde gab, das Glück des stillen, heitern, häuslichen Lebens.

Glatz.

Bey Tische muß man sich anständig betragen.

Lieber Vater! rief der kleine Wilhelm, nicht wahr, du nimmst mich mit zu Herrn Wagner?

Vater. Ich will die Sache überlegen.

Wilhelm. O überlege sie doch bald, lieber Vater! und überlege sie so, daß ich mitkommen kann. Bitte! bitte! —

Vater. Nur Geduld, mein Kind! du weißt, ich sehe es nicht gern, wenn Kinder ungeduldig sind, und die Zeit von irgend etwas nicht erwarten können.

Wilhelm schwieg nun still, und sein Vater ging aus der Stube. Herr Wagner hatte Wilhelmens Vater mit noch einigen andern Freunden zu sich zu einem Mittagsmahle gebeethen, und ihn ersucht, seinen kleinen Sohn mitzubringen. Dieser war sehr gerne bey Herrn Wagner, weil dessen kleine Söhne seine guten Freunde waren, und er in ihrer Gesellschaft immer viel Vergnügen fand. Er wünschte daher auch dießmahl sehr, bey ihnen und bey dem Gastmahle zu seyn, welches Herr Wagner seinen Freunden geben wollte.

In einer Viertelstunde kam Wilhelms Vater wieder auf seine Stube zurück. Wilhelm sprang ihm entgegen und sagte: hast du die Sache überlegt, lieber Vater?

Ja, mein Kind, sprach der Vater, ich habe die Sache überlegt. Ich nehme dich mit, wenn —

Herrlich! herrlich! rief Wilhelm; sollst Dank haben, lieber Vater, schönen Dank!

Liebes Kind, sagte der Vater, du hast mich nicht ausreden lassen; ich wollte sagen, daß ich dich mitnehmen will zu Herrn Wagner, wenn du mir vorher etwas versprichst.

Sage nur schnell, lieber Vater, sprach Wilhelm, was willst du, daß ich dir verspreche? Alles, alles will ich versprechen, was du verlangst.

Vater. Du bist mit deinen Versprechungen sehr freygebig. Wenn du willst, daß ich dich zu Herrn Wagner mitnehmen soll, so mußt du mir versprechen, dich bey Tische anständig zu betragen.

Wilhelm wurde im Gesichte roth; denn er wußte wohl, daß er sich zuweilen bey Tische nicht anständig genug betrage. Lieber Vater, sagte er beschämt, was muß ich denn alles thun, um mich bey Tische anständig zu betragen?

Wenn du ein wenig darüber nachdenkst, sprach der Vater, so wirst du es bald wissen, was zu einem anständigen Betragen während des Essens gehört. Ich will dir die Sache durch einige Beyspiele erklären. In meiner Jugend habe ich einen Knaben gekannt, Nahmens Eduard; dieser war in keiner artigen Gesellschaft wohlgelitten. Wenn er zu Tische kam, brachte er gewöhnlich schmutzige Hände, ein unreines Gesicht, und einen ungekämmten Kopf mit, so daß ihn jedermann nur mit Ekel ansehen konnte. — Glaubst du, Wilhelm, daß Eduard anständig war?

Wilhelm. Nein, lieber Vater. Anständige Menschen erscheinen bey Tische mit gekämmten Haaren, reinem Gesichte, reinen Händen und Kleidern.

Vater. Dieser Eduard hatte auch die Gewohnheit, so wie er bey Tische ankam, sogleich in die Schüssel zu gucken, um zu sehen, was es zu essen gebe? Was hältst du davon, Wilhelm?

Wilhelm. Das war von Eduard unartig und unanständig.

Vater. Eduard konnte es oft nicht erwarten, bis er etwas von dem Essen bekam. Er sah gierig, wie ein hungriger Wolf, nach dem Vater hin, der sich

Speisen austheilte und rief ihm oft zu, daß er ihm doch auch Suppe, oder Fleisch, oder Gemüse geben sollte. Heißt man das ein anständiges Betragen bey Tische?

Wilhelm. Nein, Vater! Kinder müssen hübsch ruhig warten, bis beym Austheilen der Gerichte die Reihe an sie kommt, und sie ihren Theil erhalten; das hast du mir oft gesagt.

Vater. Dieser unartige Eduard aß nun auch das, was er erhielt, auf eine Art, die ihn nicht beliebt machen konnte. Den Löffel hielt er ganz unten mit der ganzen Faust fest, und schluckte die Suppe oder das Gemüse so schnell hinunter, daß man hätte glauben sollen, Eduard hätte mehrere Tage Hunger gelitten. Auch schmatzte er dabey so, wie gewisse schmutzige Hausthiere. Wenn er Fleisch aß, so packte er es oft mit seinen unreinen Händen, anstatt Gabel und Messer zu gebrauchen. Was hältst du von Eduard, Wilhelm?

Wilhelm. Fi! Eduard war sehr unanständig.

Vater. Du hast Recht; Eduard war unanständig und unartig; daher befand man sich in seiner Gesellschaft nicht wohl, und ließ ihn dieß deutlich merken. Nach und nach legte Eduard seine Unarten ab, und wurde ein anständiger Knabe, den man wohl leiden mochte. — Nicht weit von unsrer Stadt soll auch ein Knabe, Nahmens Fritz, wohnen, der sich bey Tische zuweilen unartig aufführt. Dieser Fritz ist unter andern sehr vorlaut, das ist, er läßt zu oft seine Stimme hören, will immer am meisten reden und stört durch sein Geschrey und Geschwätz die Unterhaltungen der Tischgesellschaft. Ist dies wohl anständig?

Wilhelm wurde im Gesichte über und über roth; denn auch er war bey Tische oft vorlaut, wollte zuweil-

ten nur allein sprechen, und mischte sich in Gespräche, die er nicht verstand.

Der Vater fuhr fort: Der unartige Fritz, von dem ich dir erzähle, hat auch die üble Gewohnheit, daß er bey Tische mit dem Stuhle, auf welchem er sitzt, oft herumwackelt. Einmahl stürzte er mit demselben so stark, daß aus dem Mund und der Nase das Blut hervor strömte. Auch soll er zuweilen bey Tische mit seinen Händen auf dem Kopfe herumwühlen, und sich die Zähne während des Essens mit den Fingern putzen.

Wilhelm. Das ist zu arg. Ich möchte nicht gern an seiner Seite speisen; denn er würde mir allen Appetit benehmen.

Vater. Dabey hat er die Unart an sich, mit demjenigen, der bey ihm sitzt, Zänkereyen anzufangen, oft seinen Platz zu verlassen, sich mit beyden Händen auf den Tisch zu legen, unordentlich zu sitzen, sich immer das größte Stück Fleisch auszusuchen, andere mit Brodkugeln zu bewerfen, unanständige Späße zu machen, überlaut zu lachen, seine Kleider zu begießen, und zur unrechten Zeit, nehmlich wenn noch alle bey Tische sitzen, sich den Mund auszuspülen.

Wilhelm. Ein unartiger Patron!

Vater. Sieh, mein Sohn, vor dergleichen Unarten bey Tische muß sich jeder Mensch in Acht nehmen; alles, wodurch wir guten, verständigen und anständigen Leuten unleidlich werden, müssen wir unterlassen, und immer höflich und anständig seyn.

Wilhelm. Du sollst sehen, lieber Vater, daß ich mich bey Herrn Wagner anständig betragen werde. Nimm mich nur mit.

Vater. Du sollst nun mitgehen, Wilhelm; denn ich weiß, du hältst, was du versprichst.

Wilhelm hatte darüber eine große Freude. In zwey Stunden besuchte er mit seinem Vater Herrn Wagner, empfand bey ihm viel Vergnügen, und kehrte erst spät Abends nach Hause zurück. Sein Vater gab ihm das Lob, daß er sich anständig betragen habe. Darüber hatte Wilhelm eine große Freude; denn es macht einem guten Kinde immer viel Vergnügen, wenn seine Aeltern, oder andere verständige Menschen mit seiner Aufführung zufrieden sind.

Glatz.

Emilie.

Die Sonne neigte sich; ihre letzten Strahlen vergoldeten die mit Reben bepflanzten Hügel um Grünau, und Henriette Trautenthal saß mit ihrer geliebten Mutter auf einer grünen Anhöhe, die Augen nach dem schönen Schauspiele der Natur gerichtet. Traulich legte sie ihre rechte Hand auf die Hand der Mutter, drückte sie sanft und sagte ganz leise: o wie schön, wie schön!

Die Mutter erwiederte mit heiterm Sinn: Du hast Recht, meine Tochter! es ist ein schöner Anblick! Wie sanft sie sich neigt, die liebe Sonne! wie sie noch bey ihrem Hintritte die Erde mit Freundlichkeit anlächelt und verschönert! So ist auch der Hingang des Guten und Frommen aus diesem Leben der Prüfung. Freundlich lächelt er noch am Ende seiner Tage die Welt an, freundlich sieht er auf seine vollendete Laufbahn zurück, und sinkt heiter in die Arme des

hätte; vielleicht würde sie endlich etwas darin gefunden haben, was ihr die Herzen verständiger Menschen abgeneigt machte. So viel Gutes sie auch wirklich besaß, so hatte sie dabey doch einen Fehler, der ein Mädchen unglücklich machen, und demselben die Achtung und Liebe der Nebenmenschen entziehen kann. Emilie war in ihrem äußerlichen Betragen nicht vorsichtig, nicht sittsam genug; sie sprach oft über Gegenstände, über die ein gesittetes Frauenzimmer lieber nie sprechen sollte, mit einer Freyheit, die man selbst kaum einem Manne verzeihen konnte; sie verrieth zuweilen eine Leichtsinnigkeit, die an einem Mädchen doppelt auffallend war; in ihrem Umgange nicht behutsam, in ihrem äußerlichen Anstande nicht verschämt genug, und machte sich dadurch bey allen Einwohnern der Stadt in den Verdacht der Unverschämtheit, was für ein ehrliebendes Mädchen das kränkendste ist, was ihm begegnen kann.

Daher das Benehmen gegen Emilien, daher das Verboth so vieler Eltern an ihre Töchter, Emiliens Umgang zu meiden, daher der Kummer und das Unglück dieser.

Emilie glaubte, daß man sie beneide, und ihr daher abgeneigt sey — die wahre Ursache ihres Unglücks entdeckte sie nicht. Manche schlaflose Nacht, manche bittre Thränen kostete ihr das ungefällige Betragen der Menschen — aber sie blieb wie sie war, unbedachtsam in ihren Reden, unvorsichtig in ihren äußerlichen Sitten. —

Schon war sie funfzehn Jahre alt, und noch immer fehlte es ihr an jener weiblichen Bescheidenheit und Delikatesse, die man von einem ehrliebenden Mäd-

chen mit Nachdruck verlange, und noch fehlte es ihr an einer wahren Freundinn, der sie hätte ihr Herz öffnen, ihren Kummer anvertrauen, ihre Freude mittheilen können, und ohne Freundschaft, ohne vertrauliches Aneinanderhalten gleichgestimmter Herzen, wie wenig Reiz hat die Welt und das Leben für uns! —

Endlich leuchtete der armen Emilie ein Strahl der Hoffnung. Es kam in ihre Vaterstadt eine wohlhabende Familie, und liess sich dort nieder. Unter den Gliedern derselben befand sich auch eine wohlgeartete Tochter von Emiliens Alter, die Lottchen hieß, und nicht nur einen schönen Körper, sondern auch eine schöne Seele hatte.

Lottchens Eltern waren an den Kaufmann Ering empfohlen; sie selbst wurde auf diese Weise mit Emilien bekannt, und besuchte sie von nun an fast alle Tage. Wie wohl sich Emilie auf Ein Mahl befand mit welcher Innigkeit sie die Freuden der Freundschaft genoß! mit welcher Liebe sie an Lottchen hing! So schön war ihr das Leben und die Welt noch nicht vorgekommen, so viel Zutrauen und so viele Achtung für sich selbst hatte sie noch nie gefühlt als jetzt, da sie in Lottchen eine Freundinn gefunden hatte.

Doch dieser glückliche Zustand Emiliens dauerte nicht lange. Sie kam einmahl in eine Gesellschaft, in welcher auch Lottchen war. Hier befand sich auch ein junger Mann, der den Spaßmacher spielte, und oft die fadesten und zweydeutigsten Scherze vorbrachte. Die ganze Stadt kannte ihn als einen liederlichen Menschen, und die Gassenjungen nannten ihn nie anders als Windbeutel. Jeder rechtschaffene Mann vermied so viel als möglich seine Gesellschaft. Emilie war un-

ders gesinnt. Sie gab sich viel mit ihm ab, belachte seine Späße, erwiederte dieselben, neckte ihn, jagte sich mit ihm herum, und trieb ihren Leichtsinn so weit, daß sie ihm sogar einen Kuß erlaubte.

Emilie meinte es mit alle dem nicht übel, aber jedermann tadelte im Herzen ihr unbedächtiges, zu freyes Betragen. Ihr Blut war einmahl in Wallung, sie brachte einige artige Einfälle vor, die belacht wurden, dieß verleitete sie, immer weiter zu gehen; sie überlegte nicht, was sie sprach, wurde immer kecker und kecker, und glich endlich beynahe einem Marktschreyer, oder besser einem Renomisten, wie ihn der Dichter Zachariä schildert.

Lottchen sah dieß alles mit schwerem Herzen an. Es that ihr im Innersten der Seele weh, ihre Freundinn in diesem Zustande zu sehen; sie gab ihr Winke, die aber nicht verstanden wurden; sie sagte ihr sogar im Vorbeygehen leise die Worte ins Ohr: Emilie, vergessen Sie sich nicht! aber Emilie achtete nicht darauf, und bemerkte in ihrem Taumel die Mißbilligung ihres Leichtsinnes nicht, die man der ganzen Gesellschaft deutlich auf dem Gesichte lesen konnte.

Als Lottchen nach Hause kam, sagte die Mutter vertraulich zu ihr: Sage mir, mein Kind, wie Emilie Ering sich gar so sehr vergessen, und die Gesetze des Wohlstandes und der weiblichen Sittsamkeit so leichtsinnig übertreten konnte? Ich bin über ihr Betragen erstaunt! Sie raserte beynahe! So habe ich sie nie gesehen! Sage mir nur, ist sie denn auch sonst so?

Liebe Mutter, antwortete Lottchen, etwas freyer als andere Mädchen, schien mir Emilie schon längst zu seyn, aber so leichtsinnig habe ich sie noch nie gesehen.

sehen. Kaum hätte ich es ihr zugetraut, daß sie sich so sehr über die Regeln der Sittsamkeit hinwegsetzen könne. Auch mir ist es sehr aufgefallen, und hat einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Aber so böse ist es sicher nicht gemeint, ich kenne ihr Herz, es ist gut. —

Das ist nicht genug, versetzte die Mutter, ein gesittetes Mädchen muß nicht nur ein gutes Herz haben, sondern auch in seinem äußerlichen Betragen behutsam und bescheiden seyn. Zurückgezogenheit, Stille und Verschämtheit zieren es, durch das Gegentheil davon macht es sich verächtlich.

Lottchen suchte ihre Freundinn, so sehr es die Wahrheit zuließ, zu entschuldigen; allein die Mutter forderte sie ernsthaft auf, Emiliens Umgang zu meiden, weil sie leicht von ihrem Leichtsinne etwas annehmen oder sich doch in den Verdacht bringen könne, als liebe sie Emiliens Gesellschaft deßhalb, weil sie mit ihr gleichgesinnt sey. Der Vater stimmte der Mutter bey, und Lottchen hob nach und nach den Umgang mit Emilien ganz auf, besonders da sie bald erfuhr, in welch' einem nachtheiligen Rufe sie in der ganzen Stadt stehe.

Emilien fiel Lottchens Betragen sehr auf. Sie fand es sehr unbillig, hieß sie eine treulose Freundinn, und drückte ihren Unwillen in einem beleidigenden Briefe aus, den sie an Lottchen schrieb, und den diese nur kurz und in einem ruhigen Tone beantwortete.

Nun war Emilie wieder ohne Freundinn, und hatte sehr viel von üblen Launen zu leiden. Sie war sich und den Ihrigen oft zur Last. Schon stand sie in dem achtzehnten Jahre, und noch hatte sich kein junger Mann um sie beworben, auch war kein An-

schein da, daß sich für sie, so lange sie die blieb, die sie war, so bald ein Gatte finden werde.

Zum Glück für sie faßte ihr Vater den Entschluß, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen, und nach einer etwas entfernten Stadt zu ziehen, die für den Handel bequemer lag. Emilie war damit wohl zufrieden, denn ihre jetzige Lage war allzudrückend für sie; daß sie, so bald als möglich, verändert werden möchte, war schon längst ihr heißester Wunsch.

Einige Wochen vor ihrer Abreise machte sie die Bekanntschaft der liebenswürdigen Henriette Trautenthal, und wurde durch ihr artiges Wesen sehr für sie eingenommen. Henriette merkte bald, an welchen Fehlern Emilie litt; sie hatte viel Schlimmes von ihr gehört, fand aber, daß sie in der That besser sey, als das Stadtgerücht sie schilderte. Sie nahm keinen Anstand, sich um ihr Zutrauen zu bewerben, und dieß schenkte ihr Emilie bald in vollem Maße.

Henriettens Bescheidenheit und Sittsamkeit bezauberte Emilien, und sie gestand sich heimlich, daß sie in diesen Stücken weit unter ihr stehe. Beyde waren sich in Rücksicht des Alters gleich, ungleich in Hinsicht auf ihr Vermögen, denn Henriette war nichts weniger als reich. Dessen ungeachtet hatte ihre Tugend, die sich auch in ihrem äußerlichen Betragen offenbarte, ihr die Herzen vieler jungen Männer gewonnen, und ein wohlhabender, rechtschaffener Kaufmann um ihre Hand angehalten. Sie hatte seinen Antrag angenommen, und war seit zwey Wochen mit ihm verlobt. Jedermann pries sie glücklich, und alle, die ihre vortreflichen Eigenschaften kannten, gönnten ihr von Herzen ihr Glück.

Ein paar Tage vor Emiliens Abreise machte sie eines Sonntags mit Henrietten einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten. Emilie war etwas wehmüthig. Nach zwey Tagen, sagte sie, trennen wir uns, liebes Jettchen! Es ist mir in dieser Stadt sehr übel gegangen, man hat mich verkannt, hat mir mit Kälte und Gleichgültigkeit begegnet, hat meinen Umgang gemieden, und, Gott weiß! ich war unschuldig, ich meinte es mit den Menschen immer redlich. O Jettchen, Sie wissen nicht, wie viel ich gelitten habe! Ihnen ists immer wohl gegangen, und jetzt sind Sie nahe daran, an der Seite eines geliebten, edlen Mannes glückliche Tage zu leben! Ach, wenn ich meine Lage mit der Ihrigen vergleiche — wie unglücklich fühle ich mich! — —

Sie fing an zu weinen, und sank Henrietten in die freundschaftlichen Arme. Diese wollte ihr antworten, aber in diesem Augenblicke erblickten sie zwey junge Männer, wovon der eine Henriettens Bräutigam war. Schnell, Emilie, rief sie, in diese Laube; sie haben uns nicht gesehen; wir wollen sie vorübergehen lassen; wir müssen noch ein Paar vertraute Worte mit einander sprechen; wer weiß ob sich dazu noch eine gute Gelegenheit findet.

Die Freundinnen schlüpften in die Laube, und verhielten sich darin ganz still. Die zwey jungen Männer kamen unglücklicher Weise gerade auf die Laube zu, und setzten sich auf eine Bank nieder, die in der Nähe stand. Emilie und Jettchen verkrochen sich, um von ihnen nicht entdeckt zu werden. Jedes Wort, das gesprochen wurde, konnten sie ganz deutlich verstehen.

Henriettens Bräutigam war mit seinem Freunde bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt; dieser wünschte ihm zur Wahl seiner Gattinn von Herzen Glück, und Adolph, der Bräutigam, rühmte die guten Eigenschaften seiner künftigen Frau. Ich kenne sie wohl, sagte jener, sie nimmt durch ihr weibliches, bescheidenes und sittsames Wesen sogleich für sich ein. Nur wenige kommen ihr hierin gleich, und doch sind die genannten Eigenschaften am meisten vermögend, ein Frauenzimmer zu empfehlen. Jedes sollte daher ernstlich danach streben, in den Besitz derselben zu kommen. Viele Mädchen scheinen dieß gar nicht zu bedenken. Da nehmen sie einmal Erings Emilie (die arme Emilie wurde vor Schrecken blaß); die tobt in die Welt hinein, gleich einem Ungarschen Husaren, und beleidigt durch ihr freyes, leichtsinniges Betragen Augen und Herzen. Wehe dem, welchem eine so lustige Dirne — um sie nicht frech zu nennen — zu Theil wird! Und wenn sie mir die Schätze beyder Indien böthe, ich könnte mich nie entschließen, sie zu meiner Frau zu wählen.

Emilie wurde immer blasser; endlich fiel sie halb ohnmächtig Henrietten in die Arme. Diese befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Zum Glück entfernten sich beyde Freunde, und sie konnte nun freyer athmen. Sie suchte Emilien wieder zu ihrem vollen Bewußtseyn zu bringen, und es gelang ihr; voll Scham, wagte es diese nicht, ihr Auge zu erheben, sie verbarg ihr Gesicht an Henriettens Brust, und weinte bitterlich. Wer war dieser Mensch? fragte sie mit leiser, bebender Stimme. — Ein sehr verständiger, edler junger Mann, versetzte Henriette, ein guter Freund von meinem Bräutigam.

Desto schlimmer! seufzte sie. Ich unglückliches Mädchen, was muß ich hören! o Gott! denkt man so von mir? So arg habe ich es mir nicht vorgestellt.

Henriette tröstete sie; aber Emilie war untröstlich. Nachdem sie eine Viertelstunde auf und ab gegangen waren, hörte sie auf zu weinen, und schien etwas gefaßter zu seyn. Henriette drückte sie an ihr Herz, und sagte in zutraulichem Tone zu ihr: Liebe Emilie, grämen Sie sich nicht, es liegt Kraft in Ihnen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, ich wollte es schon längst dazu benutzen, Ihnen meine aufrichtige Meinung über manches zu sagen, was ich an Ihnen bemerkte; ich fand aber keine schickliche Gelegenheit dazu. Lassen Sie mich jetzt offen zu Ihnen sprechen. Ihr Bestes liegt mir wie mein eigenes am Herzen. Emilie! Sie haben treffliche Eigenschaften, aber Sie wissen nicht, sie äußerlich geltend zu machen; Sie haben ein Herz, das die Tugend liebt, aber Sie vernachläßigen bey Ihrer Sittlichkeit zu sehr die äußere Sittsamkeit, die doch bey einem Mädchen sehr in Betracht kommt; Sie sind innerlich gut, scheinen aber äußerlich schlimm; Sie bekümmern sich zu wenig um Anstand und jene jungfräuliche Bescheidenheit, die auf jedes unbefangene Herz so mächtig wirkt; Ihr äußerliches Betragen ist zu frey, zu unbefangen; Sie sind in Ihren Reden, und oft auch in Ihren Handlungen zu kühn—was einem Manne nicht so übel genommen wird, einem Frauenzimmer aber nicht wohl ansteht; ich bin überzeugt, daß Sie es immer gut meinen, aber die übrige Welt hält es nicht dafür, weil Ihr äußeres Benehmen auf das Gegentheil hindeutet; man nennt Ihren Leichtsinn Unverschämtheit, Ihre zu große Vertraulichkeit mit diesem und jenem Men-

schen von zweydeutigem Rufe Frechheit, und meidet Ihren Umgang. Dem allen läßt sich in Zukunft vorbeugen. Sie kommen jetzt an einen fremden Ort, wo Sie niemand kennt, vermeiden Sie dort in Ihrem Betragen alles, was hier anstößig war, meiden Sie auch den Schein von Unbescheidenheit und Keckheit, und suchen Sie durch ein zurückgezogenes, sanftes, kurz, durch ein weiblich-schönes Wesen die Herzen für sich einzunehmen. Es wird Ihnen dann an Achtung und Liebe sicherlich nicht fehlen. Immer schwebe Ihrer Seele die Wahrheit vor: daß ein guter Ruf für ein Frauenzimmer ein unschätzbares Gut, sein Verlust ein unendlich großer Verlust, und daß es endlich nicht genug sey, daß es innere Tugend besitze, sondern daß es auch äußere Sittsamkeit und jungfräuliche Bescheidenheit für wichtig halten, und nie leichtsinnig darüber hinwegsehen müsse.

Das waren herzangreifende Worte für Emilien, aber als sie ausgesprochen waren, fühlte sie sich plötzlich wie von einer schweren Last befreyt, zog Henriettens an ihr gerührtes, bebendes Herz, dankte ihr innig für den erhaltenen Beweis von Freundschaft, und faßte die besten Vorsätze. Ein eigenes angenehmes Gefühl durchströmte ihr Inneres, und öffnete ihrer Seele neue, schöne Aussichten. Mit Wehmuth und dankbarer Empfindung riß sie sich nach zwey Tagen von Henriettens Herzen los, und ging mit freudigem Muthe der dunkeln Zukunft entgegen.

An ihrem neuen Aufenthaltsorte betrug sich Emilie still und eingezogen. Anfangs wurde ihr dieses schwer, auch fiel ihr Benehmen etwas ins Gezwungene; allein allmählich fiel beydes weg; Emilie befand sich bey ihrer weiblicheren, sittsameren Lebensart unweit glücklicher als in Grünau; es fehlte ihr nicht an wah-

ren Freundinnen; man suchte ihren Umgang; Eltern stellten sie ihren Töchtern zum Muster vor; sie sah dieses, und fühlte ein edles Selbstvertrauen, segnete Henrietten, und wurde nach einem Jahre die Gattinn eines guten Mannes. Mit Henrietten unterhielt sie bis an ihren Tod einen freundschaftlichen Briefwechsel. Ihren Töchtern gab sie oft die mütterliche Lehre: Seyd sittsam und bescheiden, haltet mit ganzer Seele auf einen guten Ruf, und überschreitet nie die Grenzen der Weiblichkeit. Nichts entehrt ein Frauenzimmer so sehr, als Schamlosigkeit; wo diese herrscht, da ist die Tugend verschwunden.

Glatz.

Ehrlichs Familie.

Ehrlich hatte seine Kinder gewöhnt, immer Etwas zu thun. So lange sie klein waren, spielten sie, und ihre Spiele bestanden mehrentheils in Nachahmung nützlicher Geschäfte. Sobald sie aber zu Kräften kamen, wollten sie die nützlichen Geschäfte nicht mehr spielend nachahmen, sondern im Ernste verrichten; denn Ehrlich hatte sie schon zu der Erkenntniß gebracht, daß das Nützliche besser ist als das Unnütze. Sie sahen, daß ihr Vater und ihre Mutter niemals spielten, und niemals müßig gingen, sondern fleißig arbeiteten, und, weil sie ihre Eltern liebten und gern bey ihnen waren, so freuten sie sich, wenn sie dem Vater oder der Mutter bey der Arbeit dienen und helfen konnten. — Meint ihr, daß diese Kinder daran recht thaten?

Gelegenheit, etwas Nützliches zu thun, findet sich immer, wenn man nur will. Bald war Etwas zu

holen oder weg zu tragen, das nicht viel Leibeskräfte erforderte; bald gebrauchte Dinge wieder an ihren Ort zu bringen; bald ein Dienstbothe herbey zu rufen, oder sonst Etwas zu thun, das auch kleine Kinder verrichten konnten.

Ehrlich war der Meinung, daß eine jede Haushaltung nur alsdann gut von statten gehe, wenn Jeder, der Kräfte hat, sie nützlich anwendet. Darum wollte er auch seine Kinder nicht als Müßiggänger ernähren; sondern er ließ sie arbeiten, so viel sie konnten. Kinder können freylich nicht Viel, weil sie am Körper schwach sind und auch noch nicht viel Kenntnisse haben; aber sie können doch Etwas und etwas Weniges ist besser als Nichts. Wenn Jeder im Hause so viel thut, als er kann, so haben sie gewiß alle Ursache vergnügt zu seyn. Wenn also Steine von einem Acker abzulesen, oder Unkraut auszujäten, oder Obst zu sammeln, oder junges Federvieh zu warten, oder Kräuter und Gesäme zu sammeln, oder Hülsenfrüchte zu reinigen, oder sonst eine Arbeit zu machen war, dazu die Kinder Kräfte und Geschicke hatten, so durfte sie ihnen Niemand wegnehmen.

Für solche Arbeiten bezahlte Ehrlich den Kindern halb so viel, als er einem Taglöhner würde haben bezahlen müssen. Warum aber nur halb so viel? Das machte nicht nur den Kindern Lust, sondern hatte auch sonst noch seine guten Folgen.

Thieme.

Vortrefflichkeit der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß und war eine große Freundinn der Arbeitsamkeit.

Emilie war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl; denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrießlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch einmal bald selbst erfahren, welche Glückseeligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit sey!

Ihr liebvoller Wunsch ward erfüllt.

Als Emilie eilf Jahre alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit allerley Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise gieng ziemlich weit. Als sie unterwegs waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und, da sie einen offnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besser Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließ sie bloß den Wagen dort, und kehrten bey einer gutherzigen Alten ein, die ihnen ein Bett und Kam-

mercken einräumte. Das war aber auch das einzige, was sie hatte.

Sie selbst blieb bey ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bey sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten, so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seyd, welche traurige Langeweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise angespannt würde!

Jetzt war er fertig, und froh unter vielen Dankesagungen schieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beynah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie beyde unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt,

ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe sey.

Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmied noch Rademacher. Es dauerte also ein Paar Tage, eh der Wagen wieder in den Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnt' ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben; denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleißes zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter: Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langenweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß, hier hing sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müßiggangs. — Ich entsag ihm von heut an, und (indem sie der Mutter die Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie hätt' es nie wieder gethan.

Karoline Rudolphi.

Die arbeitsame Familie.

Herr Franz, ein Kaufmann in S.., pflegte immer zu sagen: ich kann nichts weniger als den Müßiggang dulden. Er war nicht nur selbst den ganzen

Tag geschäftig, sondern er sah auch darauf, daß sein Gesinde immer volle Arbeit hatte. Gegen Leute, die durch Unglück viel gelitten hatten, oder die wegen Alter, Krankheit, oder Gebrechlichkeit nicht arbeiten konnten, war er sehr wohlthätig. Wenn aber gesunde, zur Arbeit tüchtige Leute vor seiner Thüre bettelten, so fragte er sie gemeiniglich: warum sie nicht arbeiteten? Wenn sie sich damit entschuldigten, sie könnten keine Arbeit bekommen, so bot er ihnen Arbeit in seinen Fabriken an. Schlugen sie diese aus, so durften sie sich vor seiner Thüre nicht wieder sehen lassen.

Seine Liebe zur Arbeitsamkeit ging so weit, daß nicht einmahl seine Kinder müßig gehen durften. Seine zwey Knaben ließ er nicht nur in alle dem unterrichten, was ein tüchtiger Kaufmann wissen muß, sondern sie mußten sich auch gefallen lassen, allerhand Handarbeit zu übernehmen. Er ließ nie Waaren aus- oder einpacken, ohne daß Anton und Leopold mit Hand anlegten.

Er hatte an seinem Hause ein Gärtchen, dieses mußten sie im Sommer, unter Aufsicht eines Gärtners, bearbeiten. Im Winter mußten sie mit Papparbeit, oder mit der Drechselbank sich etwas zu thun machen.

Seine drey Töchter hatten eben so wenig Ursache, sich über Langeweile zu beschweren. Sie mußten sich allen Arbeiten unterziehen, die nicht ganz wider den Wohlstand waren.

Damit sie hierüber nicht verdrießlich würden, so pflegte er ihnen alles, was sie verfertigten, zu bezahlen, und auch wohl noch einige besondere Belohnungen denen zu ertheilen, die vorzüglich fleißig gewesen waren. Hiervon mußten sie sich ihren Putz und Kleidung schaffen.

Dieses ging nun einige Zeit recht gut. Man hörte unter diesen Kindern fast gar nichts von Zank und Ausschweifungen. Sie waren gesund, und es ging selten ein Tag vorbey, da es nicht neue Freuden gab.

Bald brachten die Knaben ihren Schwestern Sträusser, von den Blumen, die sie gepflanzt hatten, und erhielten dagegen von ihnen Manschetten, Beutel, Stockbänder, und andere dergleichen Dinge, die diese mit ihren geschickten Fingern gemacht hatten. Bald lieferten sie ein Gemüse in die Küche, und hatten alsdann die Freude, daß der Papa über Tische das Gerichte lobte und sagte: das haben wir diesen fleißigen Gärtnern zu verdanken. Bisweilen konnten sie ihre Eltern mit einem Körbchen voll Obst beschenken, das auf den Bäumen gewachsen war, die sie gepflanzt hatten.

Es wurden jährlich sieben große Feste in diesem Hause gefeyert, — das waren die Geburtstage der fünf Kinder und ihrer Eltern. Da hätte man nur das Lachen, das Hüpfen, das Scherzen sehen sollen! Alles bemühete sich um die Wette, dasjenige, dessen Geburtstag man feyerte, mit Geschenken zu überhäufen. Die Knaben brachten Büchschen, Kästchen, Kommodchen, die sie aus Pappe verfertigt und laquirt hatten, oder allerhand niedliche Sächelchen, die aus Bein oder braunem Holze auf der Drechselbank verfertigt waren. Die Mädchen waren unerschöpflich in Erfindungen. Jede brachte etwas neues, das sie heimlich genäht, gestrickt, oder geknöppelt hatte. Die Eltern säumten auch nicht, das Ihrige zur Vermehrung der Freude beyzutragen. Sie stellten gemeiniglich ein kleines Gastmahl an, zu welchem eine kleine Zahl von Freunden mit ihren Kindern geladen wurde. Das Fest endigte sich immer mit einem Balle, der ein wahres

Freudenfest war, indem die Kinder durch Musik und Tanz auf die angenehmste Art zerstreuet wurden, die Eltern aber vor Freuden außer sich waren, wann sie die Heiterkeit, Geschwindigkeit und Geschicklichkeit ihrer Kinder bemerkten.

Sollte man nun wohl glauben, daß die Kinder dieser vernünftigen Lebensart hätten überdrießig werden sollen? Doch geschah es. Leopold besuchte einst die Kinder Klaremunds, seines Vetters, und kam äußerst unwillig nach Hause. Sein Vater stellte sich, als wenn er es nicht bemerkte. Da er aber den andern Tag mit einem finstern Gesichte zu Tische kam, so nahm sein Vater nach Tische Gelegenheit, mit ihm in Garten zu gehen, seine Baumschule zu besehen, und mit ihm folgendes Gespräch anzufangen.

V. Ich bin sehr um dich bekümmert, lieber Leopold!

L. Wie so, Papa?

V. Ich sehe, du bist verdrießlich, da besorge ich gleich, es möchte dir etwas Widriges begegnet seyn.

L. Es ist mir gar nichts Widriges begegnet.

V. Bist du aber nicht verdrießlich?

L. Das kann ich nicht läugnen.

V. Also mußt du doch wohl Ursache haben, verdrießlich zu seyn?

L. Freylich.

V. Welches ist die Ursache?

L. Sie schmälen doch nur, wenn ich es Ihnen sage.

V. So? Glaubst du wohl, daß ich dich lieber verdrießlich oder vergnügt sehe?

L. Sie müssen uns ja freylich gerne vergnügt sehen, sonst machten Sie uns nicht so viel Freude.

V. So sey doch aufrichtig und sage mir, worüber du verdrießlich bist! Ich werde gewiß alles thun, um dich von deinem Verdrusse zu befreyen.

L. Nun wenn Sie es ja wissen wollen, so will ich es sagen. Wir werden von Ihnen wie Sklaven gehalten. Alles muß arbeiten. — Da sind des Herrn Klaremunds Kinder, die haben beständig gute Zeit. Könnten wir es denn nicht eben so gut haben?

V. Nun wenn es weiter nichts ist, so will ich der Sache schon abhelfen. Morgen, lieber Leopold! wollen wir es mit einander überlegen. Es sey ferne von mir, daß ich dich zur Arbeit zwingen sollte, wenn ich sehe, daß du dadurch in deinem Vergnügen gestöret wirst.

Weil Herr Franz den Fleiß liebte, so stund er früh auf, und duldete es nicht, daß jemand von seiner Familie lange im Bette blieb. Er machte auch wohl einen Spaziergang in das Feld, wann es eben ein heiterer Morgen war. Da mußte ihn allemal das Kind begleiten, das den Tag zuvor vorzüglich gut und fleißig gewesen war.

Den Tag nach dieser Unterredung war der Morgen vorzüglich schön. Da ging es zum Thore hinaus und Leopold bekam Erlaubniß, Gesellschaft zu leisten. Die Reise ging nach einem nah gelegenen Berge, von welchem sie die ganze Stadt und einen großen Theil der umliegenden Flur übersehen konnten.

Hier setzten sie sich. Der Anblick war unvergleichlich schön. Die Bäume standen in voller Blüthe. Die Wiesen, die noch vor wenig Wochen ganz kahl waren, fingen an zu grünen. Die Sonne ging auf. Die Flur, die erst ganz stille war, wurde auf einmal lebendig. Ein Chor von Nachtigallen, Finken, Lerchen

und Grasemücken empfingen die aufgehende Sonne mit ihren Liedern. Nun kamen von allen Seiten Heerden von Schaafen und Rindvieh gezogen. Sie hüpften und sprangen vor Freude über das schöne Gras, das sie auf allen Seiten erblickten. Die Ackerleute fanden sich ein und bearbeiteten ihre Aecker. Einige sangen Morgenlieder. Die Landstraße fing an von Leuten zu wimmeln, die theils auf Wagen Getreide, Holz, oder Fässer voll ausländischer Waaren nach der Stadt führten, theils auf ihrem Rücken Butter, Käse, Eyer, Hühner, Tauben nach dem Thore zu trugen. Leopold war vor Freuden außer sich. Ein paar Thränchen rollten über seine Backen. Er schmiegte sich an seinen Papa an und sprach:

L. Ach Papa! der schöne Morgen!

P. Ja wohl ein schöner Morgen!

Es glühn, der Berge Spitzen
Von güldnem Sonnenstrahl,
Von Diamantenblitzen
Die Pflänzchen überall.
In Luft und auf der Weide
Ertönt das Lied der Freude,
Und weckt in süßem Schall
Des Dankes Wiederhall.

L. Ich danke, ich danke, daß Sie mich diesen schönen Morgen haben sehen lassen.

P. Wenn ihn doch alle Leute sähen, und mit uns sich freuten, und mit uns den lieben, guten Gott anbeteten, der uns diese Freude beschereet hat! Wenn doch des Herrn Klaremunds Kinder auch da wären.

L. Ja die! die schlafen wohl noch vier Stunden.

P. Ists möglich? schlafen sie denn alle Tage so lange?

L. Alle Tage. Ich bin bisweilen nach neun Uhr zu ihnen gekommen, da sind sie noch ungekämmt und ungewaschen umhergelaufen.

P. Da wirst du oft denken: wer es doch so gut hätte!

L. Gewiß nicht, lieber Papa! der schöne Morgen, den bekomme ich ja nicht zu sehen, wenn ich so lange schlafen wollte.

P. Und warum schläfst du nicht so lange?

L. Ja, da wollte ich sehen, wie Sie da schmälen würden!

P. Und warum denn schmälen?

L. Da würden wir ja mit der Arbeit nicht fertig.

P. Siehest du, Leopold! wie gut die Arbeit ist! sie lehret uns früh aufstehen, und die schönen Morgen genießen.

L. Je Papa! ich dächte, man könnte auch früh aufstehen, und brauchte eben nicht zu arbeiten.

P. Was wolltest du aber vornehmen?

L. Spazieren gehen. Da wollte ich heute auf diesen Hügel, morgen in jenes Wäldchen steigen. Bald wollte ich auf dem Berge rechter Hand umhergehen, bald an jenem Flusse spazieren. Ach, sehen Sie, Papa! wie er so artig durch die Wiesen sich krümmt!

P. Gut! Wir haben des Jahrs 365 Tage. Wenn du nun von diesen die Morgen abrechnest, da es regnet, oder neblicht, oder schmutzig, oder kalt ist, so wirst du kaum 65 übrig behalten, die so schön und heiter, wie der heutige sind. Willst du auch spazieren gehen, wenn es regnet, neblicht, oder kalt ist?

L. Da möchte mir freylich wohl die Luſt vergehen.

P. Was willſt du alſo in den übrigen 300 Tagen thun?

L. Das weiß ich ſelbſt nicht.

P. Nun, Leopold! Bedenke ſelbſt, wenn du von vier bis eilf Uhr gar nicht wüßteſt, was du thun ſollteſt, wie würde dir zu Muthe ſeyn?

L. Die Zeit würde mir freylich lang werden.

P. Iſt es alſo nicht beſſer, wenn du fleißig arbeiteſt?

L. Ja, wenn es mir nur nicht ſo ſauer würde.

P. Wird dir denn der Müßiggang nicht ſauer?

L. Das ſollte ich nicht meinen.

P. Ich ſehe aber doch, daß du verdrießlich biſt, wenn du nichts zu thun haſt, daß du dir die Augen reibſt, gähneſt, unmuthig bald auf dieſen, bald auf jenen Stuhl fällſt. Wie geht das zu?

L. Man muß ja freylich verdrießlich werden, wenn man nicht weiß, was man thun ſoll.

P. Siehſt du, daß du Unrecht haſt? Gott hat den Menſchen ſo gemacht, daß er immer etwas zu thun haben will. Wenn er nun nicht weiß, was er thun ſoll, ſo wird er verdrießlich. Erſpareſt du dir nicht allen dieſen Verdruß durch die Arbeit?

L. Man braucht ja eben nicht zu arbeiten, ich könnte ja auch ſpielen.

P. Du weißt, daß ich dir das Spielen nicht verbothen habe. Laß ſehen, ob dir die Arbeit oder das Spiel mehr Vergnügen mache! Du ſollſt nie wieder arbeiten, du ſollſt immer ſpielen, wenn du mir beweiſeſt, daß dir das Spiel mehr Vergnügen, als die Arbeit mache. Denn ich möchte gar zu gerne, daß meine Kinder recht vergnügt ſeyn ſollten.

L. Das sollte mir wohl nicht schwer seyn zu beweisen.

P. So beweise es denn!

L. Geben Sie doch nur Achtung auf mich, wenn ich spiele! Da schäkre ich, da lache ich, da springe ich — das geht ja alles bey der Arbeit nicht an.

P. Ich habe doch oft gesehen, daß du über der Arbeit mit deinem Bruder gescherzt und gelacht hast.

L. Doch nicht so wie bey dem Spiele.

P. Gut! Du spielest doch alle Tage, kannst du mir etwas aufweisen, was du durch das Spiel zuwege gebracht hättest?

L. Ich weiß nichts.

P. Kannst du mir denn nichts aufzeigen, das du durch Arbeit zuwege brachtest?

L. O ja, gar viel. In unserm Garten stehen ja wohl drey Dutzend Bäumchen, die ich selbst oculirt und gepfropft habe. Meine Beete sind theils voll Blumen, theils voll Küchengewächse.

P. Hast du denn nichts in der Stube, das du verfertiget hast?

L. Sehr viel. Ich habe ja ein ganz Schränkchen voll Drechsler- und Pappparbeit.

P. Das wirst du alles mit Verdruß ansehen — wirst denken: ja, dabey ist manches Schweißtröpfchen geflossen — dieß hat mir auch ein Paar saure Stunden gekostet.

L. Sie spaßen, Papa! Und wenn es mir noch so sauer geworden ist, und ich sehe in mein Schränkchen, oder kann für meine Schwestern einen Strauß abschneiden, oder meiner Mama etwas in die Küche bringen — da bin ich so vergnügt, daß ich alle Mühe vergesse, die ich dabey gehabt habe.

P. Wünschest du also wohl, daß du in allen den Stunden, da du den Garten bearbeitest, dich mit der Drechselbank oder Papparbeit beschäftigtest, möchtest gespielt haben?

L. Gewiß nicht. Denn da hätte ich alle diese schönen Sachen nicht.

P. Das Spiel vergnügt dich also, so lange es währt. Die Arbeit macht dir auch noch Freude, wenn sie vorbey ist. Du kannst nach funfzig Jahren noch Freude an den Bäumen sehen, die du gepfropft hast. Welches macht dir wohl mehr Freude, das Spiel oder die Arbeit?

L. Papa! Ich sehe, ich bin gefangen. Die Arbeit macht mir mehr Freude.

P. Also wirst du wohl fortarbeiten müssen. Denn wenn ich sagen wollte, Leopold, laß die Arbeit liegen, bringe die Zeit mit Spielen zu! Brächte ich dich nicht um deine Freude?

L. Freylich.

P. Daß ich dir das Spielen nicht verwehre, siehest du daraus, weil ich dir erlaube, sowohl Herrn Klaremunds, als auch andere Kinder zu dir zu bitten. Mußt du nicht gestehen, daß ich euch sogar erlaube, daß ihr euch balgen dürfet?

L. Ach, Sie sind ein lieber Papa! Sie stehen ja selbst dabey und lachen, wann einer den andern niederwirft. Das ist eine Herzenslust.

P. Und warum hast du denn am Balgen eben deine Lust?

L. Weil ich immer oben liege. Ja, Papa, ich habe bisweilen beyde Söhne des Herrn Klaremunds niedergeworfen. Sehen Sie! da stoße ich den einen ein Paar Schritte zurück, dann umarme ich den andern, ziehe mit dem rechten Fuße seine Füße weg — pautz,

da liegt er; dann geht es über den andern her — mit dem werde ich eben so bald fertig.

P. Ey Leopold! ist das auch wahr?

L. Wahrhaftig, Papa! und wenn Sie mir nicht glauben wollen, so sollen Sie heute noch die Probe sehen.

P. Ich will es glauben, denn du hast mich noch nie belogen. Woher mag dieß aber wohl kommen?

L. Weil ich stärker bin. Sehn Sie, Papa! hier streife ich die Aermel auf, was ich da für Muskeln habe! Ha! wenn ich nur gleich Jemanden vor mir hätte, mit dem ich es aufnehmen könnte! Wenn Sie dagegen nur die Arme der kleinen Klarenmunde sehen sollten! Wahrhaftig, sie sind so dünne, daß ich mich immer fürchte, sie zu zerbrechen, wenn ich sie angreife.

P. Vielleicht sind sie auch nicht so alt als du.

L. Nicht so alt? Ich bin erst zwölf Jahr. Gottfried ist eben so alt und Christoph ist vierzehn. Bedenken Sie doch! er ist ja an Ostern aus der Schule gegangen.

P. Vielleicht kriegst du besser zu essen.

L. Nun Papa! ich will Ihre Kost eben nicht verachten, aber Klarenmunds Söhne haben es den Sonnabend fast eben so gut, als ich an den Hauptfesten. Da stehen immer die Schüsseln mit Gebackenen auf dem Tische.

P. Nun da weiß ich doch wirklich nicht, wie das zugeht, sollte es denn etwa von der Arbeit kommen?

L. Das kann wohl nicht seyn, denn die Arbeit macht ja müde und entkräftet.

P. Aber, lieber Leopold, wer kann denn am geschwindesten laufen?

L. Die Läufer.

P. Woher kommt wohl das?

L. Weil sie immer laufen.

P. Hast du nicht Leute gesehen, die vor vielen andern Menschen rechte starke, verdickte Arme haben?

L. Ja, ja, Papa! da ist Meister Peter, der Schmidt! Ey, wenn Sie dessen Arme sehen sollten! Wahrhaftig, sie sind so dicke wie meine Schenkel.

P. Und woher mag das wohl kommen?

L. Der Mann steht den ganzen Tag vor dem Amboß, und arbeitet da mit einem Hammer, den ich kaum erheben kann.

P. Also könnte doch wohl die Arbeit stark machen, weil die Glieder vorzüglich zunehmen, die am öftersten gebraucht werden. Und wovon bekommt wohl die Stärke ihre Nahrung?

L. Doch wohl vom Essen und Trinken.

P. Und wann schmeckt dir das Essen und Trinken am besten?

L. Wann ich ein Paar Stunden gearbeitet habe.

P. Da mag es denn wohl wahr seyn, daß die Arbeit stark mache. Denn die Arbeit macht die Speisen schmackhafter, du kannst also deine gehörige Portion genießen, und deine Kräfte bekommen davon Nahrung. Willst du nun lieber starke oder schwache Arme haben?

L. Bey Leibe! keine schwachen Arme! denn da könnten ja alle Jungen über mich Herr werden.

P. Also darf ich dir die Arbeit nicht entziehen; sonst würdest du bald so kraftlos, als Klaremunds Kinder, werden.

L. Aber Papa! Es haben mir ja viele Leute gesagt, Sie wären ein reicher Mann, wozu sollen wir denn arbeiten?

P. Du redest wie ein kleines Närrchen. Kannst du denn mit alle meinem Gelde machen, daß du diese schöne Morgenzeit genießest, wenn du bis um neun Uhr schläfst? Kann dir eine Hand voll Dukaten so viel Freude machen, als ein Dutzend Stämmchen, die du gepfropft hast? Schmeckt dir ein Teller Konfekt, den du mit Gelde bezahlst, wohl so gut, als ein Gurkensalat, der auf deinem Beete wuchs? Kann ich mit alle meinem Gelde dir starke Arme machen?

L. Freylich nicht.

P. Wozu habe ich denn das Geld? daß meine Kinder glücklicher oder unglücklicher werden?

L. Doch wohl, daß sie glücklicher werden?

P. Wer ist denn nun wohl glücklicher, ein Mensch, der die Sonne aufgehen sieht, oder der in seiner dumpfichten Kammer träumt?

L. Ach Papa! fragen Sie doch nicht lange! Was sind alle Träume gegen diesen schönen Morgen?

P. Wer ist denn glücklicher? Wer sagen kann: heute habe ich das Spiel gespielt, den Braten gegessen, den Wein getrunken; oder, der auch sagen kann: diese Arbeit habe ich heute verrichtet?

L. Freylich ist der letztere glücklicher.

P. Der ist auch wohl glücklicher, dem das Essen und Trinken gut schmeckt, der starke Arme hat, als ein anderer, der ohne Appetit sich zu Tische setzt, und kraftlos ist?

L. Das läugne ich gar nicht.

P. Wenn ich also meine Kinder deswegen nicht wollte arbeiten lassen, weil ich reich wäre, machte ich sie nicht mit meinem Reichthume unglücklich?

L. Ja, ich sehe es ein, lieber Papa! ich will gerne arbeiten, ich will auch meine Geschwister dazu ermuntern.

P. Aber reich möchtest du ja auch wohl einmal werden?

L. Freylich. Es kann ja Arbeit und Reichthum wohl mit einander bestehen?

P. Ich denke daher immer darauf, wie ich ein Kapital für euch Kinder recht sicher anbringen will.

L. Wie gütig sind Sie!

P. Ich weiß nur nicht, wie ich es anfangen soll, daß Ihr Kinder nicht darum kommt.

L. Ach Papa! Sie können es ja nur in die Handlung verwenden.

P. Da ist es am unsichersten. Bey der Handlung muß man immer andern borgen. Wann nun etliche Schuldner bankerot werden, wie sieht es da aus?

L. So leihen Sie doch das Geld auf Interesse aus?

P. Da steht es so unsicher, als in der Handlung. Die Handwerksleute und Bauern verarmen so gut, als die Kaufleute.

L. Ey da dächte ich, Sie kauften Häuser.

P. Diese brennen oft ab.

L. Aber Aecker — ja Aecker — die brennen nicht ab.

P. Freylich brennen sie nicht ab. Wenn aber Krieg kommt, so muß man von den Aeckern mehr entrichten, als sie einbringen. Kennest du Herrn Müller? der hat, der häufigen Abgaben wegen, im letztern Kriege einen Acker nach dem andern verkaufen müssen. Dadurch ist er arm worden.

L. Nun da weiß ich doch wirklich nicht, wie Sie etwas für uns sammeln können, das dauerhaft ist.

P. Ich will es dir sagen. Wenn ich dich und deine Geschwister zur Arbeit gewöhne.

L. Wie verstehen Sie das?

P. Wenn Ihr arbeitsam seyd, so könnet Ihr euch allenthalben so viel erwerben, als Ihr nöthig habt. Kein Mensch kann Euch die Arbeitsamkeit rauben. Kein Mensch verlangt von der Arbeitsamkeit Abgaben. Ihr könnet aus Sachsen nach Preußen, von da nach Rußland gehen, ihr könnet eure Arbeitsamkeit mitnehmen, und niemand verlangt davon Abzugsgeld.

L. Was ist das Abzugsgeld?

P. Das ist Geld, das man von seinem Vermögen geben muß, wenn man in andere Länder zieht. In manchen Ländern muß man von Hundert zehn, in andern von Hundert fünf Thaler zurücklassen.

L. Nun verstehe ich Sie. Daß ich rechnen, schreiben, pfropfen, ein Gartenbeet zurechte machen, drechseln, in Pappe arbeiten kann, das kann mir niemand nehmen, davon fodert niemand Abzugsgeld.

P. Recht so. Ich will dir dieß mit einem Exempel beweisen. Ein reicher Edelmann wollte einmal ein Fräulein, das eben so reich war, heurathen. Ihr Vater antwortete: ich will Ihnen meine Tochter gerne geben, aber haben Sie auch etwas gelernt, davon Sie meine Tochter ernähren können? Was das für eine Frage ist! sagte der junge Edelmann, ich habe ja, wie Sie wissen, drey Rittergüter. Possen! versetzte des Fräuleins Vater, die können abbrennen, die können verwüstet werden. Kurz, wenn Sie meine Tochter haben wollen, so müssen Sie eine Profession lernen. Was war zu thun? der junge Edelmann hatte das Fräulein lieb — er ging hin und wurde ein Korbmacher, weil diese Profession am leichtesten zu er-

lernen war. Und nun bekam er das Fräulein, sobald er in ihres Vaters Gegenwart ein niedliches Körbchen verfertigt hatte. Er lachte etliche Jahre lang über die Grillen des Edelmanns. Aber kurz darauf verging ihm das Lachen.

Es wurde Krieg — die Feinde fielen in das Land — verwüsteten seine Felder, quartierten sich in seine Schlösser, und zwangen ihn, mit seiner Familie zu flüchten. Nun war er ein Edelmann ohne Geld und Güter. Dürftigkeit und Hunger drückten ihn. Da die Noth auf das äußerste stieg — so fiel ihm ein, daß er das Korbmachen gelernt habe. Er fing also an, dieses Handwerk zu treiben, und konnte es desto leichter, da er in einer Gegend wohnte, wo sein vornehmer Stand unbekannt war. Seine Gemahlinn ging ihm bey seiner Arbeit an die Hand; seine Kinder verkauften die Körbe, die er geflochten hatte. Auf diese Art nährte er sich und seine Familie redlich, bis ruhigere Zeiten kamen, da er seine Güter wieder in Besitz nehmen konnte.

Nach der Zeit ging es Herrn Franzens Kindern fast eben so. Herr Franz machte einen unglücklichen Bankerot. Es blieb ihm kaum so viel übrig, daß er eine kleine Handlung wieder anfangen konnte. Seine Kinder büßten aber dabey gar nichts ein. Seine Töchter wurden von den reichsten und vernünftigsten Männern gesucht, weil diese gewiß wußten, daß sie an ihnen gute Wirthinnen fänden. Und die Söhne brachten es durch unermüdeten Fleiß in kurzer Zeit so weit, daß sie die größten Handlungen in den berühmtesten Handelsstädten bekamen.

Salzmann.

Armuth macht nicht unglücklich.

Der junge Fielding dachte beständig nach, wie er recht viel Geld erwerben wolle, damit er einmal recht glücklich leben könne. Er glaubte, wenn er nur erst zehntausend Thaler besäße, eine Einnahme von tausend Thalern, ein schönes Haus, schöne Stühle, Canapees, Tische, Spiegel und Schränke, und einen gut angelegten Garten hätte, dann — ja dann würde er glücklich seyn. Aber, ach! das zu erlangen, schien ihm gar zu schwer, und die Zeit bis dahin schien ihm gar zu lange. So lange sollte er noch unglücklich seyn? dieß machte ihn so unmuthig, daß er oft die geballte Faust vor die Stirn schlug, und sich wünschte, gar nicht auf der Welt zu leben.

Einmal wandelte er auch, da eben die Sonne untergehen wollte, äußerst mißvergnügt an dem Ufer eines großen Sees. Alles, was um ihn war, lachte ihn an. Der ganze Himmel wurde durch die untergehende Sonne mit den prächtigsten Farben bemalt, die sich in dem See spiegelten. Alles, was lebte, schien die Schönheit des Abends zu fühlen; die wilden Enten und Täucherchen schossen auf dem Wasser umher, tauchten sich hinunter, und kamen wieder hervor; der Storch wandelte mit gravitätischen Schritten an dem Ufer herum; die Kibitze wiegten sich in der Luft, und riefen: Kibitz! Kibitz! Aber Herrn Fielding rührte das alles nicht, der rechnete eben nach, wie hoch ihm ein Canapee mit Stahlfedern zu stehen kommen möchte.

Endlich wurde er aber doch in seinen Gedanken durch eine Stimme gestört, die sang:

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Er sah sich um, und erblickte einen Ackermann, der auf seinem Pferde saß, von seinem Ackerbaue nach Hause ritt, und so vergnügt aussah, daß man in seinem Gesichte auch nicht die geringste Spur von Unmuth erblickte. Darüber wunderte sich der junge Fielding, bot ihm einen guten Abend, und fragte, wie es denn käme, daß er so außerordentlich vergnügt wäre?

Wer wollte denn nicht vergnügt seyn, antwortete dieser; es ist ja so schön auf der Welt, daß man gar nicht mißvergnügt seyn kann. Sehn Sie einmal, wie der Himmel so gemalt ist, was das für eine Lust ist auf dem Teiche, wie da alles lebt, und sich tummelt. Das Würmchen freuet sich ja; warum wir Menschen denn nicht?

Hat er, fragte Fielding, eine starke Einnahme?

Hm! antwortete dieser, wenn der liebe Gott die Felder behütet, so denke ich doch ein zehn Malter einzuärnten; wenn ich nun davon das Brod und die Aussaat und die herrschaftlichen Gefälle abrechne, so könnte ich doch wohl, wenn sonst der liebe Gott segnet, sechszehn bis achtzehn Thaler in den Beutel bekommen.

Das sagte er mit solcher Fröhlichkeit, daß sich Fielding darüber sehr verwunderte, und begierig wurde, den Mann näher kennen zu lernen.

Er ging mit ihm bis an sein Haus; da sprangen ihm zwey Kinder barfuß, aber gesund und fröhlich,

entgegen, und riefen: Vater! hast du uns Erdnüßchen mitgebracht?

Die ganze Tasche voll, antwortete er.

Da waren die Kinder voll Freude, liefen hinein zur Mutter, und riefen: Mutter, weißt du was Neues? der Vater ist da, und hat uns Erdnüßchen mitgebracht; Erdnüßchen, eine ganze Tasche voll!

Da kam ihm seine Frau mit fröhlichem Gesichte entgegen, und sagte: Kommst du, lieber Mann? es ist dir gewiß heute recht sauer geworden. Die Sonne hat sehr gestochen. Geh hinein und iß; ich will dein Pferd in den Stall führen; Heu habe ich ihm schon aufgesteckt.

Aber der Mann ließ es nicht zu, sondern führte sein Pferd selbst in den Stall, und schirrte es ab. Dann ging er nach der Stube zu, und fragte Herrn Fielding, ob er wolle sein Gast seyn?

Er nahm die Einladung an; der Mann ging voraus, seine zwey Knaben hingen sich an seine Arme, und Fielding folgte ihm nach.

Er mußte sich bücken, da er zur Stubenthür einging, denn die Thüre war niedrig, die Stube selbst war seit des Besitzers Hochzeittage nicht geweißt worden; sie hatte zwey niedrige Fenster, mit dunkeln Scheiben, davon zwey ausgestoßen, und die dadurch verursachten Oeffnungen mit Papier von Tobacksbriefen verklebt waren.

Die Mobilien waren ein hölzerner Tisch, vier hölzerne Stühle, ein Spiegel, der neu wenigstens vier Groschen kostete, und unter dem eine große Menge Quittungen über bezahlte herrschaftliche Gefälle angesteckt waren. Statt des Canapees stand eine hölzerne Bank da, auf der sich nach Tische insgemein der Haus-

herr zu legen, und eine Pfeife Toback zu schmauchen pflegte. Die Wände waren mit Listen von Getrauten, Gebornen und Gestorbenen tapezirt. Auf einem Bretchen, das über der Thür befestiget war, befand sich die Bibliothek, die aus einer Kalendersammlung, einer Bibel, zwey Gesangbüchern, einem Gebethbuche und Arnds wahrem Christenthume bestand.

Der Tisch war mit einem saubern blau und weiß gestreiften Tuche bedeckt, und mit einer irdenen Schüssel voll Milch, in die Brod gebrockt war, etlichen hölzernen Tellern, einem Butterwecken, einem Käse, und einem schwarzen Brode, das wohl zwanzig Pfund wiegen mochte, besetzt.

Komm, lieber Balzer, setz dich, sagte die freundliche Frau, laß dir es gut schmecken; du hast heute einen sauern Tag gehabt.

Und er setzte sich, und neben ihm Fielding, dem man einen blechernen Löffel anbot, um mit zu essen. Er nahm ihn zitternd, denn sein Lebtage hatte er noch keinen blechernen Löffel in den Händen gehabt, tunkte ihn in die Schüssel, und konnte sich kaum entschließen, ihn in den Mund zu nehmen. Da er aber sah, wie gut es allen schmeckte, versuchte er es doch, und es schmeckte ihm auch gut. Er kostete das schwarze Brod mit etwas Butter und Käse, und fand es auch schmackhaft.

Dem Acketmanne und seiner Familie schmeckte es aber noch besser, und sie schienen während des Essens vergnügter, als die reichsten Leute zu seyn.

Fielding saß in tiefen Gedanken über alles, was er sah, und fragte endlich seinen Wirth: lieber Freund! er scheint recht glücklich zu seyn!

Das bin ich auch, sagte dieser. Ich bin gesund, habe ein gut Gewissen, habe mein Brod, Milch

Butter und Käse; meine Frau und Kinder haben mich lieb. Sollte ich mich nicht für glücklich halten?

Fielding ging bedenklich fort, dankte herzlich für die genossene Mahlzeit, und dachte bey sich selbst: Bin ich nicht ein Thor, daß ich glaubte, ich müsse so viel haben, um glücklich zu seyn. Dieser Mann hatte ja von dem allen nichts, was ich wünsche, und war doch so glücklich — so fröhlich, als ich vielleicht nie werde, wenn ich auch alles bekommen sollte, was ich begehre. Du willst heute anfangen glücklich zu leben, willst das Wenige, was du hast, genießen, damit zufrieden seyn, und dich nicht grämen über das, was dir fehlt. Er that es, und war glücklich, ob er gleich noch so arm war, als den vorigen Tag.

Salzmann.

„Die Hausmiethe habe ich bezahlt bis zu Weihnachten, Feuerwerk habe ich zusammen getragen, an Blättern und getrocknetem Gräse für meine Ziege fehlts auch nicht, die Kartoffeln und der Rübsaamen sind, Gottlob! auch gerathen, daß wir wohlfeiles Gemüse und Oehl haben werden; ein gut Gewissen hab ich, nachreden kann mir kein Mensch etwas, schuldig bin ich niemanden, wenn mich nun der liebe Gott gesund läßt, daß ich das Rad brav treten kann, so will ich auch diesen Winter so glücklich leben, wie eine Fürstinn. Wie eine Fürstinn, das glaube sie mir, Frau Nachbarinn!“

So sprach eine arme Frau mit der andern, und würde vor Fröhlichkeit gesprungen seyn, wenn nicht das schwere Bündel Stoppeln, das sie zusammengehackt hatte und auf ihrem Rücken nach Hause trug,

um sich den Winter durch daran zu wärmen, sie daran verhindert hätte.

Ein reicher, reicher Mann, der sich vor Verdruß hätte erschießen mögen, weil ihm denselben Tag sein bestes Kutschpferd gefallen war, ging hinterdrein, hörte es, schämte sich vor sich selbst, ging nach Hause, und bemühte sich, so froh, wie diese arme Frau, zu werden.

Salzmann.

Der arme Richard Whittington.

In Sommersetshire, in England, lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Aeltern nicht kannte, weil sie gestorben waren, als er noch klein war. Verlassen von aller Welt, führte der arme Richard ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele Betteljungen in mancher Deutschen Stadt; ließ sich als Kourier, Stiefelputzer, Gänsehirte und Gassenkehrer gebrauchen; aber seine Aemter trugen ihm wenig ein; sein Beutel war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er bey seinem Trunk Wasser auch ein Stück schwarzes Brod dazu beißen konnte.

Richard Whittington wuchs etwas größer. Da fiel ihm einmal der Gedanke ein, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie dahin reisen? das Reisen kostet Geld, und das war eben Richards Reichthum nicht. War ja ein Mensch an Gelde arm, so wars Richard. Indeß, er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußte er gut zu gebrauchen. Die sollten ihm, dacht' er, auch auf

der

der Reise gute Dienste thun, und ihn vor dem Erhungern schützen.

Richard Whittington trat seinen Marsch an. Kam er in eine Stadt, oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbetteln, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagsmahl zukommen ließen, ihn auch wohl mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten.

In einiger Zeit war die Reise glücklich geendigt, und Richard befand sich nun in London, was er sich so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen. Aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen; vielleicht weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war.

Doch endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr braver Mann war. Der arme Junge dauerte ihn und er sagte zu ihm: Kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen! du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen, die dir die Köchinn zeigen wird.

Richard war froh, wie mancher arme Schelm, der sich aus einer drückenden Gefangenschaft frey gemacht hat; er dankte seinem künftigen Herrn für seine Gnade, und ließ sich sein Quartier anweisen. Ach du lieber Himmel! das sah darin aus, wie in dem Stalle gewisser Hausthiere, deren Namen jeder leicht errathen wird. Das Kämmerchen war eng, wie ein Vogelbauer, und gar vielerley lag darin der Kreuz und Quer. In einem Winkel lagen zerbrochene Tö-

pfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durcheinander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser und hie und da lag ein Lumpe mit verwesteten und unbrauchbaren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und warf es aus seinem löchrigen Pallaste. Wie ein König blickte er herum, als er die Ordnung darin hergestellt hatte.

Richard Whittington war nun einstallirter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandtheit, als der zu S. das Geschäft übernommen hat, die Lichter zu putzen, oder als Y, der oft nur dann die Messer und Gabeln herumlegt, wann das aufgetragene Fleisch schon kalt geworden ist. So handelte Whittington, der Küchenjunge, nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gern, schnell und gut; besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung.

Durch seine Ordnungsliebe machte er sich bey der Köchinn gar nicht beliebt. Das war ein mürrisches Geschöpf, voll Disputier- und Zanksucht. Sie warf alles durcheinander, und da Richard ihr ein paarmal Winke gab, daß das nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich fast tagtäglich gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den beissendsten, bittersten Spötteleyen, und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard trug alles mit Geduld; denn in der Geduld besaß er große Stärke.

In den Stunden, wo Richard frey von Geschäften war, stieg er in seine Kammer, und that manches für sich. Aber des Nachts hatte der arme Schelm wenig Ruhe. Zwar vexirte ihn jetzt die zanksüchtige Köchinn

nicht mehr, aber es fanden sich andere Plagegeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nehmlich alle Nächte ungeheuer viele Mäuse und Ratten regelmäßig ihren Besuch ab, und Richard konnte ihnen nichts anhaben; denn wann er auch heute drey davon todt schlug, so kamen morgen statt dieser ihrer sechse auf sein Logis.

Ich weiß nicht, wodurch sich Richard einmal einen baaren Groschen verdiente. Darüber hatte er eine so große Freude, als wäre er König von Polen geworden. Frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich — eine Katze.

Nun hatte Richard einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebethenen Gäste ab, welche bisher den armen Whittington des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze gewaltig lieb, und gab ihr den Namen Ripps; von der Köchinn aber und von den andern Bedienten im Hause wurde sie, spottweise, der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Whittington Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wann der Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch Einiges zum Verkaufe mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren auslegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitain für ihre Waaren erhalten hatte.

762268 A

Als einmal der Tag erschien, wo gerade ein Schiff von diesem Kaufmanne wieder abgehen sollte, kamen alle Bediente und Mägde des Hauses auf die Stube ihres Herrn, und brachten ihm dasjenige, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht.

Nun, wo ist denn Richard? fragte der Herr.

Er ist nicht zugegen, antworteten Alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt.

Ruft mir ihn gleich herbey, sagte der Kaufmann.

Richard kam.

Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr; warum kommst du nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben?

Ich habe kein Eigenthum, antwortete Richard mit zitternder Stimme, außer eine Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an.

I warum denn nicht, sagte der Kaufmann, bring sie nur immer her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen.

Die Katze wurde dem Schiffskapitain als ein sehr treues, eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen gut brauchen lassen.

Ripps wurde aufs Schiff gebracht, welches den Namen Einhorn führte. Der Kapitain dachte bey sich: wenn ich das Thier auch nicht verkaufe, so wird es doch mir die Mäuse wegfangen, und dafür kann ich dem armen Schelm, dem Küchenjungen, immer ein Stückschen Geld geben. Das Schiff segelte ab.

Da Richard seine Mitregentinn in seinem Pallaste unter dem Dache verlohren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bey ihm ein. Er hatte nun weder des Tags noch des Nachts Ruhe.

Am Tage quälte ihn die zankſüchtige Köchinn, und des Nachts Mäuſe und Ratten.

Endlich verließ Richarden die Geduld. Um ſeiner nächtlichen Gäſte los zuwerden, hätte er ſich wieder eine Katze kaufen müſſen. Allein wie konnte er das? hatte er doch keinen Pfennig Geld. Er faßte den Entſchluß, in aller Stille das Haus zu verlaſſen, und wieder in die weite Welt zu gehen.

Es war ein ſchöner Morgen, und die Sonne wollte eben aufgehen; da verließ Richard ſein Nachtlager, und ſchlich ſich leiſe aus ſeiner Reſidenz durch die Hinterthüre des Hauſes. Behutſam öffnete er ſie, und machte ſie nicht ganz wieder zu, um Niemanden aus dem ſüßen Schlafe zu wecken.

Nun war Richard wieder ein freyer Menſch, aber eben ſo arm, als damals, da er nach London kam.

In ſich vertieft, wandelte er aus einer Gaſſe in die andere, und dachte über ſein Schickſal nach. Auf einmal hörte er die Glocke auf einer berühmten Kirche der Altſtadt in London läuten. Die Glocken werden in England auf eine ganz eigene Art geläutet. Ihre Töne fließen nicht ſo durcheinander wie etwa bey uns in Deutſchland, ſondern ſie folgen regelmäßig nach einander; der erſte Ton iſt ganz hoch, der letzte ganz niedrig, wie wenn man auf dem Klaviere einige Taſten von oben nach unten zu anſchlägt. Auf Richards Gemüth machte das Geläute einen ſonderbaren Eindruck, er glaubte in demſelben die Worte zu hören:

Turn again Whittington
Trice Lord Mayor of London!

„Kehre um Whittington!
„Drey Mahl Maire *) von London!

Hm! dachte Whittington, das hat was zu bedeuten. Er bedachte sich nicht lang, sondern faßte den Entschluß, wieder umzukehren, und mit der Köchinn und den Mäusen und Ratten Geduld zu haben. Er fand die Thüre noch immer halb offen, und wanderte nun wieder in den Pallast ein, aus welchem er ohngefähr vor einer Stunde ausgewandert war. Niemand im ganzen Hause merkte was von seinem Ab- und Rückzuge. Richard bezog seinen Dachsaal und lebte fleißig und voll Geduld seine Tage in des Kaufmanns Hause hin.

Unterdessen war das Schiff Einhorn an den Küsten von Afrika gelandet. Die Waaren fanden den besten Absatz, und reichlich mit Schätzen beladen landete das Einhorn wieder in England. Alles kam gesund und froh zurück; nur Whittingtons Ripps nicht; den hatte man zurückgelassen, wie wohl ebenfalls gesund und froh, wie wir gleich hören werden.

Der Kapitain berichtete nun den Kaufmann, daß sie glücklich in einem Lande angekommen wären, welches den Engländern noch nicht bekannt gewesen sey. „Der König und die Königinn, sprach er, haben uns mit besonderer Gnade und Auszeichnung aufgenommen. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir zur Tafel geladen. Die Speisen wurden, der dortigen Gewohnheit gemäß, auf den Boden hingesetzt. Kaum aber waren

*) Lord Mayor ist eine hohe Gerichtsperson in London, oder der vornehmste Bürgermeister der Stadt; eine wichtige Person.

ſie aufgetragen, als eine Menge von Ratten und Mäuſen hervor kam, und über die Schüſſeln her fiel. Der König und die Königinn ſahen dieſes mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Dieß fiel uns gewaltig auf. Ich fragte, ob dieſes mit Ihro Majeſtät gnädigſter Bewilligung geſchehe? Nein, verſetzte Se. Majeſtät, aber wir können nicht anders, wir müſſen es wohl dulden; es iſt mit dieſen Schranzen gar kein auskommen mehr."

„O! die will ich wohl wegſchaffen, erwiederte ich. Ich habe ein Thier am Bord, das ſoll in wenigen Minuten dieſer Impertinenz ein Ende machen."

„Nun wurde Ripps ans Land geſetzt, und zum Könige gebracht. Das gab ein Spectakel! Das Erſtaunen beyder Majeſtäten war unglaublich, als ſie den kleinen Tieger, nicht über die Speiſen, ſondern bloß über die ungebethenen geſchwänzten Gäſte herfallen ſahen. Er richtete ein gewaltiges Gemetzel an; viele fraß er, andere tödtete er, und die übrigen ſuchten ihr Heil in der Flucht. Der Tag wurde ſogleich in den Jahrbüchern der ſonſt langen und glücklichen Regierung als der erſte Tag angemerkt, an welchem man bey Hofe ruhig zu Mittage geſpeiſet habe."

Und wo iſt denn nun Ripps? fragte der Kaufmann.

Ich habe ihn dem Könige ſchenken müſſen, antwortete der Kapitain.

Müſſen? ſagte der Kaufmann. Er wird wohl etwas dagegen geſchenkt haben?

Das hat er, erwiederte der Kapitain, aber bloß einige Kleinigkeiten.

Nun die muß der arme Whittington haben, verſetzte der Kaufmann. Laß ſehen.

Vorerſt wurden die Gewinne der übrigen Bedienten gebracht. Sie waren beträchtlich. Alle freuten ſich

herr zu legen, und eine Pfeife Tobäck zu schmauchen pflegte. Die Wände waren mit Listen von Getrauten, Gebornen und Gestorbenen tapezirt. Auf einem Bretchen, das über der Thür befestiget war, befand sich die Bibliothek, die aus einer Kalendersammlung, einer Bibel, zwey Gesangbüchern, einem Gebethbuche und Arnds wahrem Christenthume bestand.

Der Tisch war mit einem saubern blau und weiß gestreiften Tuche bedeckt, und mit einer irdenen Schüssel voll Milch, in die Brod gebrockt war, etlichen hölzernen Tellern, einem Butterwecken, einem Käse, und einem schwarzen Brode, das wohl zwanzig Pfund wiegen mochte, besetzt.

Komm, lieber Balzer, setz dich, sagte die freundliche Frau, laß dir es gut schmecken; du hast heute einen sauern Tag gehabt.

Und er setzte sich, und neben ihm Fielding, dem man einen blechernen Löffel anbot, um mit zu essen. Er nahm ihn zitternd, denn sein Lebtage hatte er noch keinen blechernen Löffel in den Händen gehabt, tunkte ihn in die Schüssel, und konnte sich kaum entschließen, ihn in den Mund zu nehmen. Da er aber sah, wie gut es allen schmeckte, versuchte er es doch, und es schmeckte ihm auch gut. Er kostete das schwarze Brod mit etwas Butter und Käse, und fand es auch schmackhaft.

Dem Ackermanne und seiner Familie schmeckte es aber noch besser, und sie schienen während des Essens vergnügter, als die reichsten Leute zu seyn.

Fielding saß in tiefen Gedanken über alles, was er sah, und fragte endlich seinen Wirth: lieber Freund! er scheint recht glücklich zu seyn!

Das bin ich auch, sagte dieser. Ich bin gesund, habe ein gut Gewissen, habe mein Brod, Milch

Butter und Käse; meine Frau und Kinder haben mich lieb. Sollte ich mich nicht für glücklich halten?

Fielding ging bedenklich fort, dankte herzlich für die genossene Mahlzeit, und dachte bey sich selbst: Bin ich nicht ein Thor, daß ich glaubte, ich müsse so viel haben, um glücklich zu seyn. Dieser Mann hatte ja von dem allen nichts, was ich wünsche, und war doch so glücklich — so fröhlich, als ich vielleicht nie werde, wenn ich auch alles bekommen sollte, was ich begehre. Du willst heute anfangen glücklich zu leben, willst das Wenige, was du hast, genießen, damit zufrieden seyn, und dich nicht grämen über das, was dir fehlt. Er that es, und war glücklich, ob er gleich noch so arm war, als den vorigen Tag.

Salzmann.

„Die Hausmiethe habe ich bezahlt bis zu Weihnachten, Feuerwerk habe ich zusammen getragen, an Blättern und getrocknetem Gräse für meine Ziege fehlts auch nicht, die Kartoffeln und der Rübsaamen sind, Gottlob! auch gerathen, daß wir wohlfeiles Gemüse und Oehl haben werden; ein gut Gewissen hab ich, nachreden kann mir kein Mensch etwas, schuldig bin ich niemanden, wenn mich nun der liebe Gott gesund läßt, daß ich das Rad brav treten kann, so will ich auch diesen Winter so glücklich leben, wie eine Fürstinn. Wie eine Fürstinn, das glaube sie mir, Frau Nachbarinn!"

So sprach eine arme Frau mit der andern, und würde vor Fröhlichkeit gesprungen seyn, wenn nicht das schwere Bündel Stoppeln, das sie zusammengehackt hatte und auf ihrem Rücken nach Hause trug,

um sich den Winter durch daran zu wärmen, sie daran verhindert hätte.

Ein reicher, reicher Mann, der sich vor Verdruß hätte erschießen mögen, weil ihm denselben Tag sein bestes Kutschpferd gefallen war, ging hinterdrein, hörte es, schämte sich vor sich selbst, ging nach Hause, und bemühte sich, so froh, wie diese arme Frau, zu werden.

Salzmann.

Der arme Richard Whittington.

In Sommersetshire, in England, lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Aeltern nicht kannte, weil sie gestorben waren, als er noch klein war. Verlassen von aller Welt, führte der arme Richard ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele Betteljungen in mancher Deutschen Stadt; ließ sich als Kourier, Stiefelputzer, Gänsehirte und Gassenkehrer gebrauchen; aber seine Aemter trugen ihm wenig ein; sein Beutel war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er bey seinem Trunk Wasser auch ein Stück schwarzes Brod dazu beißen konnte.

Richard Whittington wuchs etwas größer. Da fiel ihm einmal der Gedanke ein, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie dahin reisen? das Reisen kostet Geld, und das war eben Richards Reichthum nicht. War ja ein Mensch an Gelde arm, so wars Richard. Indeß, er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußte er gut zu gebrauchen. Die sollten ihm, dacht' er, auch auf

der

der Reise gute Dienste thun, und ihn vor dem Erhungern schützen.

Richard Whittington trat seinen Marsch an. Kam er in eine Stadt, oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbetteln, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagsmahl zukommen ließen, ihn auch wohl mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten.

In einiger Zeit war die Reise glücklich geendigt, und Richard befand sich nun in London, was er sich so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen. Aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen; vielleicht weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war.

Doch endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr braver Mann war. Der arme Junge dauerte ihn und er sagte zu ihm: Kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen! du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen, die dir die Köchinn zeigen wird.

Richard war froh, wie mancher arme Schelm, der sich aus einer drückenden Gefangenschaft frey gemacht hat; er dankte seinem künftigen Herrn für seine Gnade, und ließ sich sein Quartier anweisen. Ach du lieber Himmel! das sah darin aus, wie in dem Stalle gewisser Hausthiere, deren Namen jeder leicht errathen wird. Das Kämmerchen war eng, wie ein Vogelbauer, und gar vielerley lag darin der Kreuz und Quer. In einem Winkel lagen zerbrochene Tö-

pfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durcheinander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser und hie und da lag ein Lumpe mit verwesteten und unbrauchbaren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und warf es aus seinem löchrigen Pallaste. Wie ein König blickte er herum, als er die Ordnung darin hergestellt hatte.

Richard Whittington war nun einstallirter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandtheit, als der zu S. das Geschäft übernommen hat, die Lichter zu putzen, oder als Y, der oft nur dann die Messer und Gabeln herumlegt, wann das aufgetragene Fleisch schon kalt geworden ist. So handelte Whittington, der Küchenjunge, nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gern, schnell und gut; besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung.

Durch seine Ordnungsliebe machte er sich bey der Köchinn gar nicht beliebt. Das war ein mürrisches Geschöpf, voll Disputier- und Zanksucht. Sie warf alles durcheinander, und da Richard ihr ein paarmal Winke gab, daß das nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich fast tagtäglich gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den beissendsten, bittersten Spötteleyen, und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard trug alles mit Geduld; denn in der Geduld besaß er große Stärke.

In den Stunden, wo Richard frey von Geschäften war, stieg er in seine Kammer, und that manches für sich. Aber des Nachts hatte der arme Schelm wenig Ruhe. Zwar vexirte ihn jetzt die zanksüchtige Köchinn

nicht mehr, aber es fanden sich andere Plagegeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nehmlich alle Nächte ungeheuer viele Mäuse und Ratten regelmäßig ihren Besuch ab, und Richard konnte ihnen nichts anhaben; denn wann er auch heute drey davon todt schlug, so kamen morgen statt dieser ihrer sechse auf sein Logis.

Ich weiß nicht, wodurch sich Richard einmal einen baaren Groschen verdiente. Darüber hatte er eine so große Freude, als wäre er König von Polen geworden. Frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich — eine Katze.

Nun hatte Richard einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebethenen Gäste ab, welche bisher den armen Whittington des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze gewaltig lieb, und gab ihr den Namen Ripps; von der Köchinn aber und von den andern Bedienten im Hause wurde sie, spottweise, der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Whittington Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wann der Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch Einiges zum Verkaufe mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren auslegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitain für ihre Waaren erhalten hatte.

762268 A

Als einmal der Tag erschien, wo gerade ein Schiff von diesem Kaufmanne wieder abgehen sollte, kamen alle Bediente und Mägde des Hauses auf die Stube ihres Herrn, und brachten ihm dasjenige, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht.

Nun, wo ist denn Richard? fragte der Herr.

Er ist nicht zugegen, antworteten Alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt.

Ruft mir ihn gleich herbey, sagte der Kaufmann.

Richard kam.

Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr; warum kommst du nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben?

Ich habe kein Eigenthum, antwortete Richard mit zitternder Stimme, außer eine Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an.

I warum denn nicht, sagte der Kaufmann, bring sie nur immer her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen.

Die Katze wurde dem Schiffskapitain als ein sehr treues, eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen gut brauchen lassen.

Ripps wurde aufs Schiff gebracht, welches den Namen Einhorn führte. Der Kapitain dachte bey sich: wenn ich das Thier auch nicht verkaufe, so wird es doch mir die Mäuse wegfangen, und dafür kann ich dem armen Schelm, dem Küchenjungen, immer ein Stückschen Geld geben. Das Schiff segelte ab.

Da Richard seine Mitregentinn in seinem Pallaste unter dem Dache verlohren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bey ihm ein. Er hatte nun weder des Tags noch des Nachts Ruhe.

Am Tage quälte ihn die zankſüchtige Köchinn, und des Nachts Mäuſe und Ratten.

Endlich verließ Richarden die Geduld. Um ſeiner nächtlichen Gäſte los zuwerden, hätte er ſich wieder eine Katze kaufen müſſen. Allein wie konnte er das? hatte er doch keinen Pfennig Geld. Er faßte den Entſchluß, in aller Stille das Haus zu verlaſſen, und wieder in die weite Welt zu gehen.

Es war ein ſchöner Morgen, und die Sonne wollte eben aufgehen; da verließ Richard ſein Nachtlager, und ſchlich ſich leiſe aus ſeiner Reſidenz durch die Hinterthüre des Hauſes. Behutſam öffnete er ſie, und machte ſie nicht ganz wieder zu, um Niemanden aus dem ſüßen Schlafe zu wecken.

Nun war Richard wieder ein freyer Menſch, aber eben ſo arm, als damals, da er nach London kam.

In ſich vertieft, wandelte er aus einer Gaſſe in die andere, und dachte über ſein Schickſal nach. Auf einmal hörte er die Glocke auf einer berühmten Kirche der Altſtadt in London läuten. Die Glocken werden in England auf eine ganz eigene Art geläutet. Ihre Töne fließen nicht ſo durcheinander wie etwa bey uns in Deutſchland, ſondern ſie folgen regelmäßig nach einander; der erſte Ton iſt ganz hoch, der letzte ganz niedrig, wie wenn man auf dem Klaviere einige Taſten von oben nach unten zu anſchlägt. Auf Richards Gemüth machte das Geläute einen ſonderbaren Eindruck, er glaubte in demſelben die Worte zu hören:

Turn again Whittington
Trice Lord Mayor of London!

„Kehre um Whittington!
„Drey Mahl Maire *) von London!

Hm! dachte Whittington, das hat was zu bedeuten. Er bedachte sich nicht lang, sondern faßte den Entschluß, wieder umzukehren, und mit der Köchinn und den Mäusen und Ratten Geduld zu haben. Er fand die Thüre noch immer halb offen, und wanderte nun wieder in den Pallast ein, aus welchem er ohngefähr vor einer Stunde ausgewandert war. Niemand im ganzen Hause merkte was von seinem Ab- und Rückzuge. Richard bezog seinen Dachsaal und lebte fleißig und voll Geduld seine Tage in des Kaufmanns Hause hin.

Unterdessen war das Schiff Einhorn an den Küsten von Afrika gelandet. Die Waaren fanden den besten Absatz, und reichlich mit Schätzen beladen landete das Einhorn wieder in England. Alles kam gesund und froh zurück; nur Whittingtons Ripps nicht; den hatte man zurückgelassen, wie wohl ebenfalls gesund und froh, wie wir gleich hören werden.

Der Kapitain berichtete nun den Kaufmann, daß sie glücklich in einem Lande angekommen wären, welches den Engländern noch nicht bekannt gewesen sey. „Der König und die Königinn, sprach er, haben uns mit besonderer Gnade und Auszeichnung aufgenommen. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir zur Tafel geladen. Die Speisen wurden, der dortigen Gewohnheit gemäß, auf den Boden hingesetzt. Kaum aber waren

*) Lord Mayor ist eine hohe Gerichtsperson in London, oder der vornehmste Bürgermeister der Stadt; eine wichtige Person.

sie aufgetragen, als eine Menge von Ratten und Mäusen hervor kam, und über die Schüsseln her fiel. Der König und die Königinn sahen dieses mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Dieß fiel uns gewaltig auf. Ich fragte, ob dieses mit Ihr. Majestät gnädigster Bewilligung geschehe? Nein, versetzte Sr. Majestät, aber wir können nicht anders, wir müssen es wohl dulden; es ist mit diesen Schranzen gar kein auskommen mehr."

„O! die will ich wohl wegschaffen, erwiederte ich. Ich habe ein Thier am Bord, das soll in wenigen Minuten dieser Impertinenz ein Ende machen."

„Nun wurde Ripps ans Land gesetzt, und zum Könige gebracht. Das gab ein Spectakel! Das Erstaunen beyder Majestäten war unglaublich, als sie den kleinen Tieger, nicht über die Speisen, sondern bloß über die ungebethenen geschwänzten Gäste herfallen sahen. Er richtete ein gewaltiges Gemetzel an; viele fraß er, andere tödtete er, und die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Der Tag wurde sogleich in den Jahrbüchern der sonst langen und glücklichen Regierung als der erste Tag angemerkt, an welchem man bey Hofe ruhig zu Mittage gespeiset habe."

Und wo ist denn nun Ripps? fragte der Kaufmann.

Ich habe ihn dem Könige schenken müssen, antwortete der Kapitain.

Müssen? sagte der Kaufmann. Er wird wohl etwas dagegen geschenkt haben?

Das hat er, erwiederte der Kapitain, aber bloß einige Kleinigkeiten.

Nun die muß der arme Whittington haben, versetzte der Kaufmann. Laß sehen.

Vorerst wurden die Gewinne der übrigen Bedienten gebracht. Sie waren beträchtlich. Alle freuten sich

barob, und die Köchinn sagte in einem spöttischen Tone: Haha! der Kammerjäger unsers Küchenpräsidenten ist bey Hofe befördert worden. Das wird dem Präsidenten was Schönes eintragen. Die übrigen Bedienten lächelten über den armen Küchenjungen und über den witzigen Einfall der Köchinn. Da hörte man auf einmal auf der Treppe ein Gepolter und Gefluche. „Das trage der Henker weiter, ich wahrlich nicht!“ wetterte ein Kerl.

Als die Last doch endlich weiter getragen wurde, fand sichs, daß es eine Kiste mit Gold war; dieser folgten noch andere, und endlich brachte der Kapitain selbst ein Kästchen mit Juwelen von so ungeheurem Werth, daß Whittington alle Kirchen von London mit allen Glocken dafür hätte kaufen können.

Sieh, sagte der Kapitain, Whittington, das bringe ich dir für deine Katze, für deine Redlichkeit, für dein Leiden, (indem er nach der Köchinn blickte) und für dein gescheidtes Gesicht.

Richard wollte es Anfangs gar nicht glauben, daß all die Schätze ihm gehören sollten, und als der Kapitain und sein Herr ihn ernstlich davon versicherten, konnt er sich lange nicht von seinem Erstaunen erhohlen.

Die Köchinn und die übrigen Bedienten machten ein sonderbares Gesicht dazu. Auf manchem Gesichte konnte man Neid, auf dem andern Bestürzung und auf einigen eine erzwungene Freundlichkeit gegen Whittington ganz deutlich lesen. Gar demüthig näherte sich die Köchinn ihrem Küchenpräsidenten und gratulirte ihm, wie sie sagte, von Herzen, zu seinem Glücke.

Der Kapitain erzählte noch Folgendes: „Der König, sprach er, wäre nicht so freygebig gewesen, wenn sich nicht zur Freude des Hofes und des ganzen Lan-

des der glückliche Zufall ereignet hätte, daß die Katze, bald nach ihrer Beförderung zum königlichen Hofjäger, sechs Junge zur Welt gebracht hätte. Diese hatten die guten Eigenschaften ihrer Mutter, und reinigten nicht nur den Hof von Ratten und Mäusen, sondern hielten auch diese geschwänzten Unholde im ganzen Lande in dem gehörigen Respekte."

Nun hatte Richard Gold und Edelsteine genug. Er ward sehr freygebig, sogar gegen die Köchinn, lernte die Handlung, trat dann mit seinem Herrn in Compagnie und heyrathete seine einzige Tochter. Er ward wirklich unter drey verschiedenen Königen dreymal Lord Mayor von London; aber nicht weil ihm dieses von dem Geläute der Glocken in der Altstadt prophezeiht worden; sondern weil er ein sehr geschickter, reicher und angesehener Mann war.

Als ein gewisser König von England mit Frankreich Krieg führte, soll ihm Richard Whittington große Summen vorgeschossen haben. Der König gab ihm eine Obligation darüber; allein Whittington verbrannte sie, als er einmal den König zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen hatte. Man erzählt, daß in dem Kamine, in welchem er die Obligation verbrannte, Zimmet und andere wohlriechende Hölzer gebrannt hätten. Vielleicht ist dieß aber nur eine Fabel.

In England hat man noch immer ein altes Lied, welches die Geschichte des reichgewordenen Richard Whittington erzählt. Es fängt sich so an:

Here must I tell the praise
Of worthy Whittington,
Known to be in his days
Thrice Lord Mayor of London.

um sich den Winter durch daran zu wärmen, sie daran verhindert hätte.

Ein reicher, reicher Mann, der sich vor Verdruß hätte erschießen mögen, weil ihm denselben Tag sein bestes Kutschpferd gefallen war, ging hinterdrein, hörte es, schämte sich vor sich selbst, ging nach Hause, und bemühte sich, so froh, wie diese arme Frau, zu werden.

Salzmann.

Der arme Richard Whittington.

In Sommersetshire, in England, lebte ein armer Knabe, Namens Richard Whittington, der seine Aeltern nicht kannte, weil sie gestorben waren, als er noch klein war. Verlassen von aller Welt, führte der arme Richard ein kümmerliches Leben. In zerlumpten Kleidern lief er einher, wie viele Betteljungen in mancher Deutschen Stadt; ließ sich als Kourier, Stiefelputzer, Gänsehirte und Gassenkehrer gebrauchen; aber seine Aemter trugen ihm wenig ein; sein Beutel war fast immer leer, wie sein Magen, und er mußte oft froh seyn, wenn er bey seinem Trunk Wasser auch ein Stück schwarzes Brod dazu beißen konnte.

Richard Whittington wuchs etwas größer. Da fiel ihm einmal der Gedanke ein, sein Heil in der großen Stadt London zu versuchen. Aber wie dahin reisen? das Reisen kostet Geld, und das war eben Richards Reichthum nicht. War ja ein Mensch an Gelde arm, so wars Richard. Indeß, er hatte einen Mund und eine Zunge, und diese wußte er gut zu gebrauchen. Die sollten ihm, dacht' er, auch auf

der

der Reise gute Dienste thun, und ihn vor dem Erhungern schützen.

Richard Whittington trat seinen Marsch an. Kam er in eine Stadt, oder in ein Dorf, so suchte er sich so viel zu erbetteln, als ihm zur Erhaltung seines Lebens nöthig war. Es fanden sich auch überall wohlthätige Menschen, die ihm manches Geldstück zuwarfen, ein Mittagsmahl zukommen ließen, ihn auch wohl mit einem abgetragenen Kleidungsstücke beschenkten.

In einiger Zeit war die Reise glücklich geendigt, und Richard befand sich nun in London, was er sich so sehnlich gewünscht hatte. Hier suchte er unterzukommen. Aber es hielt schwer. Wohl an mehr als zehn Orten trug er seine Dienste an, wurde aber überall abgewiesen; vielleicht weil sein schlechter Anzug eine schlechte Empfehlung für ihn war.

Doch endlich kam Richard in das Haus eines Kaufmanns, der ein sehr braver Mann war. Der arme Junge dauerte ihn und er sagte zu ihm: Kannst in meinem Hause bleiben; du sollst in der Küche Geschäfte bekommen, aber eine Stube kann ich dir nicht einräumen! du mußt dich mit der kleinen Kammer begnügen, die dir die Köchinn zeigen wird.

Richard war froh, wie mancher arme Schelm, der sich aus einer drückenden Gefangenschaft frey gemacht hat; er dankte seinem künftigen Herrn für seine Gnade, und ließ sich sein Quartier anweisen. Ach du lieber Himmel! das sah darin aus, wie in dem Stalle gewisser Hausthiere, deren Namen jeder leicht errathen wird. Das Kämmerchen war eng, wie ein Vogelbauer, und gar vielerley lag darin der Kreuz und Quer. In einem Winkel lagen zerbrochene Tö-

pfe, zerschlagene Gläser, Teller und Schüsseln, alles durcheinander; in dem andern Winkel stand ein offenes Faß mit stinkendem Wasser und hie und da lag ein Lumpe mit verwesteten und unbrauchbaren Küchengeräthen. Das alles machte den frohen Richard nicht mißmuthig. Er räumte alles hurtig zusammen, und warf es aus seinem löchrigen Pallaste. Wie ein König blickte er herum, als er die Ordnung darin hergestellt hatte.

Richard Whittington war nun einstallirter Küchenjunge. Er verrichtete sein Amt mit mehr Treue und Gewandtheit, als der zu S. das Geschäft übernommen hat, die Lichter zu putzen, oder als Y, der oft nur dann die Messer und Gabeln herumlegt, wann das aufgetragene Fleisch schon kalt geworden ist. So handelte Whittington, der Küchenjunge, nicht. Was ihm aufgetragen wurde, that er gern, schnell und gut; besonders hielt er alles in der Küche in der schönsten Ordnung.

Durch seine Ordnungsliebe machte er sich bey der Köchinn gar nicht beliebt. Das war ein mürrisches Geschöpf, voll Disputier- und Zanksucht. Sie warf alles durcheinander, und da Richard ihr ein paarmal Winke gab, daß das nicht lobenswerth sey, so warf sie einen Haß auf ihn, der sich fast tagtäglich gegen ihn äußerte. Sie überhäufte ihn mit den beissendsten, bittersten Spötteleyen, und nannte ihn fast immer nur den Küchenpräsidenten. Richard trug alles mit Geduld; denn in der Geduld besaß er große Stärke.

In den Stunden, wo Richard frey von Geschäften war, stieg er in seine Kammer und that manches für sich. Aber des Nachts hatte der arme Schelm wenig Ruhe. Zwar vexirte ihn jetzt die zanksüchtige Köchinn

nicht mehr, aber es fanden sich andere Plagegeister ein, die ihm gewaltig zur Last fielen. Es statteten ihm nehmlich alle Nächte ungeheuer viele Mäuse und Ratten regelmäßig ihren Besuch ab, und Richard konnte ihnen nichts anhaben; denn wann er auch heute drey davon todt schlug, so kamen morgen statt dieser ihrer sechse auf sein Logis.

Ich weiß nicht, wodurch sich Richard einmal einen baaren Groschen verdiente. Darüber hatte er eine so große Freude, als wäre er König von Polen geworden. Frohlockend lief er mit seiner Baarschaft auf den Markt, und kaufte sich — eine Katze.

Nun hatte Richard einen Stubengesellschafter, der ihm die wesentlichsten Vortheile gewährte; denn er wies treulich die ungebethenen Gäste ab, welche bisher den armen Whittington des Nachts immer sehr beunruhigt hatten. Er konnte nun ruhig schlafen. Richard gewann die Katze gewaltig lieb, und gab ihr den Namen Ripps; von der Köchinn aber und von den andern Bedienten im Hause wurde sie, spottweise, der Kammerjäger genannt.

In dem Hause des Kaufmanns, wo Richard Whittington Küchenjunge war, herrschte die Gewohnheit, daß das Gesinde, wann der Herr ein Schiff in ein fremdes Land mit Waaren abschickte, auch Einiges zum Verkaufe mitgeben konnte. Aber vorher mußten sie beweisen, daß das Geld, welches sie für die Waaren auslegten, die sie mit dem Schiffe fortschicken durften, von ihnen rechtmäßiger Weise erworben worden sey. Kam das Schiff glücklich nach London zurück, so erhielten sie das Geld, welches der Schiffskapitain für ihre Waaren erhalten hatte.

762268 A

Als einmal der Tag erschien, wo gerade ein Schiff von diesem Kaufmanne wieder abgehen sollte, kamen alle Bediente und Mägde des Hauses auf die Stube ihres Herrn, und brachten ihm dasjenige, was sie mitschicken wollten. Nur Richard Whittington erschien nicht.

Nun, wo ist denn Richard? fragte der Herr.

Er ist nicht zugegen, antworteten Alle, wir wissen nicht, warum er nicht kommt.

Ruft mir ihn gleich herbey, sagte der Kaufmann.

Richard kam.

Was soll das heißen, Richard? sprach sein Herr; warum kommst du nicht ungerufen zu mir? Hast du denn gar nichts dem Schiffe mitzugeben?

Ich habe kein Eigenthum, antwortete Richard mit zitternder Stimme, außer eine Katze; aber diese nimmt man gewiß nicht an.

I warum denn nicht, sagte der Kaufmann, bring sie nur immer her, sie kann auf gut Glück die Seereise mitmachen.

Die Katze wurde dem Schiffskapitain als ein sehr treues, eifriges Thier geschildert, und er nahm sie um so lieber mit, da sich solche Thiere auf Schiffen gut brauchen lassen.

Kipps wurde aufs Schiff gebracht, welches den Namen Einhorn führte. Der Kapitain dachte bey sich: wenn ich das Thier auch nicht verkaufe, so wird es doch mir die Mäuse wegfangen, und dafür kann ich dem armen Schelm, dem Küchenjungen, immer ein Stückschen Geld geben. Das Schiff segelte ab.

Da Richard seine Mitregentinn in seinem Pallaste unter dem Dache verlohren hatte, so sprachen bald von neuem jene nächtlichen Plagegeister bey ihm ein. Er hatte nun weder des Tags noch des Nachts Ruhe.

Am Tage quälte ihn die zankſüchtige Köchinn, und des Nachts Mäuſe und Ratten.

Endlich verließ Richarden die Geduld. Um ſeiner nächtlichen Gäſte los zuwerden, hätte er ſich wieder eine Katze kaufen müſſen. Allein wie konnte er das? hatte er doch keinen Pfennig Geld. Er faßte den Entſchluß, in aller Stille das Haus zu verlaſſen, und wieder in die weite Welt zu gehen.

Es war ein ſchöner Morgen, und die Sonne wollte eben aufgehen; da verließ Richard ſein Nachtlager, und ſchlich ſich leiſe aus ſeiner Reſidenz durch die Hinterthüre des Hauſes. Bedächtig öffnete er ſie, und machte ſie nicht ganz wieder zu, um Niemanden aus dem ſüßen Schlafe zu wecken.

Nun war Richard wieder ein freyer Menſch, aber eben ſo arm, als damals, da er nach London kam.

In ſich vertieft, wandelte er aus einer Gaſſe in die andere, und dachte über ſein Schickſal nach. Auf einmal hörte er die Glocke auf einer berühmten Kirche der Altſtadt in London läuten. Die Glocken werden in England auf eine ganz eigene Art geläutet. Ihre Töne fließen nicht ſo durcheinander wie etwa bey uns in Deutſchland, ſondern ſie folgen regelmäßig nach einander; der erſte Ton iſt ganz hoch, der letzte ganz niedrig, wie wenn man auf dem Klaviere einige Taſten von oben nach unten zu anſchlägt. Auf Richards Gemüth machte das Geläute einen ſonderbaren Eindruck, er glaubte in demſelben die Worte zu hören:

Turn again Whittington
Trice Lord Mayor of London!

„Kehre um Whittington!
„Drey Mahl Mair *) von London!

Hm! dachte Whittington, das hat was zu bedeuten. Er bedachte sich nicht lang, sondern faßte den Entschluß, wieder umzukehren, und mit der Köchinn und den Mäusen und Ratten Geduld zu haben. Er fand die Thüre noch immer halb offen, und wanderte nun wieder in den Pallast ein, aus welchem er ohngefähr vor einer Stunde ausgewandert war. Niemand im ganzen Hause merkte was von seinem Ab- und Rückzuge. Richard bezog seinen Dachsaal und lebte fleißig und voll Geduld seine Tage in des Kaufmanns Hause hin.

Unterdessen war das Schiff Einhorn an den Küsten von Afrika gelandet. Die Waaren fanden den besten Absatz, und reichlich mit Schätzen beladen landete das Einhorn wieder in England. Alles kam gesund und froh zurück; nur Whittingtons Ripps nicht; den hatte man zurückgelassen, wie wohl ebenfalls gesund und froh, wie wir gleich hören werden.

Der Kapitain berichtete nun den Kaufmann, daß sie glücklich in einem Lande angekommen wären, welches den Engländern noch nicht bekannt gewesen sey. „Der König und die Königinn, sprach er, haben uns mit besonderer Gnade und Auszeichnung aufgenommen. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir zur Tafel geladen. Die Speisen wurden, der dortigen Gewohnheit gemäß, auf den Boden hingesetzt. Kaum aber waren

*) Lord Mayor ist eine hohe Gerichtsperson in London, oder der vornehmste Bürgermeister der Stadt; eine wichtige Person.

ſie aufgetragen, als eine Menge von Ratten und Mäuſen hervor kam, und über die Schüſſeln her fiel. Der König und die Königinn ſahen dieſes mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Dieß fiel uns gewaltig auf. Ich fragte, ob dieſes mit Ihr Majeſtät gnädigſter Bewilligung geſchehe? Nein, verſetzte Se. Majeſtät, aber wir können nicht anders, wir müſſen es wohl dulden; es iſt mit dieſen Schranzen gar kein auskommen mehr."

„O! die will ich wohl wegſchaffen, erwiederte ich. Ich habe ein Thier am Bord, das ſoll in wenigen Minuten dieſer Impertinenz ein Ende machen."

„Nun wurde Ripps ans Land geſetzt, und zum Könige gebracht. Das gab ein Spectakel! Das Erſtaunen beyder Majeſtäten war unglaublich, als ſie den kleinen Tieger, nicht über die Speiſen, ſondern bloß über die ungebethenen geſchwänzten Gäſte herfallen ſahen. Er richtete ein gewaltiges Gemetzel an; viele fraß er, andere tödtete er, und die übrigen ſuchten ihr Heil in der Flucht. Der Tag wurde ſogleich in den Jahrbüchern der ſonſt langen und glücklichen Regierung als der erſte Tag angemerkt, an welchem man bey Hofe ruhig zu Mittage geſpeiſt habe."

Und wo iſt denn nun Ripps? fragte der Kaufmann.

Ich habe ihn dem Könige ſchenken müſſen, antwortete der Kapitain.

Müſſen? ſagte der Kaufmann. Er wird wohl etwas dagegen geſchenkt haben?

Das hat er, erwiederte der Kapitain, aber bloß einige Kleinigkeiten.

Nun die muß der arme Whittington haben, verſetzte der Kaufmann. Laß ſehen.

Vorerſt wurden die Gewinne der übrigen Bedienten gebracht. Sie waren beträchtlich. Alle freuten ſich

darob, und die Köchinn sagte in einem spöttischen Tone: Haha! der Kammerjäger unsers Küchenpräsidenten ist bey Hofe befördert worden. Das wird dem Präsidenten was Schönes eintragen. Die übrigen Bedienten lächelten über den armen Küchenjungen und über den witzigen Einfall der Köchinn. Da hörte man auf einmal auf der Treppe ein Gepolter und Geflucke. „Das trage der Henker weiter, ich wahrlich nicht!“ wetterte ein Kerl.

Als die Last doch endlich weiter getragen wurde, fand sichs, daß es eine Kiste mit Gold war; dieser folgten noch andere, und endlich brachte der Kapitain selbst ein Kästchen mit Juwelen von so ungeheurem Werth, daß Whittington alle Kirchen von London mit allen Glocken dafür hätte kaufen können.

Sieh, sagte der Kapitain, Whittington, das bringe ich dir für deine Katze, für deine Redlichkeit, für dein Leiden, (indem er nach der Köchinn blickte) und für dein gescheidtes Gesicht.

Richard wollte es Anfangs gar nicht glauben, daß all die Schätze ihm gehören sollten, und als der Kapitain und sein Herr ihn ernstlich davon versicherten, konnt er sich lange nicht von seinem Erstaunen erhohlen.

Die Köchinn und die übrigen Bedienten machten ein sonderbares Gesicht dazu. Auf manchem Gesichte konnte man Neid, auf dem andern Bestürzung und auf einigen eine erzwungene Freundlichkeit gegen Whittington ganz deutlich lesen. Gar demüthig näherte sich die Köchinn ihrem Küchenpräsidenten und gratulirte ihm, wie sie sagte, von Herzen, zu seinem Glücke.

Der Kapitain erzählte noch Folgendes: „Der König, sprach er, wäre nicht so freygebig gewesen, wenn sich nicht zur Freude des Hofes und des ganzen Lan-

des der glückliche Zufall ereignet hätte, daß die Katze, bald nach ihrer Beförderung zum königlichen Hofjäger, sechs Junge zur Welt gebracht hätte. Diese hatten die guten Eigenschaften ihrer Mutter, und reinigten nicht nur den Hof von Ratten und Mäusen, sondern hielten auch diese geschwänzten Unholde im ganzen Lande in dem gehörigen Respekte."

Nun hatte Richard Gold und Edelsteine genug. Er ward sehr freygebig, sogar gegen die Köchinn, lernte die Handlung, trat dann mit seinem Herrn in Compagnie und heyrathete seine einzige Tochter. Er ward wirklich unter drey verschiedenen Königen dreymal Lord Mayor von London; aber nicht weil ihm dieses von dem Geläute der Glocken in der Altstadt prophezeiht worden; sondern weil er ein sehr geschickter, reicher und angesehener Mann war.

Als ein gewisser König von England mit Frankreich Krieg führte, soll ihm Richard Whittington große Summen vorgeschossen haben. Der König gab ihm eine Obligation darüber; allein Whittington verbrannte sie, als er einmal den König zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen hatte. Man erzählt, daß in dem Kamine, in welchem er die Obligation verbrannte, Zimmet und andere wohlriechende Hölzer gebrannt hätten. Vielleicht ist dieß aber nur eine Fabel.

In England hat man noch immer ein altes Lied, welches die Geschichte des reichgewordenen Richard Whittington erzählt. Es fängt sich so an:

Here must I tell the praise
Of worthy Whittington,
Known to be in his days
Thrice Lord Mayor of London.

„Das Lob will ich erheben
„Des wackern Whittington,
„Der war in seinem Leben
„Dreymal Mair von London.

Glatz.

Der ungegründete Argwohn.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Friede gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er ging daher zum Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möchte.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bey ihm zu essen.

Bey der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen, aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt, und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken beygesteckt haben. Jeder durchsuchte darauf seine Tasche, aber keiner fand sie.

Da sagte ein anderer Gast, es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder

gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde, und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang, Andre folgten seinem Beyspiele.

Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser eben dasselbe zu thun. Man sagte ihm, er würde sich dadurch sehr verdächtig machen; aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bey seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sey, und alle sahen ihn mit Verachtung und mit Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel nach Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch der Tasche gesunken war. Der Minister freute sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder einladen sollte. Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen ging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen. Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen sagen; gestern konnte ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden einer oder der andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bey Ihnen speisen würde. Ich hatte mir da-

her unterwegs eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jedermann gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bey der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde.

Peter Herz.

In einer der ansehnlichen Fabrikstädte in Schlesien, ohnweit der Böhmischen Grenze, befand sich der nachher durch eigene Handlung und ausgebreitete Wechselgeschäfte berühmte Bankier Arnoldi H. in seinen jüngern Jahren als Reisediener in einer der dasigen Fabriken. Seine Redlichkeit und geschickte Aufführung der ihm aufgetragenen Geschäfte hatten ihm das Zutrauen seines Herrn erworben, so daß dieser ihm einst eine Reise durch Böhmen zur Einkassirung beträchtlicher Summen auftrug.

Es war schon ziemlich spät im Jahre, als sich

Arnoldi dieser Reise unterzog. Schon hatte er einen Monath und darüber auf derselben zugebracht, die mehresten Aufträge glücklich besorgt, und ansehnliche Geldsummen durch die öffentliche Post an sein Haus überliefert, um desto leichter und sicherer die Rückreise zu Pferde machen zu können. Schon näherte er sich wieder der Schlesischen Grenze, als die Witterung, die ihm bisher ziemlich günstig gewesen war, sehr kalt und unfreundlich wurde, und ihn nöthigte, länger, als er es wünschte, unterwegs zu verweilen.

Einst trieb ihn ein heftiges Schneegestöber in einen sehr armseligen Ort. Es war schon lange Nachmittag; das Wirthshaus, vor dem er abstieg, verrieth schon von außen, daß er hier wenig Bequemlichkeit finden würde, und die innere Einrichtung bestätigte diese Besorgniß nur zu sehr. Das Zimmer, in welches er eintrat, glich mehr einem Rauchfange, kaum konnte er durch den dicken Rauch, der aus dem übelverwahrten Ofen drang, und durch den Dampf aus mehreren Tobackspfeifen vermehrt wurde, die Anwesenden erkennen, und alles, was ihm der übrigens gutmüthige Wirth zu seiner Erquickung reichen konnte, war ein Glas Branntwein. Es waren nur noch wenige Stunden am Tage; der Gedanke, hier übernachten zu müssen, wo es an aller Bequemlichkeit fehlte, beunruhigte ihn; auf seine Erkundigung, wie weit er noch zum nächsten Orte habe, erhielt er zur Antwort, daß wenn er auch noch so scharf reite, er ihn vor Mitternacht nicht erreichen werde, doch wenn er ein gutes Pferd habe, und den Weg durch den Wald einschlagen wollte, könnte er ihn wohl noch früher endigen; indeß wollten sie es ihm nicht rathen, wenn er

des Weges nicht recht kundig [illegible] das Wetter sey ohnehin so rauh, und der Wald [illegible] ganz sicher.

Arnoldi, der sich nicht [illegible] durch Schwierigkeiten auf seiner Reise aufhalten ließ, und seinem raschen Gaule traute, blieb bey seinem Vorsatz, diesen Ort so eher je lieber zu verlassen, befahl dem Wirthe, seinem Pferde ein gutes Futter zu geben, und nach Verlauf einer unangenehmen Stunde saß er wieder auf, trank noch ein Glas Branntwein, und kaum konnte er durch ein ansehnliches Trinkgeld einen bewanderten Bayern bewegen, ihn bis zum Walde hin zu begleiten, und ihm den Weg zu zeigen, den er durch diesen nehmen sollte. Der Sturm hatte sich zwar gelegt; der Himmel wurde rein; aber die Wege waren mit Schnee bedeckt, zum Theil ganz verweht, und ein schneidender Wind vermehrte die Kälte der schon einbrechenden Nacht.

Als der Bothe mit ihm den Wald erreicht, und den Weg durch denselben nach den gewöhnlichen Merkmahlen bezeichnet hatte, bath ihn dieser noch einmal wieder mit ihm umzukehren, und sich nicht der Gefahr auszusetzen. Aber vergebens. Arnoldi, noch erhitzt von dem geistigen Getränk, das er zuvor zu sich genommen hatte, ritt getrost in den Wald hinein.

So lange noch die Dämmerung dauerte, verfolgte er glücklich den bezeichneten Pfad, so beschwerlich es auch zu reiten war; aber nun brach die Nacht ein; die Wipfel der Bäume waren in schwarze Finsterniß gehüllt, nur der mit Schnee bedeckte Weg leuchtete durch die schon dunkle Nacht zwischen den düstern Baumstämmen durch, und der heulende kalte Wind pfiff durch die nackten Aeste. Schon nach einigen Stunden sah sich der einsame Reisende genöthigt, vom Pferde ab-

zusteigen, um nicht vor Frost zu erstarren, und den rechten Weg, von dem er aber, leider! schon, ohne es zu wissen, abgekommen war, zu verlieren. Er zog sein Pferd nach, bemerkte aber bald aus dem rauhen von Wurzeln durchflochtenen, ungebahnten Pfade, daß er irre, spähte besorgt umher nach einem ebenen Wege, und entfernte sich immer weiter von dem richtigen. Seine Besorgniß stieg immer höher, doch ohne in Aengstlichkeit überzugehen. Einige Mahl versuchte er es, durch lautes Rufen etwa ein menschliches Ohr aufzuwecken, und einen Laut von Hülfe aufzuregen, aber der tiefe Wald gab ihm mit fürchterlichem Nachklang seine Worte leer zurück. Jetzt erreichte er eine Stelle, wo sich mehrere Waldwege durchkreuzten; da setzte er sich wieder zu Pferde, und, ganz unentschlossen, welchen Weg er einschlagen sollte, überließ er seinem Pferde die Wahl, das ihn auch glücklich zu einer Köhlerhütte trug, die aber jetzt unglücklicher Weise von allen Bewohnern verlassen war.

Zitternd vor Frost hätte Arnoldi hier so gern ein Feuer angezündet, wenn es ihm nicht ganz an den dazu nöthigen Materialien gefehlt hätte; denn der schwache Versuch mit brennendem Schwamm wollte ihm nicht gelingen, und die Kälte lähmte seine Nerven zu sehr, um noch Einen Versuch zu wagen. In der Hoffnung vielleicht nun bald einen Wohnort von Menschen zu erreichen, bestieg er sein Pferd, und trieb noch einige bange Stunden im Walde umher. Sein einziger Trost war, daß er noch keinen Laut von irgend einem hungrigen Wolfe oder sonst einem reißenden Thiere vernommen hatte, und seine Hoffnung, daß doch nun bald nach der so furchtbaren Nacht die Morgendämmerung anbrechen werde. In dieser Hoffnung hüllte er sich

noch dichter in seinen Mantel ein, und legte den Zügel auf den Hals seines Pferdes, das langsam dahin trabte. Die Kälte stieg mit abnehmender Nacht; schon verlor Arnoldi das Gefühl seiner erstarrten Hände und Füße, und müde von der anhaltenden Strapaze konnte er sich nur mit Mühe des Schlummers erwehren, den er jetzt so sehr wie den Tod fürchtete. Endlich brach die Finsterniß; ein schwacher heller Schein verkündigte die Wiederkehr des Lichts, und was den halberstarrten Reisenden wieder mit Lebenskraft beseelte, war ein Schall aus einer tiefen Entfernung, mit welchem er das Bellen eines Hundes zu vernehmen glaubte; er faßte den Zügel des Pferdes wieder, um es nach der Seite hinzulenken, von der der Schall kam; und obgleich die Gegend noch zu sehr im Schatten eingehüllt lag, so schloß er doch aus dem lichtern Walde, und einigen dunkeln Stellen, daß er den Wohnungen der Menschen nahe sey. Aber eben da er sich diesen zu nähern gedachte, sah er sich auf Ein Mahl durch einen breiten, mit Schnee bedeckten Hohlweg von demselben abgeschnitten. Unbekannt mit der Tiefe desselben, aber mit dem Entschluß, das Aeußerste zu wagen, setzte er seinem Pferde die Spornen ein, um durch denselben zu setzen. Kaum hatte dieß eingesetzt, als es mit den Vorderfüßen in den tiefsten Schnee sank, und sein Reiter ihm über den Kopf stürzte, wo er mit halbem Leibe im Schnee stecken blieb. Brav arbeitete das Pferd sich durch die dichte Schneemasse, erreichte auch glücklich den gegenseitigen Rand, aber sein unglücklicher Herr strengte umsonst seine Kräfte an, um sich aus der Tiefe herauszuarbeiten; nach langer fruchtloser Anstrengung verließen ihn seine Kräfte; seine Arme wurden schlaff, abgemattet fühlte er das

Bedürf-

Bedürfniß der Erhohlung; er schöpfte tief aus der Brust den Athem; das Feuer seiner erhitzten Augen verloschallmählich; ermüdet sank er in die Arme des Schlafs, ohne zu ahnden, daß er damit in die Arme des Todes gesunken sey.

Wirklich lag von dieser unglücklichen Stätte ein kleines Dörfchen kaum eine halbe Stunde entfernt; und kaum war der Morgen angebrochen, als einer seiner Bewohner Peter Herz mit seinem Sohne Wolfgang aus seiner Hütte aufbrach, um in den nahen Wald in sein Tagewerk zu gehen, und Holz zu fällen.

Als er vor seines Nachbars Kilian Herda Hütte vorbey ging, bemerkte er zu seiner Verwunderung schon Licht in derselben. Er klopfte ans Fenster, rief ihn mit Nahmen, und fragte: ob er ihn auch in den Forst begleiten wolle?

Aber plötzlich verlosch das Licht, und in der Hütte herrschte Todesstille; es erfolgte auf nochmaliges Rufen keine Antwort.

Bemerktest du nicht auch das Licht in der Stube? sprach Herz zu seinem Sohne im Fortgehen, und ging ohne weitern Argwohn seine Straße nach dem Walde zu.

Kaum aber näherten sie sich demselben, als ein Pferd mit Sattel und Zeug ohne Reiter ihnen aus dem Walde entgegen kam, und sich ohne große Schwierigkeit von ihnen fangen ließ.

Da ist gewiß einem armen Reisenden ein Unglück zugestoßen! sprach der Alte, komm, Wolfgang, laß uns die Spur verfolgen, vielleicht kommen wir nicht zu spät zu seiner Rettung.

Da die Tapfen des Pferdes im Schnee sichtbar genug waren, so gelangten sie ohne langen Aufenthalt

an der Stätte an, wo sie mit Erstaunen einen jungen schönen Mann am Rande des Hohlweges ausgestreckt und ganz erstarrt liegen fanden. Der Anblick des Erblaßten zog zu sehr ihre Augen an, daß sie es kaum bemerkten, daß der Platz, auf welchem er lag, ziemlich eingetreten war; aber was sie noch mehr in Verwirrung setzte, war, daß der junge Mann halb entblößt da lag; seine Weste und Unterkleider waren geöffnet, und doch bemerkten sie nicht die geringste Spur einer Verwundung, die ihnen diese Lage des Unglücklichen beym ersten Blick vermuthen ließ; sie nahmen ihn daher, ohne weitere Untersuchung für einen Erfrornen auf, der vielleicht selbst diese letzten Versuche, sich zu helfen, gemacht habe.

Laß uns nur nicht säumen, Wolfgang! rief der Vater seinem Sohne zu. Vielleicht können wir noch das Leben dieses Unglücklichen retten! der Gaul ist ja noch warm, auf dem er gesessen hat. Faß behutsam an; es gilt das Leben eines Menschen!

Jetzt richteten sie den erstarrten Leichnam von der Erde auf, und hoben ihn aufs Pferd; Peter saß hinter dem Sattel auf, schlang seine Arme um den starren Körper, drückte ihn sanft an sich, und befahl dem Sohne, der das Pferd am Zügel hielt, es ganz sachte und vorsichtig nach der Heimath zu leiten.

Als sie durch die hintere Gartenthüre über den Hof einzogen, begegnete ihnen die Hausmutter, und schrie vor lauter Entsetzen: Um Gotteswillen! wen bringt ihr da?

Nur ruhig! erwiederte der Alte; einen Erfrornen, dem wir helfen müssen; öffne nur gleich die Haus- und Stubenthür!

Ach, du lieber Gott! und es ist noch nicht warm in der Stube; so eben wollte ich einheitzen!

So ists eben recht; ein Erfrorner taugt nicht in eine warme Stube.

Jetzt hoben sie sanft den todten Mann vom Pferde, trugen ihn hinein in das Haus, und legten ihn in der Stube aufs Bett, bis eine Strohstreue auf der Erde besorgt, und mit armseligen Matratzen belegt war, worauf sie den Leichnam entkleideten, leicht bedeckten, und nun anfingen, mit wollenen Tüchern zu reiben.

Da kein Chirurg im Dorfe war, mußte sich Wolfgang sogleich zu Pferde setzen, um ihn aus dem nächsten Dorfe herbey zu hohlen, und zugleich den Vorfall bey der dortigen Gerichtsstelle zu melden.

Während der Zeit wendete Peter mit seinem braven Weibe alle ihm möglichen und bekannten Mittel an, um den Lebensfunken wieder in der Brust des Entschlafenen zu wecken; und durch unabläßiges Reiben mit warmen Tüchern gelang es ihnen wirklich. Mit einer Freude, die über allen Ausdruck war, bemerkte Peter zuerst, daß sich der Mund des Entschlafenen öffnete, um Athem zu schöpfen; bald darauf zuckten die Augenwimpern, die Augenlieder öffneten sich, zeigten einen starren Blick des Auges und schlossen sich wieder.

Gottlob, rief Peter seinem Weibe zu, nun haben wir gewonnen! Laß uns ihn nun ins warme Bett bringen, und setze einen Topf zu Fliederthee aufs Feuer.

Schon gab der Kranke immer mehr Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich; die Brust hob sich wieder, der Athem wurde freyer; er schlug die Au-

gen auf, sahe sich im Zimmer um, befand sich aber dabey in gänzlicher Betäubung.

Indeß kam Wolfgang mit dem Chirurg an, und bald nach ihnen der Justizbeamte und Gerichtsactuarius. Der Chirurg gab dem Verfahren des braven Peters den verdienten Beyfall, und wendete die übrigen Mittel bey dem Kranken an, um der weitern Gefahr vorzubeugen, und die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit zu befördern.

Nach wenigen Stunden kam Arnoldi wieder zu vollem Bewußtseyn, und konnte wieder etwas aufrecht im Bette sitzen. Der Justizbeamte that einige nöthige Fragen an ihn, ließ sie vom Schreiber zu Protokoll nehmen und verließ ihn bald darauf, nachdem er zuvor dem Bauer von amtswegen den Kranken zur sorgfältigsten Verpflegung anbefohlen hatte.

Als ob ich nicht schon Gewissenswegen genug dazu verpflichtet wäre, sagte Peter, als er von der Hausflur, wohin er die Gerichtspersonen zum Wagen begleitet hatte, wieder zur Wohnung des Kranken zurückeilte.

Er und sein braves Weib hätten nicht mehr thun können, und hätte es die Rettung ihres eigenen einzigen Sohnes betroffen. Sie wendeten die vom Arzt verordneten Mittel mit aller Sorgfalt an, wichen den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht nicht von dem Bette des Kranken, und suchten ihm alle mögliche Erleichterung zu verschaffen.

Durch einen wohlthätigen Schlaf fühlte sich Arnoldi am folgenden Morgen so gestärkt, daß er mit der heitersten Miene seine Erretter begrüßen konnte; er reichte ihnen die Hand, drückte sie mit dankbarer Empfindung des Herzens, und diese weinten vor Freude über seine Genesung.

Nach einigen Tagen befand er sich wieder im Stande, das Bett zu verlassen, und sich wieder anzukleiden. Man hatte seine Habseligkeiten nächst seinem Bette auf eine Lade niedergelegt; auch der Mantelsack lag daneben, aus welchem er sich wieder mit frischer Wäsche versah. Ueberzeugt, daß er sich in guten Händen befunden habe, war er um die nähere Untersuchung seiner Sachen unbekümmert, besonders da er das, woran ihm am meisten gelegen war, seine Brieftasche mit einigen ansehnlichen Wechseln, noch unversehrt in seiner Rocktasche fand. Da er aber den Geldmangel seines guten Wirths bemerkte, als dieser auf Anrathen des Chirurgs einige kräftige Speisen und stärkenden Wein für den Kranken besorgen sollte: so suchte er nach seinem Geldbeutel, und als er diesen nicht fand, nach der Geldkatze, die er um den Leib getragen hatte; beydes aber war, nebst einigen andern Stücken, als seiner Uhr, Schnupftabaksdose, Etui, u. s. w. verschwunden. Es kam ihm äußerst schwer an, Mißtrauen in die Ehrlichkeit seines edlen Wirths zu setzen, daher suchte er so gut es sich thun ließ, seine Verlegenheit zu verbergen, zumahl da er bey der leisen Anfrage, ob man weiter nichts von seinen Sachen gefunden habe, als das vorräthige, die Zeichen der Empfindlichkeit und der gekränkten Ehrliebe im Gesichte seines Erretters bemerkte, der auf der Stelle und trotz den Gegenvorstellungen des beschämten Fremden seinem Sohne befahl, nach jener Unglücksstätte zurückzukehren, und nachzusehen, ob vielleicht noch Etwas unter dem Schnee verborgen liege.

So eben trat der Justizbeamte ins Zimmer, um sich nach dem Befinden des Fremden zu erkundigen, und ihn wegen des gehabten Unfalls umständlicher zu

vernehmen. Nachdem Arnoldi sich diesen näher entdeckt, seinen Nahmen und Aufenthalt angezeigt, und sich durch die bey sich führenden Briefe hinlänglich legitimirt hatte: ersuchte er den Gerichtshalter, ihm auf einen der Wechsel eine gewisse Geldsumme vorzuschießen, die er sogleich nach seiner Zurückkunft mit dem größten Danke erstatten werde. Der Justizbeamte versprach ihm, noch heute die verlangte Summe zu schaffen, und ließ bey seiner Abreise dem braven Bauer das wenige Geld, das er eben bey sich führte, zur Verpflegung des Fremden zurück, nachdem ihm letzterer versprochen hatte, auf seiner baldigen Rückreise den Weg über Zitschkau, dem Herrendorfe, zu nehmen, und bey ihm einzukehren.

Kaum fühlte sich Arnoldi gestärkt genug zur Fortsetzung seiner Reise, als er von dem erhaltenen Gelde den Chirurg für seine Bemühung belohnte, und den übrigen Theil seinem guten Wirthe, dem er die Erhaltung seines Lebens verdankte, als einen kleinen Ersatz des gehabten Aufwandes aufdrang, und bath, es nur für einen Anfang seiner Erkenntlichkeit anzunehmen, da er durch den Verlust seiner Börse jetzt nicht im Stande sey, sich dankbarer gegen ihn zu beweisen. Lange weigerte sich der redliche Bauer, das angebothene Geld anzunehmen; er sah dem Abschiednehmenden scharf ins Auge, ob er eine Spur des Argwohns darin lesen möchte; ja er konnte die Frage an ihn unmöglich in seinem Herzen zurückhalten, ob er ihn wohl einer so niederträchtigen Beraubung fähig halten könnte? Und als ihm dieser versicherte, er kenne ihn bloß als seinen Wohlthäter und Erretter, da reichten sie ihm der Reihe nach die Abschiedshand, und begleiteten ihn mit frohen Wünschen.

So kurz der Aufenthalt Arnolbis bey seiner Durchreise durch Zieschkau im Hause des Justizbeamten war, so traurige Folgen hätte er für den biedern Herz und seine Familie. Der Justizbeamte hatte nemlich Arnoldin das Geständniß ausgelockt, daß er bey dieser Gelegenheit einen Verlust von etwa 400 Rth. an baarem Gelde gehabt habe, der ihm gar in keiner weitern Rücksicht empfindlich sey, als bloß um des Willen, weil er sich jetzt weniger zum Dank gegen den Erretter seines Lebens verbunden achte, da sich dieser für seinen geleisteten Dienst bezahlt gemacht habe.

Diesen Umstand mußte der Justitiar gleich bey dem nächsten Berichte, den er dem Gerichtsherrn und Edelmann der beyden Dörfer von diesem ganzen Vorgange ablegte, in so ein gehässiges Licht zu setzen, daß dieser äußerst darüber aufgebracht wurde, und dem Justizbeamten die strengste Untersuchung der Sache anbefahl.

Wider alles Vermuthen erschien nach einigen Tagen der Gerichtsdiener mit der Wache vor dem Hause des guten Herz, um ihn mit Weib und Sohn in gefängliche Haft zu nehmen, und eine genaue Untersuchung in seinem Hause anzustellen. Bey der letztern fand sich nicht das mindeste Verdächtige, und bey der Verhaftnehmung der Personen selbst hätte jeder Unpartheyische die Unschuld derselben aus jedem ihrer Gesichtszüge schon erkennen können.

Bey dem dabey entstandenen Auflauf der Nachbaren bemerkte man in dem Gesicht der mehresten Mitleid mit dem unglücklichen Herz, der im ganzen Dorfe seiner Redlichkeit wegen so geschätzt war; nur sein nächster Nachbar Kilian äußerte dabey die menschenfeindliche Meinung, er habe sich nicht um den unglücklichen

Fremden bekümmern, sondern das ganze Geschäft seiner Aufhebung den Gerichten überlassen sollen.

Mit dem Bewußtseyn der Unschuld und mit dem edlen Stolze, den das Gefühl, recht gethan zu haben, uns einflößt, ließ sich Herz die Bande anlegen, nur da verzog sich sein Gesicht zum Unwillen, als er sein Weib und seinen Sohn eben so schimpflich behandeln sah; doch ermunterte er sie zur Standhaftigkeit, und zum Vertrauen auf Gott, der ihre Unschuld ans Licht bringen werde.

Als sie zur Frohnfeste gebracht wurden, erzitterten sie freylich vor den Löchern, in die sie, abgesondert von einander, kriechen mußten, und die so niedrig waren, daß sie, selbst eingebogen, auf dem Klotz sitzen mußten, an welchen ihre Füße durch die Fesseln angeschlossen wurden; eine schmale Oeffnung in der Mauer ließ kaum so viel Tageslicht ein, um ihnen das Schaurige ihres dumpfigen Aufenthalts bemerkbar zu machen. Als der Gerichtsdiener die Thüre des Gefängnisses verriegelt hatte, warf sich Herz aufs niedrige Strohlager, legte seinen Kopf mit untergelegten Armen auf den Klotz, blickte zur Oeffnung in der Mauer hin, und rief im schmerzlichen Gefühl des Unrechts, das ihm begegnete, aus: Gott! du wirst richten! Ich habe dieß um ihn nicht verdient, den Fremdling! Er vergilt mir Böses um Gutes!

Was die Lage dieser Elenden am traurigsten machte, war der langsame Gang der Untersuchung über ihr vermeintliches Verbrechen, der so oft unterbrochen wurde, und über dessen Ausgang sie so lange in peinigender Ungewißheit schwebten. Welche Wehmuth zerriß ihr Herz, wenn sie einander zuweilen im Verhöre wieder sahen, wo ihre geschehenen Aussagen mit einander ver-

glichen wurden. Zwar in der Hauptsache stimmten sie völlig überein, bloß in einigen unbedeutenden Nebenumständen lag ein anscheinender Widerspruch, der nur in den Augen der Justiz von Wichtigkeit schien, und worauf man ein vorzügliches Gewicht zu legen wußte; gleichsam, als sey es darauf angelegt, die Unschuld durch Fallstricke und Kreuz- und Querfragen zu verwirren, und der edelsten Handlung eine Absicht unterzulegen, die sie zum schändlichsten Bubenstücke herabwürdigte.

Mehrere lange traurige Wochen waren über dieser inquisitorischen Verhandlung verstrichen, als endlich das Weib, die während ihrer Gefangenschaft an einem rheumathischen Uebel litt, freygegeben wurde; doch wurde ihr verbothen, zu ihrem Manne während seines Verhaftes zu gehen. Laut weinend verließ sie den Kerker, wankte unsichern Tritts dem Dorfe und ihrer verlassenen Wohnung zu; aber wie erstaunte sie, als sie, da sie nur noch wenige Schritte von der Hütte entfernt war, von ihrem Nachbar Herda angehalten, und von ihm mit rauhem Tone bedeutet wurde, die Hütte gehe sie nichts mehr an; sie sey gerichtlich angeschlagen worden, und er habe sie gekauft. Da wankte sie noch einige Schritte fort, und sank an der Schwelle ihrer ehemaligen Hütte ohnmächtig nieder. Herda zog sich von ihr ab, und ließ sie in diesem traurigen Zustande; aber es gab noch Menschenherzen im Dorfe. Ein Mädchen, zwar arm und einer armen Wittwe Tochter, die Geliebte Wolfgangs, eilte ihr zuerst zu Hülfe; bald sammelten sich mehrere um die Bedaurungswürdige, und alle reichten ihr die helfende Hand und schafften ihr die nöthige Verpflegung.

Während der Zeit, daß Herz mit seiner Familie den empfindlichsten Leiden unterlag, schien für seinen

Nachbar Herda ein besonderer Glücksstern aufgegangen zu seyn; einer seiner entfernten Anverwandten im Gebürge war ohne Erben gestorben, er, als der nächste Seitenverwandte, hatte sich mit den nöthigen Zeugnissen von seiner Gutsherrschaft versehen lassen, war hingereiset, und jetzt mit einem beträchtlichen Vermögen, das durch den Ruf noch vergrößert wurde, zurückgekommen, als eben seines Nachbars Wohnung und Garten gerichtlich angeschlagen war, die er sogleich käuflich an sich brachte, und dadurch seine vorigen Besitzungen ansehnlich erweiterte; das ganze Dorf aber sah mit unzufriedenem Blick auf ihn, denn keiner aus der Gemeinde hätte die Hütte des braven Herz zum Eigenthume verlangt; und keiner war unwerther, dieß Erbe des Rechtschaffenen zu besitzen, als Herda.

Schon war wieder eine geraume Zeit verstrichen, als endlich die Untersuchungsakten in den Gerichten des Edelmanns geschlossen, und zum Rechtsspruch und Urtheil an die höhern Landesgerichte abgesendet wurden. Dieß Urtheil fiel dahin aus: daß, wenn der beraubte Handlungsdiener Arnoldi vor seiner Gerichtsbehörde seinen Verlust von 400 Rthlrn. eidlich erhärten würde, Inquisit aber bey fernerm Läugnen beharre, man an ihm die Tortur im ersten und zweyten Grade anzuwenden habe, um ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen.

Diesem Urtheil gemäß mußte also ein Extract der Acten mit der geschehenen Auflage an Arnoldi nach Schw** gesendet werden. Kaum erfuhr dieser das Schicksal seines Erretters, als er von edlem Eifer entbrannte, alles anzuwenden, um ihn von seiner gefänglichen Haft zu befreyen. Ach, er hatte seinen ehemaligen Verlust längst vergessen; stand eben jetzt im Begriff, sich zu

etablieren, und in eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einem holden Mädchen zu treten, lebte jetzt im vollen Genuß der vorzüglichsten Lebensgüter, und der, dem er die Erhaltung seines Lebens und alle diese Lebensfreuden zu verdanken hatte, sollte um seinetwillen im Kerker schmachten? — Dieser Gedanke war ihm unerträglich, ja er würde sich gleich selbst auf die Reise nach Zitschkau gemacht haben, wäre er nicht von den Armen seiner Geliebten und durch andere dringende Geschäfte zurückgehalten worden. Doch mußte einer seiner Freunde und Hausgenossen dieß Geschäft der schleunigsten Befreyung seines Wohlthäters übernehmen. Dieser reisete sogleich mit der nöthigen Vollmacht und reichlich mit Gelde versehen, dahin ab, um den Prozeß sogleich nieder zu schlagen, alle Kosten zu ersetzen, und den braven Herz mit den Seinigen, so gut es sich nur immer thun ließ, für die erlittenen Drangsale zu entschädigen.

Dieß menschenfreundliche Geschäft wurde von dem Bevollmächtigten vortrefflich ausgeführt, und nach kurzer Zeit wurde der gute Herz mit seinem Sohne in Freyheit gesetzt. Der junge Mann aus Schlesien machte sich selbst das Vergnügen, den Kerker des Gefangenen zu öffnen; aber es traten ihm Thränen in die Augen, als der gebeugte, schon ziemlich bejahrte Mann mit verbleichtem Gesichte und düsterm Barte aus dem finstern Loche kroch, auf seine Knie sank, und ausrief: Gott, so hast du doch meine Unschuld ans Licht gebracht! Ja du bist doch noch Richter auf Erden! Freundlich hob ihn der junge Mann von der Erde auf, und bath ihn im Namen seines Freundes um Verzeihung, daß er ganz wider seinen Willen die Veranlassung zu diesen seinen Leiden gegeben habe. Als der Alte erfuhr, daß die-

ses ein Abgesandter von seinem geretteten Freunde sey, ergriff er seine beyden Hände und erklärte, nun erst, durch diese ausgestandenen Leiden, lege er selbst einen Werth auf jene Lebensrettung; denn nun wisse er, was es heiße, um des Guten willen leiden zu müssen.

Jetzt wurde ihm auch der Sohn zugeführt. Sey mir willkommen und gesegnet, rief ihm der Vater mit offnen Armen entgegen, du Gefährte meiner Trübsale, mein Sohn! Komm, laß uns mit Dank gegen Gott diesen Ort verlassen, wo unsre Rechtschaffenheit eine so harte Probe aushalten mußte. Laß uns das erlittene Unrecht vergessen, und immer gut und menschenfreundlich handeln.

Weinend warf sich der Sohn in die Arme des Vaters. Selbst der hartherzige Justizbeamte wurde durch diese Szene zu Thränen gerührt.

Jetzt führte der junge Schließer beyde zu dem Wagen, der an der Frohnfeste bereit stand, um sie in Begleitung des Justitiars wieder nach ihrer vorigen Heymath zu bringen.

Die Nachricht von der Befreyung des braven Herz und seines Sohnes hatte sich schon im naheliegenden Dorfe verbreitet, und Alt und Jung hatte sich aufgemacht, um den allgemein geschätzten Nachbar zu empfangen; nur Kilian Herda befand sich nicht unter ihnen. Die gute Mutter wurde, begleitet von den besten Frauen des Dorfs, wie im Triumph ihrem Manne entgegen geführt, und kaum erblickte sie den Wagen, auf dessen Vorsitz sich ein Postillion wacker mit seinem Posthorn hören ließ, als sie, außer sich vor Freuden, ihren Begleiterinnen in die Arme sank, und nur mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, mit in den Wa-

gen gehoben, und im Zuge zum Gasthofe begleitet wurde.

Als hier die ersten Aufwallungen der Freude sich gelegt hatten, vollzog der Fremde seinen Auftrag, den armen Herz wegen seines Verlustes zu entschädigen; auf des Justizamtmanns Befehl mußte Kilian Herda erscheinen, ihm seine Wohnung wieder abtreten, und den Kaufschilling zurücknehmen. Herz wurde wieder mit seiner Familie in seine verlassene Wohnung eingeführt; der Fremde legte für ihn eine ansehnliche Geldsumme in die Hände des Justitiarius, über welche der brave Bauer Herz frey disponiren könne; zugleich ließ er diesem die Addresse seines Hauses, um sich in jedem vorkommenden Falle, wo er der Unterstützung seines Freundes bedürfte, geradezu an ihn zu wenden, und bath ihn beym Abschiede nochmahls im Namen dieses seines Freundes, das erlittene Unrecht zu vergessen.

So lebte nun Herz wieder mit den Seinigen froh und glücklich. Die zurückgelassene Geldsumme ersetzte ihm nicht nur reichlich den erlittenen Verlust, und half ihm in seinem Hauswesen auf, sondern reichte auch hin, die verpfändete Hütte der armen Wittwe im Dorfe einzulösen, sie noch bequemer einzurichten, und mit den nöthigen Haus- und Feldgeräthen zu versehen. Es war ein allgemeiner Festtag für das Dorf, als der alte Herz seinen Sohn zur Kirche begleitete, um da die Trauung desselben mit der Wittwe Tochter zu vollziehen.

Was ihm noch zuweilen seine frohen Lebensstunden in der Seinigen Kreise und selbst die fortdaurende Unterstützung des dankbaren Schlesischen Kaufmanns, durch die er sich immer mehr zum wohlhabendsten Bauer

im Dorfe erhob, verbitterte, war dieß, daß, ob er gleich im Gerichte und noch mehr vor seinem Gewissen von der angeschuldigten Beraubung des Fremden freygesprochen worden war, doch noch ein geheimer Verdacht auf ihm ruhen könnte, da die Sache doch nicht gehörig aufgeklärt worden sey. — Aber die Zeit brachte auch dieses zu noch mehrerer Verherrlichung seiner Rechtschaffenheit ans Licht.

Kilian Herda war seiner angeblichen reichen Erbschaft ungeachtet nicht recht froh geworden. Da er ohnehin einen starken Hang zu einem müßigen und üppigen Leben hatte: so wurde derselbe durch den ihm zugefallenen Reichthum noch vermehrt. Er vernachläßigte nun ganz seine Geschäfte, ergab sich dem Trunk und brachte seine Zeit in der Schenke zu. Sein Hauswesen gerieth in Unordnung; sein Weib, das ihm vergeblich Vorwürfe darüber machte, zog es sich zu Gemüthe, legte sich aufs Krankenbett, und starb. Nach einigen Jahren sah sich Kilian in die Nothwendigkeit versetzt, Schulden zu machen. Haus und Aecker waren schwer verpfändet; er war nicht mehr im Stande, die Zinsen aufzubringen; es wurde ein Grundstück nach dem andern losgeschlagen; und zuletzt kam es auch an seine Wohnung. Niemand hatte Mitleiden mit ihm; der einzige, der ihn bedauerte, und ihm mehrmals Hülfe anboth, war sein nun glücklich gewordener Nachbar Herz; aber auf diesen schien er einen unversöhnlichen Haß geworfen zu haben; er vermied jede Gelegenheit, ihn zu sprechen, scheute sich, ihm ins Gesicht zu sehen, und stieß oft gegen andre die kränkendsten Schimpfreden gegen ihn aus. Herz ertrug es mit Großmuth, und als bey seinem gänzlichen Verfall sich jedermann von ihm zurückzog, war er es, der sich seiner an-

nahm und ihn vor gänzlichem Mangel sicherte. Jetzt schien er in sich zu gehen; sein voriger Leichtsinn verwandelte sich in ernstes Nachdenken; er zog sich von dem Umgange mit Menschen zurück, und schlich, in sich selbst gekehrt, an einsamen Orten einher; man bemerkte deutlich an ihm die Spuren einer tiefen Melancholie; man sah ihn öfters die Hände ringen, seine Augen unwillkührlich, wie bey einem heftigen Schrecken, unter den dunkeln Augenbraunen furchtbar herumrollen, und hörte Seufzer sich aus seiner gepreßten Brust hervordrängen, aber sein Muth blieb gegen jeden Fragenden verschlossen.

An einem Winterabende, wo der Nordwind fürchterlich rauschte, und Herz mit seiner Familie sich, da es eben jährige Zeit wurde, an den ehemaligen Auftritt mit dem Erfrornen in seiner Wohnung erinnerte, und die wunderbaren Wege der Vorsehung pries, die ihn dadurch zum Glück geleitet habe, klopfte jemand heftig an die Thüre. Bey Eröffnung derselben trat Kilian mit zerstörtem Blicke und wild umher hängendem Haare ein, verlangte zu seinem Nachbar, stürzte ins Zimmer, ergriff hastig die Hand des Alten, und rief mit schrecklicher Stimme: Nachbar, ich habe dich beleidigt! Du hast um meinetwegen viel gelitten. Vergib mir nur um der Barmherzigkeit Gottes willen! Ich kann sonst keine Ruhe finden! Ach die Angst! die Angst! ich bin verloren!

Der gute Alte ward durch dessen unerwarteten Auftritt ganz außer Fassung gesetzt. Du hast mich nicht beleidigt, Kilian, sprach er; und wenn es wäre, ich wollte dir's von Herzensgrunde vergeben.

Sogleich wollte sich der Unglückliche wieder entfernen; aber sein Freund hielt ihn fest, und bath ihn

dringend, ihm doch den Kummer seines Herzens zu entdecken.

Nun wisse denn, rief er laut aus, was ich nicht länger verheimlichen mag, daß ich der Räuber jenes Unglücklichen war, dem du das Leben retteteſt. Ich war eher als du in dem Walde, und fand ihn in dem Hohlwege; ich zog ihn aus dem Schnee hervor, aber nicht in der Absicht, ihm zu helfen, sondern ihn zu plündern; ich durchsuchte seine Taschen, nahm, was ich an Geld und Geldes werth fand, zu mir, öffnete seine Kleider, und riß ihm die Geldkatze vom Leibe. (Er zog bey diesen Worten den leeren Beutel aus der Rocktasche, und steckte ihn wieder ein.) Durch ein Geräusch erschreckt, verließ ich ihn, und trug die verfluchte Beute nach Hause, mit dem Vorsatz, ihn nachher vollends auszukleiden, und seinen Leichnam zu verscharren — aber du hinderteſt mich an der Ausführung. Nun weißt du alles — nun lebe wohl.

Mit diesen Worten ergriff er die Thüre, und stürzte, gleich einem Rasenden, zum Hause hinaus, noch ehe sich die Anwesenden von ihrer Betäubung erholen konnten. Man eilte ihm nach, suchte in seiner Wohnung, fand sie aber fest verschlossen; die Nachbaren wurden zur Hülfe des Unglücklichen aufgebothen; man brach in das Haus ein, durchsuchte alle Winkel desselben, fand ihn aber nirgends. Die ganze Nacht hindurch wurden Wachen, besonders an dem Flusse, der das Dorf durchschnitt, aufgestellt; mit Anbruch des Tages durchstrich man den Wald, da fand man den Unglücklichen an der Stätte, wo er den Raub begangen hatte, an einem nahe stehenden Baume hangen. Herz stürzte mit seinem Sohne auf diese erhaltene Nachricht hinzu, schnitt den Strick durch, machte Versuche, ihn

ins

ins Leben zu bringen, aber vergebens; mit zum Himmel gerichtetem, mitleidigen Blick rief er über dem Leichnam des Unglücklichen aus: er ist in die Hände seines Richters gefallen.

Loffius.

Artigkeit.

Sophie und Friederike waren Schwestern. Sie hatten nur noch eine Mutter. Der Vater war gestorben. Ob er ihnen gleich nicht viel Geld zurückließ, so erwarb doch die Mutter durch ihren Fleiß so viel, daß sie mit ihren Kindern zur Noth auskommen konnte. Aber eines Jahres wurde diese thätige, gute Mutter krank; ihre Arbeiten blieben liegen, und sie nahm nicht so viel ein, als sie ausgeben mußte. Dieß machte ihr viele bange Sorgen.

Sophie und Friederike waren bisher unter der beständigen Aufsicht der Mutter gewesen, und gut erzogen worden. Sophie machte ihr große Freude. Sie war sehr sanft und gutherzig. In ihrem Aeußerlichen hatte sie viel Gefälliges. Sprach sie mit jemanden, so that sie dieß mit aller Freundlichkeit; wurde sie um etwas gefragt, so antwortete sie bescheiden und angenehm; begegnete sie jemanden, so machte sie eine höfliche Verbeugung; befand sie sich in einer Gesellschaft, so benahm sie sich auf eine gute Weise, fiel niemanden in die Rede, und war nie vorlaut. — Ueberall nannte man daher Sophien ein artiges Mädchen, und hatte sie allgemein gerne.

Gegen die Mutter benahm sich Sophie auf eine Weise, wie es einer guten Tochter zukommt. Der

Mutter Wünsche waren für die Tochter Befehle. Was Sophie ihr an den Augen ansah, that sie ihr zu Gefallen. Hatte sie sich des Morgens angekleidet, so eilte sie zur Mutter, um ihr den Morgengruß zu bringen. Stand sie von Tische auf, so küßte sie ihr die Hand, und dankte für das Essen. Ging sie zu Bette, so wünschte sie ihr auf das herzlichste eine gute Nacht.

Es war natürlich, daß die Mutter Sophieen ungemein liebte, und auf sie große Hoffnungen baute.

Nicht so beliebt war Friederike. Zwar hatte sie manche gute Eigenschaften; sie war thätig, fröhlich und oft sehr dienstfertig. Aber man tadelte an ihr mit Recht, daß sie in ihren Reden zu vorlaut, zu unbescheiden, und zuweilen unanständig sey. — Auch bemerkte man bey ihr mit Unwillen, daß sie in ihrem äußerlichen Betragen oft die Gesetze der Höflichkeit nicht befolgte. Sie grüßte andere nur ungern, sie versäumte oft selbst ihrer Mutter einen guten Morgen oder eine gute Nacht zu wünschen, und wenn ihr etwas nicht recht war, machte sie ein verdrießliches Gesicht, knurrte und murrte, und vergaß sich zuweilen so sehr, daß sie selbst der Mutter auf das heftigste widersprach. War sie in der Gesellschaft anderer Mädchen, so wollte sie immer den Ton angeben, widersprach ihren Gespielinnen, tadelte alles, was sie vorschlugen, und geberdete sich etwas ungezogen, wenn man auf sie nicht hören, und ihre Vorschläge nicht annehmen wollte.

Friederike war daher nirgends wohl gelitten. Niemand ging gerne mit ihr um, und in der ganzen Stadt hieß sie ein unartiges Mädchen. Kein Vater, keine Mutter sah es gerne, wenn ihre Töchter Umgang mit ihr hatten.

Die Mutter Friederikens betrübte sich oft über sie, und bath sie dringend, mehr auf ihr Betragen zu sehen, und sich die Schwester Sophie zum Muster zu nehmen.

Aber Friederike achtete darauf nicht, und weil ihr Sophie als Muster empfohlen ward, so wurde sie ihrer Schwester abgeneigt, und benahm sich gegen sie bisweilen sehr schnippisch und unartig. Sie kränkte sie oft so sehr, daß die gute Sophie bittre Thränen darüber vergoß.

Während der Krankheit der Mutter benahm sich Sophie als eine liebenswürdige, dankbare Tochter. Sie äusserte eine so herzliche Theilnahme an den Leiden der Mutter, daß diese oft dadurch im Innersten gerührt wurde. Selten verließ sie das Bett der Kranken. Sie kam in keine Gesellschaft mehr, denn ihr Herz ließ es nicht zu, sich von der Mutter zu entfernen. Mit der größten Liebe und Sorgfalt pflegte sie dieselbe.

Auch Friederike blieb bey der Krankheit ihrer Mutter nicht gleichgültig. Aber so viel empfand sie nicht als Sophie. Ihre Unarten schienen sich jetzt zu vermehren, statt zu vermindern. Sie lebte fast ohne alle Aufsicht. Dieß benutzte sie, und besuchte oft so manche Mädchen, von denen sie an Unartigkeit noch übertroffen wurde. Sie verwilderte merklich.

Die Mutter bemerkte dieß. Es schmerzte sie tief in der Seele, und sie vergoß über Friederiken manche bittre Thräne.

Die Mutter starb früher, als man befürchtet hatte. Sophie war über ihren Verlust vor Schmerz außer sich. Auch Friederike weinte, aber so tief und schmerzhaft fühlte sie den Tod ihrer Mutter nicht.

Kurz ehe die gute Mutter verschied, hatte sie Sophieen noch für die ihr bewiesene kindliche Liebe gedankt, und sie gebethen, immer gut zu bleiben und Gott zu vertrauen.

Sophie sah sich nun verlassen, und wäre darüber leicht auf die ängstlichsten Besorgnisse gerathen. Aber die letzten Worte ihrer Mutter schwebten ihr tröstend vor. Sie wollte ruhig bleiben, und Gott vertrauen.

Es währte auch nicht lange, so schickte Gott Sophieen einen rettenden Engel. Dieser rettende Engel war die Gräfinn von Lilienwald, eine sehr würdige, gottesfürchtige Frau. Sie hatte eine kleine Tochter, für die sie eine Gespielinn suchte. Man beschrieb ihr Sophieen, und lobte besonders ihre große Artigkeit.

Artigkeit wünsche ich vorzüglich bey der Gespielinn für meine Tochter, sagte die Gräfinn. Diese muß sich schon frühzeitig an einen guten, feinen Umgang gewöhnen, weil dieser in unserm Stande unentbehrlich ist.

Man verschaffte der Gräfinn Gelegenheit, Sophien näher zu beobachten. Sie gefiel derselben sehr wohl. Sophieens artige, gefällige und sanfte Sitten machten auf die Gräfinn den besten Eindruck, und da sie sich auch von ihrer Herzensgüte überzeugt hatte, so nahm sie Sophieen in ihr Haus, und betrachtete sie als ihr eigenes Kind.

Sophie war auf diese Weise versorgt, und sie genoß in dem Hause der Gräfinn die größten Freuden. Sie hatte für nichts zu sorgen, sie wurde gut gekleidet, von allen geliebt, und von geschickten Lehrern gut unterrichtet. Das letztere hielt sie mit Recht für ihr größtes Glück.

Desto schlimmer ging es Friederiken. Niemand in der Stadt wollte sie in ihr Haus nehmen, denn jeder-

mann fürchtete sich vor ihren Unarten. Mancher Familienvater sagte: wäre Friederike so artig und gut als Sophie, so nähme ich sie gern in mein Haus. Aber wer wird sich eine so große Last aufladen, und das ungezogene Ding zu sich nehmen!

Endlich gelang es Friederiken, einen weitläuftigen Verwandten, der auf einem Dorfe wohnte, zu bewegen, sie zu sich zu nehmen.

Er war ein sehr strenger Mann. Friederike mußte sich vieles gefallen lassen. Anfangs nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, um auf ihren Ziehvater einen guten Eindruck zu machen; aber bald verfiel sie auf ihre alten Unarten, und verscherzte seine Gewogenheit ganz. Von nun an begannen für sie traurige Tage. Sie wurde sehr eingeschränkt, sie mußte die schwersten Arbeiten verrichten, durfte selten aus dem Hause, und mehrmals bekam sie auf den Mund einen derben Schlag, wenn sie sich unbescheidne Reden erlaubte. Ja sie war nahe daran, fortgejagt zu werden.

Wie sehr beneidete sie ihre Schwester Sophie. Die ist wohl daran! die ist glücklich! wiederhohlte sie oft.

Doch der Druck, unter welchem Friederike leben mußte, war für sie außerordentlich heilsam. Sie wurde stiller, sanfter, artiger. Sie verlor ihr vorlautes, unbescheidnes, unanständiges Wesen; kurz, sie wurde liebenswürdiger und besser. Man fing nun an, mehr mit ihr umzugehen, und sie sich zu gewinnen.

Als ihr Anverwandter starb, nahm die Gräfinn von Lilienwald sich auch ihrer an, und die beyden Schwestern lebten bey dieser trefflichen Dame glückliche Tage.

Glatz.

Carl und Jürgen.

Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwey Knaben zu meiner Stubengesellschaft, welche leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wohl niemals zwey Brüder einander gewesen seyn, als diese. Der jüngste von beyden war voller Wißbegierde; war immer aufmerksam in allen Schulstunden; wollte von allen Dingen, die er sah oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen, Trinken und Spielen, wenn er Gelegenheit hatte, mit verständigen Leuten zu reden, von welchen er etwas Gutes lernen konnte. Der älteste hingegen war zum Lernen immer so träge! so unlustig! So lange die Schulstunden dauerten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemals Acht auf das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus: so hatte er zu nichts Lust, als zu essen, zu trinken, und herumzulaufen. Nun was meint ihr wohl, was aus beyden geworden sey?

Karl, so hieß der jüngste, wurde von Tage zu Tage klüger, beliebter und glücklicher; sein Bruder Jürgen hingegen wurde immer einfältiger, immer unausstehlicher, immer unglücklicher. Wenn wir ausgeführt wurden, fand der wißbegierige Karl überall hundert Dinge, welche ihm Vergnügen machten, weil er alles genau untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume, oder einen Baum, und erinnerte sich dabey, was uns der Lehrer von der Natur, der Fortpflanzung und dem Wachsthume der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sahe er den Himmel an, und freu-

ete sich, zu wissen, was Luft und Wolken sind; wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was jedes für Nutzen schafft. Bald setzte er sich unter einen schattigen Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mitgenommen hatte. Jürgen hingegen ging seinen Gang immer mürrisch fort, und sahe auf nichts, was um und neben ihm war, weil er von keiner Sache etwas gelernt hatte. Und weil er doch nicht ganz müßig seyn konnte, so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir endlich, mit Erlaubniß der Lehrer, ihn ganz aus unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wollten. Und so sind beyde ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Jürgen war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wußte sich mit nichts zu beschäftigen, war daher immer verdrießlich, und fiel sich und anderen zur Last. Karl hingegen wurde ein geschickter, feiner Mann, den man überall gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch andere zu vergnügen wußte. Jürgen murrte sich zu Tode, ehe er noch dreyßig Jahr alt geworden war; Karl aber lebt noch bis auf diese Stunde, und ist noch eben so munter, als ich, ungeachtet er wohl zwey Jahre älter ist.

Campe.

Klaus und Karl.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, ohne daß ihm auch nur ein

froher Gedanke in den Sinn kam. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn; — er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in Gesellschaft anhaben — oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gäste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl unter einem wilden Aepfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so freuen?" sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. Ey, lieber Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich auch Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat, — so daß ich ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn kann. Aber es ist eine außerordentliche Kunst. „Nun was ist das für eine?" sprach Klaus. „Da ist sie, wenn du mich hören willst, antwortete Karl: Ich sehe alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach, warum oder wozu dieses und jenes wohl da seyn, und wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die

Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit, und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und und froh an meine Arbeit."

„Lebe wohl!" sprach Klaus, und ging fort.

Rochow.

Der aufrichtige Karl.

Karl hatte von Kindheit an eine Begierde gehabt, so viel als möglich zu wissen, und zu verstehen. Weil nun manche Leute die Meinung haben, daß Kinder nicht alles wissen dürfen, so hatte man oft seine Fragen vorwitzig genannt, und ihn mit Unwahrheit berichtet. Das mußte er sich gefallen lassen, so lange er klein und ganz unverständig war. Als er aber größer ward, und Bücher las und mit Menschen umging, so erfuhr er manches anders, als man's ihm in seiner Kindheit gesagt hatte. Dennoch fuhren gewisse Leute, zuweilen auch solche, die sich seine Lehrer nannten, immer noch fort, ihn auf seine Fragen mit falschen Antworten abzuweisen. Das verdroß Karln und hatte die Folge, daß er einen großen Abscheu vor aller Unwahrheit überhaupt bekam; freylich auch vor den Menschen, welche vorsätzlich die Unwahrheit sagten, aber, war das zu verwundern? Er selbst nahm sich vor, allemal die Wahrheit zu reden. Das schadete ihm zu weilen; aber er glaubte, daß es ihm noch mehr schaden würde, wenn er die Unwahrheit sagte.

Einmal stand Karl in der Hausthüre seiner El-

tern, als Nachbars Sohn Andreas zu ihm kam und ihm erzählte, wie er gestern seinen Vater betrogen hätte. „Ich wollte gern," sagte er, „in Albrechts Garten gehen, wo etliche junge Menschen sich mit Schießen belustigten. Aber mein Vatter wollte nicht, weil ich mit einem Briefe auf das Dorf gehen sollte. Als ich vor das Dorf kam, fand ich Heinzen. Dem gab ich den Brief, bat ihn, damit nach Gräbnitz zu gehen, und, wenn er Antwort bekäme, sie mir in Albrechts Garten zu bringen, wo ich unterdessen blieb, und mit den andern Knaben schoß. Hab ich nicht meine Sachen recht klug gemacht?" — Klug vielleicht, antwortete Karl, aber nicht recht; denn du hast deinem Vater eine Unwahrheit gesagt, und das ist nicht recht. Andreas wollte diese Sittenlehre nicht gelten lassen, und es würde zu einem Streite gekommen seyn, wenn nicht Karl so eben von seiner Mutter wäre gerufen worden. Sie trug ihm auf, eine Flasche Oel im Kaufladen zu hohlen, und ermahnte ihn vorsichtig zu seyn, damit er die Flasche nicht zerbräche. Karl kam nach Hause und brachte weder Oel noch Geld zurück; aber er erzählte seiner Mutter sehr aufrichtig, daß er schnell gelaufen und gefallen wäre. Die Oelflasche war zerbrochen und Karls Kleider durchaus voll Oelflecke. — War Karls Aufrichtigkeit Recht? That er nicht klüger, wenn er sich durch einen erdichteten Vorwand entschuldigte?

Die Mutter ward darüber verdrießlich und befahl ihm, den ganzen übrigen Theil des Tages nicht aus dem Hause zu gehen. Nun aber war Karl eingeladen, denselben Nachmittag zu seines Vaters Schwester zu kommen, welche ihn mit reifen Kirschen bewirthen wollte. Dieses Vergnügen mußte er entbehren.

Als er den folgenden Tag zu seiner Muhme kam und diese ihn fragte: warum er gestern ausgeblieben wäre? so antwortete ihr Karl: ich durfte zur Strafe nicht aus dem Hause gehen, weil ich unvorsichtig gewesen war, und eine Flasche mit Oel zerbrochen hatte. Die gute Frau lachte über die Aufrichtigkeit des Knaben; aber hatte sie Ursache, ihn darum zu verachten?

Thieme.

Demosthenes.

Demosthenes, Griechenlands berühmtester Redner, schien von Natur wenig zum Redner gebildet. Als er in seiner Jugend zum erstenmale vor dem Volk redete, ward er ausgelacht, denn schwach und stammelnd war seine Stimme. Niedergeschlagen ging er von dannen, aber bald belebte ihn ein neuer Muth. Er hörte von einem Schauspieler, daß er seinem Fehler abhelfen könne, und nun strengte der Jüngling alle Kräfte an, seine Stimme zu erhöhen, seine Aussprache zu verbessern. Laut und immer lauter bemühte er sich zu reden, und so, daß er das Geräusch einer Quelle übertönte. Um sich des Stammelns zu entwöhnen, nahm er Kieselsteine in den Mund, und sprach mehrere Zeilen mit lauter Stimme, ohne einzuhalten. Eine andere üble Angewohnheit, mit den Schultern zu zucken, gewöhnte er sich dadurch ab, daß er sich in einen sehr engen Rednerstuhl stellte, wo er ganz aufrecht stehen mußte, und über ihm hing eine Hellebarde,

deren Spitze ihn so oft er zuckte traf. Um auch geistig eben solche Fortschritte zu machen, verschloß er sich in ein einsames, abgelegenes Zimmer, wo er ungestört dem Nachdenken seine Stunden weihte, und das alles mit unablässigem Eifer.

Dadurch machte er seinen schlechten Jugendversuch mehr als vergessen, dadurch wurde er — Demosthenes.

Nur des Meißels wiederholten Schlägen
Weicht des Marmors sprödes Korn.

Wenn man sich bessern will, muß man fest in seinen Entschlüssen seyn.

Der Prinz von Albanien hatte viel Geld verspielt. Er rechnete nach, und erstaunte über die Summen, die er so leichtsinniger Weise verschwendet hatte.

Und was hast du nun dagegen? fragte er sich.

„Nichts als die traurige Erinnerung deines Verlustes," war die ganze Antwort. „Wie viel Gutes hättest du stiften können, wie manchen nützlichen Menschen helfen, manchen Armen reich machen, und wie manchen Traurigen erheitern können. Doch, was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden. Der Mensch kann nicht mehr thun, als geloben, sich zu bessern, und auf seiner Hut seyn, daß er diesem Gelübde treu bleibe."

Im Augenblick der Reue verspricht man immer gewöhnlich sehr viel, wir wollen doch sehen, ob der Prinz Wort halten wird.

Die Stunde kam, wo er zu spielen pflegte. Seine Gesellschafter hofften von einer Stunde zur andern, aber der Prinz kam nicht. Sie sahen sich einander

bedenklich an, und fragten sich, ob er wohl unpäßlich seyn möchte? Einer von ihnen meinte, morgen würde er gewiß kommen. Aber wer weder morgen, noch übermorgen, noch auch in einem ganzen Monate kam, das war der Prinz.

Seine Gesellschafter schüttelten die Köpfe. Fragen müssen wir ihn doch, fing einer von ihnen an.

„Erspart ihm die Frage, ihr könnt euch die Antwort so denken, erwiederte ein anderer; es lassen sich Meere erschöpfen, geschweige" —

Ein dritter ließ diesen zweyten gar nicht ausreden. „Sie irren sich, mein Herr," erwiederte er, „des Prinzen Kasse ist noch sehr stark. Er hat heute erst dem alten Neutreth hundert Stück Louisdor geschenkt."

Wie die Herren noch so manches hin und her redeten, da kam der Prinz. Husch waren sie nach der Karte.

Ich bitte um Verzeihung, sprach der Prinz, ich spiele nicht mehr.

„Und Sie wollten dieses herrliche Vergnügen —

Der Prinz. (ihm ins Wort fallend) Entbehren, auf ewig entbehren. Ich hasse es von ganzer Seele.

„Da thun Sie sehr Unrecht daran. Wahr ists, Sie haben seit einiger Zeit verlohren. Aber das Glück lächelt wieder, eh man sichs versieht, und durch Hoffnung kann man seinen harten Sinn am ersten erweichen."

Der Prinz. So denken die meisten Menschen, so dachte auch ich. Viel weniger hätte ich zu bereuen, wenn ich mich lange schon zurückgezogen hätte. Ich versichere, meine Herrn, seitdem ich nicht mehr spiele, befinde ich mich recht ruhig, recht wohl. Noch mehr, Sie sollen Zeuge seyn, wie weit ich in der Kunst, mich

selbst zu beherrschen, gekommen bin; spielen Sie, ich will zusehen, und ganz gelassen mich wundern, wie leichtsinnig Sie Ihre Thorheiten begehen.

„Des Prinzen Rede ist zu ernst, flüsterten sich ein Paar in die Ohren; jetzt müssen wir ihn ruhig lassen. Die folgende Zeit verändert viel.“

Sie spielten, und der Prinz sah zu.

Lange gingen sie den Prinzen nicht wieder an. Endlich machten sie aber doch einen neuen Versuch.

Sie waren zur Brunnenzeit nach Spaa gegangen. Unter den anwesenden vielen Gästen war auch der Prinz von Albanien. Man hatte ihn vorher als einen sehr leidenschaftlichen Spieler gekannt, und jetzt war er so ruhig, und kein Mensch sah ihn an irgend einem Spieltisch. Einstimmig urtheilte man, das komme aus einer andern Ursache, als aus bloßem moralischen Eigensinn. Er werde seine Gelder geschwächt haben, und müsse aus Noth den Moralisten machen.

Der Prinz erfuhr dieses Geschwätz, und ließ sie reden, was sie wollten. Da sie aber kamen, und ihn zu einer Spielparthie einladen wollten, ihm so mancherley Vorschläge machten, und ihm versprachen, er möge das Spiel selbst bestimmen, und es möge so hoch oder auch so niedrig, als es wolle, gewählt werden, so antwortete er: meine Herren, ich sehe, Sie beharren in Ihrer Zudringlichkeit, und zwingen mich beynahe, Ihnen nachzugeben; wohlan, ich will einmal von meinen Grundsätzen weichen, und an einer Parthie Theil nehmen. Sie überlassen mir es doch noch, das Spiel selbst zu wählen?

„Sie befehlen, wir gehorchen.“

„Auch steht es in meiner Wahl, wie hoch oder wie niedrig wir spielen wollen?

„Beydes bestimmen Sie.“

„Gut.“

Der Prinz öffnete seine Kasse, hub aus solcher einen Sack voll Goldes nach dem andern heraus.

Die Gesellschafter staunten über den Reichthum.

Der Prinz ließ ein leeres Faß von der Größe eines halben Oxhofts in das Zimmer bringen.

Das Spiel, das wir spielen wollen, meine Herren, ist ganz neu, begann der Prinz. Jeder von Ihnen legt jetzt, einer nach dem andern, einen Louisd'or in dieses Faß. Derjenige, dessen Louisd'or, wenn es gefüllt ist, zuerst auf die Erde fällt, hat die übrigen alle gewonnen. Wohlan, ich mache den Anfang.

Eine lange Stille herrschte; alle sahen sich einander an.

Wie? Sie zaudern, gefällt Ihnen dieses Spiel etwa nicht? Sie halten schlecht Wort; die Wahl des Spiels überließen Sie mir, auch sollte ich bestimmen, wie hoch oder wie niedrig wir spielen wollten, und nun?

Da zuckten sie alle die Achseln, und gestanden, daß sie nicht reich genug wären, dieses Spiel mitspielen zu können.

„Und doch waren Sie so dreist, zu sagen, ich könne so hoch spielen, als ich nur wolle. Wissen Sie denn, alle die erdichteten, von Ihnen und von andern erdichteten Ursachen sind mir zu Ohren gekommen, die mich bewogen haben sollen, meine Leidenschaft fürs Spiel zu besiegen. Jetzt sehen Sie doch, daß Sie sich nicht wenig geirrt haben? Nicht Armuth, nein, feste, moralische Grundsätze hielten mich zurück. Wollen Sie glücklich werden, wollen Sie die edle Ruhe genießen, die ich jetzt genieße, wollen Sie den wahren

Werth des Geldes kennen lernen, o so folgen Sie mir und meinem Beyspiele nach.

Beschämt zog die Gesellschaft ab. Sie sollen dem Beyspiel des Prinzen nicht gefolgt, und wie man wissen will; endlich gar vornehme Bettler geworden seyn.

Der Prinz war sehr herablassend. Einer seiner ältern Freunde wünschte ihm zu seiner Umänderung Glück. Die Ursache, fuhr er fort, möchte ich aber doch wissen, die Sie dazu bestimmte.

„Die kann ich Ihnen wohl sagen. Ich rechnete nach, wie viel ich in einem Monate verloren hatte; zählte, wie viel das betragen würde, wenn mein Unglück ein ganzes Jahr sich gleich bleiben sollte, und ich erschrak gewaltig. Man muß sich zurückziehen, war mein erster Entschluß. Der arme Rentrath, dessen Rechtschaffenheit das ganze Land kennt, wurde von seinem Hausbedienten bestohlen, selbst die anvertraute Casse hat er erbrochen und geplündert, der gute Mann hätte Schimpf und Schande erfahren können. Sein Sohn begegnet mir todtenblaß, erzählt mir das Unglück mit wenig Worten; ich verstehe ihn ganz; laufe selbst was ich kann, hole 500 Louisd'or, ergänze seine Casse — er ist außer aller Gefahr; dankbar wirft er sich mit seiner ganzen Familie zu meinen Füßen — o diese Scene drang an mein Herz; jetzt sah ich erst den Werth des Geldes ein; hier hatte ich Menschenglück damit befördert, dort bey dem verworfenen Spiele aber macht' ich entweder mich oder andere elend. Fest ist mein Entschluß; fest soll er bleiben, nie, nie komme wieder eine Karte in meine Hand. Wenn man einmahl den sich selbst gemachten Gesetzen etwas nachgibt,

gibt, so wird leicht aus einem kleinen, unbedeutenden Löchelchen ein großes, großes Loch.

Brav! brav! das ist ein edler guter Mensch, der Prinz, rief der kleine Heinrich ganz entzückt aus, dem sein Vater diese Geschichte erzählt hatte.

„Gehe hin, mein Sohn, und thue in allen ähnlichen Fällen desgleichen. Fasse einen festen Entschluß, dieses und jenes zu lassen, weiche in keinem Punkt ab, anfangs wird dir das schwer werden, endlich wirst du dich besiegen, und die Freude, die man dann hat, übertrift die kleine Mühe, die man sich nehmen mußte, zu seinem edlen Zweck zu gelangen. Wollen andre minder gute Menschen dich von deinem Grundsatz losbringen, so fertige sie ab, wie es der gute Prinz machte."

Heinrich. Es war mir wirklich einigemal um ihn leid, wie ihm die Herren Gesellschafter so zusetzten, und wie sie ihn endlich gar bey der Ehre angriffen. Aber sie werden an das leere Faß gedenken, so lange sie leben werden.

Väterchen, sprach jetzt der kleine Fritz, das habe ich selbst erfahren, daß, wenn man von seinem Vorsatz etwas nachläßt, das Ganze bald über den Haufen fällt. Ich wollte in meinem Leben nicht wieder naschen, wollte nie dem Milchtöpfchen wieder zu nahe kommen. Heute bin ich in der Küche. Da steht das Töpfchen mit der abgesottnen Sahne so verführerisch da. Lange wollte ich nicht dran. Endlich gewann der Appetit aber, und mein fester Vorsatz gab nach. Ich mache erst ein kleines Löchelchen. Es schmeckt mir; ein Paar Tröpfchen noch, denke ich, die wird

man nicht vermissen; und durch die Paar Tröpfchen war wirklich das Töpfchen halb leer geworden. Ich höre jemanden der Küche nahe kommen, erschrecke, verschütte die Milch, das Töpfchen fällt mir aus den Händen — ich mache, daß ich aus der Küche komme. Wie die Köchin es gewahr wird, ist der Lips gleich da. Der mußte es nun gewesen seyn: sie hat ihm die Beine bald entzwey geschlagen, er hinkt erbärmlich.

„Also bist du Schuld daran, rief Lottchen, daß der arme Lips so viel leiden muß? — nun bin ich dir wirklich recht böse."

Nein, Lottchen, vergieb ihm, erwiederte der Vater, er hat sein Vergehen gestanden, und verdient daher Verzeihung: Also, Fritz! Du willst nie wieder naschen?

Fritz. Nie.

Vater. Denke, wie dir es mit den Paar Tröpfchen Milch ging, so wird es dir in allen andern Fällen gehen. Deine Hand also darauf im Angesicht deiner Geschwister!

Fritz gab ihm die kleine Hand, und küßte die des Vaters mit lebhafter Zärtlichkeit.

Kinder, glaubt es mir, hub der Vater mit feyerlicher Miene an, ich versichere euch das aus mehr als tausend selbst gemachten Erfahrungen: Nichts ist dem Menschen zu schwer, wenn er seinen guten Grundsätzen treu bleibt; und wer die Tugend durch den Sieg über seine Leidenschaften gewinnt, der genießt die reinsten Freuden, die nur das Leben den Menschen geben kann. Gebe Gott, daß ihr all eure Tage auf eine so edle Weise glücklich und froh werden möchtet.

Claudius.

Beherrschung seiner selbst.

Ein junger Mensch von fünfzehn Jahren verlohr seinen Vater, welcher ihn sehr strenge gehalten hatte. Nun hoffte er, mehr Freyheit zu bekommen, allein seine Mutter hielt ihn eben so scharf. Dieß schien ihm unerträglich, und er faßte den Anschlag, davon zu laufen. Er hatte einen Vetter, der dreyßig Meilen weit wohnte; zu diesem wollte er sich begeben. Er machte sich auch wirklich auf den Weg. Aber er hatte nur ein Paar Gulden in der Tasche, und dieß kleine Reisegelde war gar bald verzehrt. Den dritten Abend hatte er keinen Pfennig mehr, auch keinen Bissen Brod; und seine Reise war doch erst halb zurückgelegt. Jetzt sah er ein, daß er einen thörichten Streich begangen hatte, und gerieth in große Angst und Verlegenheit.

Er sah ein Dorf, und ein schönes Wirthshaus vor sich; allein was half es ihm? ohne Geld konnte er doch nicht hineingehen. Unter diesen Gedanken sah er einen Müller an seiner Hausthüre stehen, grüßte ihn, und bekam einen so freundlichen Dank, daß er ein großes Zutrauen zu ihm faßte. Er ging zu ihm, stellte ihm seine Umstände vor, und bat um ein Nachtquartier. Der Müller war ein leutseliger Mann, er nahm daher den Knaben willig auf, ließ ihn den Abend mit sich essen, und machte ihm ein Lager von Federbetten hinter dem Ofen auf der Bank.

Das Getöse der Mühle ließ den fremden Gast nicht viel schlafen. Er lag also unter allerley Gedanken und Sorgen. Endlich hörte er noch ein kleines Geräusch nahe bey sich. Er war allein im Zimmer,

und stand also auf, um zu sehen, woher dieß Geräusch käme? Der Mond schien hell, und er sah eine Taschenuhr, die an einem Schränkchen hing. Jetzt fiel ihm sogleich ein, daß er sich aus seiner Verlegenheit helfen und hinlängliches Reisegeld bekommen könnte, wenn er die Uhr nähme, sich damit bey der Nacht fortmachte, und dieselbe dann unterweges verkaufte. Es schien ihm auch ganz leicht, diesen Anschlag auszuführen. Denn das Fenster des Zimmers, worin er war, ging in den Garten, und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben. Er konnte also leicht entfliehen.

Allein sein Gewissen machte dagegen wichtige Einwendungen. Er hatte zwar vorher bisweilen Kleinigkeiten entwendet, aber doch noch keine Sache von so großem Werth. Sein Gewissen empörte sich also sehr heftig gegen diesen Diebstahl, zumal da der Müller ihn so liebreich aufgenommen, so gütig bewirthet, und ihm das ganze Zimmer mit allem, was darin war, anvertrauet hatte. Es war also kein bloßer Diebstahl, was er im Begriff stand zu thun, sondern auch ein schändlicher Undank gegen seinen Wohlthäter.

Sein Gewissen und seine böse Begierde waren jetzt gleichsam in heftigem Kampf gegen einander. Bald hatte diese, bald jenes, die Oberhand. Wohl zwanzigmal streckte er die Hand nach der Uhr aus, und zwanzigmal zog er sie auch wieder zurück. Doch endlich überwand er seine böse Begierde glücklich. Er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Aber er merkte auch, daß seine böse Begierde ihm die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, und beschloß deswegen, eiligst von dannen zu fliehen.

Diesen löblichen Vorsatz führte er auch sogleich

aus. Geschwind zog er seine Kleider an, öffnete das Fenster, sprang hinaus in den Garten, und von da über die Mauer; und jetzt befand er sich auf der Landstraße. So schnell entflieht kein Dieb nach vollbrachtem Raube, als dieser Jüngling floh, um kein Dieb zu werden. Sobald er auf der Straße war, lief er, so geschwind er konnte, fort.

Doch kaum war er ein Paar hundert Schritte weit gelaufen, so erwachte seine böse Begierde wieder. Er ärgerte sich, daß er die Uhr nicht mitgenommen hatte, weil er so glücklich herausgekommen war. Er stand still, und wünschte sich wieder in des Müllers Stube. Ja er war schon in Begriff, wieder umzukehren, wieder über die Mauer und zum Fenster hineinzusteigen, und die Uhr zu holen. Doch jetzt fingen die Hunde im Dorfe an, zu bellen, und er hielt es daher für allzugefährlich. Endlich schienes ihm am rathsamsten, weiter zu fliehen, welches er denn auch that. Er lief etliche Stunden gerade auf der Straße fort.

Nun ging der Mond unter, der Himmel wurde mit Wolken bedeckt, es ward ganz finster, und er kam von der Straße ab. Er irrete nun ohne Weg und Steg, durch Berg und Thal, und ward bald so müde, daß er beschloß, sich niederzusetzen, und den Morgen abzuwarten.

Jetzt kam er auf einen Hügel, stolperte über Steine, und hier legte er sich nieder. Er bereuete es nochmals, daß er die Uhr nicht genommen; und endlich schlief er vor Müdigkeit ein.

So lag er ungefähr drey Stunden. Indessen ward es Morgen; die Sonne ging auf, und ihre Strahlen weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, und sah mit Schrecken und Entsetzen, daß er gerade unter

finden. Darüber erkältete er sich, und, kurz, in drey Tagen war der Mann todt.

Und wenn er sich nicht durch Erkältung seinen Tod zugezogen hätte, wie elend wär er dennoch deswegen gewesen! weil er sich nicht beherrschen konnte. Er wäre unwillig auf sich selbst, oft krank und mißmuthig, oft schüchtern gegen seine Mitmenschen, oft verächtlich in ihren Augen gewesen.

Löhr.

Christian.

Christian war ein gesunder Knabe, aber er scheute sich vor der Anstrengung seiner Kräfte und vor jeder unangenehmen Empfindung auf eine unglaubliche Weise. Er hatte oft heftige Begierden; aber sollte ihn die Befriedigung derselben nur die geringste Mühe oder den kleinsten Schmerz kosten; so gab er sie lieber auf. Wenn er aus der Stube ging, so machte er nicht leicht die Thüre wieder zu; denn das war ihm viel zu beschwerlich; wenn er seine Kleider auszog, so ließ er sie auf die Erde fallen. Wer sie nicht wollte da liegen sehen, der machte sie wegtragen. Er ging zwar in die Schule und hätte gern gesehen, wenn er da wäre gelobt und andern Mitschülern vorgezogen worden; denn, er war ehrgeizig. Aber die Lehrer lobten nur immer den, der Lob verdiente, und zogen nur immer den Bessern dem Schlechtern vor. Daher sagten sie bisweilen zu dem Christian: Wenn du willst vorgezogen seyn, so mußt du dich bemühen, besser zu seyn als Andere! Dich bemühen? Welch eine Zumuthung für einen Menschen, wie Christian! Da hätte er ja müssen arbeiten, flei-

fig seyn, seine Kräfte anstrengen. Nein! lieber that er Verzicht auf Lob und Vorzug. Doch nahm er es übel, wenn er getadelt ward, oder wenn andere ihm vorgezogen wurden. Hatte er Ursache, das übel zu nehmen?

Einmahl ward spät am Abend seine Schwester krank. Die Mutter war allein zu Hause; sie wollte also ihren Christian nach der Magd schicken, die aus dem Hause gegangen war. Aber Christian entschuldigte sich, daß er nicht gehen könnte, weil er sehr schläfrig wäre. Konnte ihn das wohl hier entschuldigen? — Weder der Befehl seiner Mutter, noch das Leiden seiner Schwester konnte ihn bewegen, seine Schläfrigkeit zu überwinden. — Wenn er selbst krank war, so wollte er durchaus keine Arzneymittel brauchen. Warum nicht? weil sie ihm nicht gut schmeckten. Man mochte ihm zu baldiger Genesung Hoffnung, oder vor dem Tode bange machen, das war alles vergebens. Christian nahm keine Arzney; denn, sie schmeckte ihm nicht gut.

Als sein Vater einmahl mit ihm spazieren ging, kamen sie an einen Rosenstock und mein Christian wollte sehr gern Rosen davon haben. Er bat also seinen Vater, ihm einige abzupflücken.

Vater. Warum pflückst du nicht selbst?

Christian. Ich möchte mich stechen; denn ich sehe, daß Dornen an den Stielen stehen.

Vater. Ja! das ist's eben auch, wovor ich mich fürchte. Du wirst es aber schon wagen müssen, wenn du willst Rosen haben.

Christian ließ lieber die Rosen am Stocke stehen, als daß er seine Finger einem kleinen Schmerze ausgesetzt hätte.

Ein ander Mal reisete sein Vater mit ihm zu einem Vetter, bey welchem er ein kleines Pferd sah. Das gefiel dem Christian so über die Maßen, daß er dem Vetter unablässig gute Worte gab, ihm das kleine Pferd zu schenken. Dieser Mann war wohlhabend und konnte das wohl thun; aber er kannte seinen Vetter Christian und glaubte: wenn er ihn durch die Hoffnung dieses Vergnügens zu einiger Anstrengung seiner Kräfte reizen könnte; so würde es besser seyn, als wenn er ihm so ganz unverdienter Weise ein Geschenk machte. Er sagte also zu ihm: „Lieber Vetter, wenn du mir eigener Hand einen Brief an mich schreibst, welcher ordentlich, sauber und ohne Schreibfehler ist, so sollst du das kleine Pferd haben.“ So viel Geschicklichkeit im Schreiben besaß Christian noch nicht. Indessen konnte er sie leicht erlangen, wenn er sich nur einige Mühe gab. Aber dazu wollte er sich nicht entschließen, er bekam also auch das Pferd nicht. Wie nennet ihr das Leben eines Menschen, der seine Kräfte nicht gebrauchen will und sich vor der geringsten Beschwerlichkeit fürchtet?

Thieme.

Das bescheidne Lottchen.

Lottchen hatte vor allen ihren Freundinnen gar große Vorzüge. Sie war schön, hatte einen vortreflichen Wuchs, eine reitzende Gesichtsbildung und eine gesunde munitere Farbe. Weil ihre Eltern reich waren, so kauften sie ihr auch immer sehr schöne Kleider.

Das sind aber alles Kleinigkeiten gegen ihre übrigen Eigenschaften. Sie hatte einen vortrefflichen Verstand und ein vorzügliches gutes Gedächtniß. Wenn man sie etwas lehren wollte, so begriff sie es sehr bald, und wenn sie etwas gelesen hatte, so behielt sie es so gut, daß sie es beynahe von Wort zu Wort wieder hersagen konnte. Alle weibliche Arbeiten brauchte sie nur ein bis zweymal zu sehen, so hatte sie dieselben gefaßt, und konnte sie nachmachen.

Auf diese Art wurde sie bald die klügste und geschickteste unter allen ihren Gespielinnen. Sie wußte die Städte der entferntesten Länder so gut herzunennen, wie die Dörfer, die um ihre Vaterstadt lagen, und kannte die Menschen, Thiere und Gewächse von Asien, Afrika und Amerika beynahe so gut, als diejenigen, welche in ihrem Geburtsort waren. Sie spielte das Clavier sehr gut und sang dazu vortrefflich. Daß sie auch nähen und stricken konnte, und wußte, wie man eine gute Mahlzeit zubereiten müsse, versteht sich von selbst.

Bey alle dem würde sie sehr unglücklich gewesen seyn, wenn sie ihre Vorzüge bey jeder Gelegenheit hätte sehen lassen, und davon gesprochen hätte. Man würde sie beneidet und verspottet haben; wenigstens hätten sich gewiß ihre Gespielinnen geschämt, daß sie nicht eben so schön, klug und geschickt wären; sie hätten sich von ihr entfernt und ungern mit ihr gespielt.

Das that sie aber nicht — sie war bescheiden.

Wenn sie Besuch von Mädchen bekam, deren Eltern nicht so reich, wie die ihrigen waren, so hütete sie sich sehr, daß sie nicht ihre besten Kleider anzog. Sie wählte immer einen Anzug, der nicht theurer als die Kleider ihrer Freundinnen war. Sobald sie zukämen,

lief sie ihnen mit offnen Armen entgegen, umarmte und küßte sie, und ließ sie selbst die Spiele vorschlagen, mit denen sie ihre Zeit vertreiben wollten.

Sie ließ es sich gar nicht merken, daß sie mehr als andere wisse, sondern gab ihnen vielmehr immer Gelegenheit, ihre eignen Geschicklichkeiten zu zeigen.

Wenn denn eine von ihren Freudinnen einen Strumpf sehen ließ, den sie verfertigt, oder ein Kleidungsstück, das sie genähet hatte; wenn sie ein Stückchen spielte oder ein Liedchen sang, so war Lottchen sehr aufmerksam, nahm sich sehr in Acht, daß sie des Fehlerhaften nicht spottete, und bewunderte und lobte alles, was zu loben war.

Das gefiel nun allen Kindern gar zu wohl. Sie befanden sich wohl bey ihr, hatten sie lieb und wollten gern mit ihr umgehen und spielen.

Und doch wußten sie alle mehr als zu gut, wie viele Vorzüge Lottchen vor ihnen habe und lobten sie bey jeder Gelegenheit.

Salzmann.

Beyspiele der Demuth und Bescheidenheit.

Karl Rollin, Rektor der Universität zu Paris, war eines Messerschmidts Sohn, und sein Vater, der ihn eben dieß Handwerk wollte lernen lassen, ließ ihn schon jung als Lehrbursch einschreiben. Zum großen Vortheil der Wissenschaften entdeckte ein Benedictiner große Fähigkeiten bey ihm. Er besorgte

ihm daher eine Freyſtelle in einem Kollegio und ließ ihn ſtudiren. Bey ſeiner künftigen Erhebung zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen, und bey allen Gnadenbezeugungen der Großen, die er genoß, vergaß er nie ſeine Herkunft. Als er einmal an einer vornehmen Tafel mit dem P. Poulouzot ſpeiſte, bat man denſelben, einen Wildbraten vorzulegen. Da nun Rollin ſahe, daß des Vorlegers Meſſer nicht ſchneiden wollte, ſagte er: „mein Pater, nehmen ſie mein Meſſer, es iſt ſchärfer. Ich verſtehe mich darauf, denn ich bin eines Meſſerſchmidts Sohn!“

Zu einer andern Zeit hatte er einem ſeiner Freunde ein Meſſer zum Neujahrsgeſchenk zugeſchickt, und ſagte ihm dabey in einem artigen Sinngedicht:

Wenn dieſes Geſchenk ihm mehr von Vulkan als von den Muſen herzukommen ſchiene: ſo möchte er ſich hierüber nicht wundern, weil ſein Weg nach dem Parnaß von der Höhle der Cyklopen ausgegangen wäre.

Fern von Stolz und Neid, waren Rollins Jugendfreunde, die beyden Söhne des Miniſters Pelletier. Er war mit ihnen in einer Klaſſe. Wenn er nun mit den Wetteifern in Schulübungen den Preis erhielt, welches ſehr oft geſchah: ſo ſchickte der Miniſter ihm das Geſchenk, welches er ſeinen Söhnen zu ſchicken pflegte, wenn ſie den Preis gewannen. Dieſe wackern Jünglinge wurden nie eiferſüchtig darüber. Sie liebten und ſchätzten ihn vielmehr darüber ſehr hoch, und nahmen ihn in ihren Wagen mit ſich nach Hauſe. Sie ließen ihn bey ſeiner Mutter ausſteigen, wenn er etwas in ihrem Hauſe zu beſorgen hatte, und warteten vor der Thür auf ihn. Als die geringe aber, ſehr ehrliche Frau einſt bemerkte, daß ihr Sohn ohne Umſtän-

de sich auf den obersten Platz setzte, wollte sie es ihm, als eine Unhöflichkeit verweisen; aber der Hofmeister antwortete: der Minister hätte es ausdrücklich befohlen, daß sich die jungen Leute im Wagen nach eben der Ordnung als in der Klasse setzen sollten.

Sehr lehrreich für die Jugend ist das Beyspiel der beyden Ministersöhne. —

Wenn eure Mitschüler — Geschwister — sich durch Fleiß und gute Aufführung Lob von ihren Lehrern, — Aeltern — und andern guten Leuten erwerben: so liebt und schätzet sie auch deswegen hoch. Seyd nicht wie manche schlecht gesinnte Kinder und junge Leute, die sie darum beneiden, ja ihnen gar allerhand Kränkungen verursachen. Doppelt ist die Versündigung dieser bösen Gemüther. Sie haben an sich selbst gar nichts Gutes, und wollen auch nicht danach streben, gut zu werden, und können es nicht leiden, daß andere gut sind; sie möchten gern, daß alle mit ihnen ungesittet, faul und dumm wären. — — Böse, niederträchtige Gemüther! Oft wenn sie nur vornehmere Aeltern und Verwandten, bessere Kleider und mehr Taschengeld haben, als die fleißigen, frommen, geschickten Kinder: so bilden sie sich darauf viel ein, und verachten diese in ihrem Sinn.

Solche Thoren und Thörinnen bestrafen verständige Erzieher am besten dadurch, daß sie ihnen gute Kleider und Taschengeld nehmen, und einige Tage gar nicht mit ihren angesehenen Verwandten umgehen lassen. Das gute, fleißige arme Kind hingegen wird geholt, speist am Tische in ihrer Stelle, und empfängt Stücke von ihrer Kleidung; und eine Woche ihr Taschengeld. — — Ich weiß, daß bey Fürstenkindern

von ihren weisen Aeltern und Erziehern dieses Arzneymittel wider die Trägheit und den Stolz ist gebraucht worden — und sie wurden glücklich von diesen Jugendfehlern dadurch geheilt.

Der Kardinal von Bragni, war in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen. Einige Mönche, die ihn bey der Heerde auf dem Felde antrafen, und bey ihm viel Geist und Lebhaftigkeit wahrnahmen, riethen ihm, nach Rom zu gehen, und daselbst zu studieren. Der Jüngling folgte diesem Rath, und ging gleich zu einem Schuster, sich zu seiner Reise ein Paar Schuhe zu kaufen. Dieser borgte ihm, weil er ihm gut war, einen Theil des Geldes, das er dafür forderte; und setzte lächelnd hinzu: er könnte ihm diesen Rest einst bezahlen, wenn er Kardinal würde. Er wurde es auch wirklich. In seinem hohen Stande vergaß er aber so wenig seinen vorigen niedrigen Stand, daß er das Andenken daran durch allerhand Erinnerungsmittel in sich zu erhalten suchte. In einer Kapelle, welche er zu Genf bauen ließ, ließ er die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens in Stein hauen. In diesem Bilde hatte er sich vorstellen lassen, als einen jungen Menschen, der baarfuß ging, und eine Heerde Schweine, die unter einem Baume lag, ansah. Rund in der Mauer herum, ließ er Figuren von Schuhen anbringen, zur dankbaren Erinnerung an die Güte, die ihm der Schuster erwiesen, dem er sich so wohl selbst als seiner Familie auf die thätigste Art dankbar erwies.

Alphonsus, König von Aragonien, hörte, daß man ihn darum lobte, weil er der Sohn eines Königs, und der Bruder eines Königs sey; aber er antwortete dem Schmeichler: Alles, was du an mir hochschätzest, achte ich für nichts, das ist Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige. Die Hoheit ist kein Erbgut, sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Kinder aus adelichen — aus angesehenen bürgerlichen Familien, daß sie auf ihre Ahnen — auf ihre vornehmen Vorfahren stolz sind. Verständige junge Personen denken aber gewiß wie König Alphonsus. Wer nicht so denkt, macht sich lächerlich bey allen Klugen. Er ist gleich einem eitlen Menschen, der mit geliehenen Kleidern prahlt. Das Aergste für ihn ist noch dieß, daß er nun selbst keinen Fleiß anwenden wird, eigene Tugenden und Geschicklichkeiten zu erwerben. Er meint genug Ruhm in dem Herkommen von berühmten Vorältern zu haben, und strebt nicht darnach, auch ein liebenswürdiger Mensch zu werden. — —

Demüthig danke Gott, der dein Geschlecht erhob! —
Sieh ihn, und stirbe treu um eignes Tugendlob!

Febberſen.

Pauline und Hannchen.

oder

Beſonnenheit.

Hannchen und Pauline waren zwey Schweſtern, aber in ihren Geſinnungen und ihrer Art zu handeln, ſehr verſchieden.

Pau-

Pauline war ein lustiges Mädchen, voll drolliger Einfälle, und das tadelte niemand. Aber sie war auch bey ihren Handlungen und Reden sehr unbedachtsam, und das tadelten viele. That sie etwas, so that sie es rasch, ohne vorher ernstlich zu überlegen, ob es auch gut, recht und nützlich sey. Sprach sie, so geschah es oft ohne Ueberlegung. Befand sie sich in Gefahr, so blieb sie nicht ruhig, sondern verlor ihre Geistesgegenwart, und wußte sich dann nicht zu helfen.

Viele, die Paulinen von dieser Seite kannten, sagten von ihr, daß es ihr an der nöthigen Besonnenheit fehle, und hie und da hieß sie die unbesonnene Pauline.

Ganz anders handelte Hannchen. Wenn sie etwas vornahm, so fragte sie sich vorerst, ob es auch gut und recht sey; sprach sie, so sprach sie mit Bedacht, befand sie sich in Gefahr, so gerieth sie nicht gleich außer sich, sondern suchte ruhig zu bleiben, und sann auf Mittel, sich aus der Gefahr zu helfen. Daher sagte man von Hannchen, daß sie mit Besonnenheit handle, und nannte sie das besonnene Hannchen.

Einmal fuhren beyde Schwestern mit ihrem Vater nach einer entfernten Stadt, wo dieser einen Freund besuchen wollte. Der Freund nahm die Gäste sehr liebreich auf, und suchte ihnen den Aufenthalt bey ihm so angenehm zu machen als möglich. Eines Tages fuhr er mit ihnen in einen öffentlichen Garten. Hier speisten sie in einer großen Gesellschaft. Nur wenige aus derselben waren Paulinen und Hannchen bekannt; aber alle thaten verbindlich, freundlich und traulich.

Den beyden Schwestern gefiel es in diesem Zirkel sehr wohl. Sie wurden oft mit ins Gespräch gezogen, und sprachen beyde unverhohlen mit, nur daß

Hannchen über alles, was sie sagte, vorerst nachdachte, Pauline aber manches unbedachtsame Wort fallen ließ.

Einer von der Tischgesellschaft brachte die Rede auf einen Herrn Hilmer, von dem viele üble Gerüchte im Umlauf waren. Die beyden Schwestern hatten in ihrer Vaterstadt manches Schlimme von ihm gehört. Hannchen wollte an dem Gespräche Theil nehmen, und das Schlimme, was ihr von Herrn Hilmer zu Ohren gekommen war, wieder erzählen. Allein sie besann sich. Es könnte leicht, dachte sie bey sich, jemand bey Tische sitzen, der mit ihm verwandt ist, und den es kränken würde, wenn ich von Herrn Hilmer nicht vortheilhaft spräche. So dachte Hannchen, und schwieg.

Hätte Pauline nur auch so gedacht! Allein solche Betrachtungen stellte sie nie an, ehe sie sprach. Ohne alle Ueberlegung fing sie an, von Herrn Hilmer viel Schlimmes zu erzählen. Die ganze Gesellschaft blickte mit einer Art von Verlegenheit und Unwillen nach ihr hin; bloß eine Frau wandte sich von ihr weg, und suchte sich mit ihrem Nachbar zu unterhalten.

Paulinens Vater befand sich in der größten Verlegenheit, und winkte ihr zu, stille zu schweigen. Aber sie verstand ihn nicht. An Hilmers Unfällen und Thorheiten, sagte endlich Pauline, soll übrigens seine Frau großentheils selbst Schuld seyn. Ihre Verschwendung ihre —

Um Gottes Willen, sagte eine Frau, die neben Paulinen saß, ganz leise, sprechen Sie nicht weiter. Frau Hilmer ist zugegen, auch befinden sich zwey Brüder und mehrere Anverwandte von ihm unter den Gästen.

Diese Erinnerung setzte Paulinen in die größte Bestürzung. Sie verlor alle Geistesgegenwart, und hatte sie bis jetzt unbedachtsam gesprochen, so handelte sie nun ganz ohne Besonnenheit. Sie wollte sich entschuldigen, und sprach: Was ich von Herrn Hilmer erzählt habe, spricht man in unserer Gegend. Daß seine Frau bey der Sache nicht ganz ohne Schuld sey, habe ich von meinem Vater gehört. Nicht wahr, lieber Vater, Sie haben — —

Einer von den Gästen fiel Paulinen in die Rede, und lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand.

Paulinens Vater wurde durch ihre Unbedachtsamkeit in die größte Verlegenheit gebracht. Er schwieg, und war froh, als man von Tische aufstand. Seine gute Laune war für den ganzen Tag dahin; er ärgerte sich über seine unbesonnene Tochter, und verließ die Gesellschaft früher, als es Anfangs sein Wille gewesen war.

Paulinen konnte er nicht ohne Unwillen ansehen. Wie unbesonnen bist du heute wieder gewesen! sprach er des Abends zu ihr. Wie oft habe ich dich gebethen, ehe du etwas sprichst, etwas zu überlegen, und nicht ohne Bedacht in den Tag hinein zu plaudern. Es ist die größte Unbesonnenheit, in einer Gesellschaft, die man nicht kennt, von einem Manne, von dessen nähern Verhältnissen man nicht unterrichtet ist, böse zu reden. Kann er denn nicht selbst oder ein Freund und Verwandter in der Gesellschaft zugegen seyn? Du triebst deine Unbesonnenheit aber noch weiter. Es fehlte dir so sehr an Fassung und Besonnenheit, daß du auch mich in die größte Verlegenheit setztest. Ich will dir

nicht auseinander setzen, wie sehr du gefehlt hast. Du wirst es wohl selbst einsehen.

Pauline weinte, und bath um Vergebung. Aber der Vater blieb unfreundlich. Was wird die Gesellschaft, sprach er, was wird besonders Frau Hilmer von dir und mir denken? Sie hat uns mit der größten Artigkeit schon gestern für morgen zu Tische bitten lassen. Ich habe die Einladung angenommen. Aber wie kann ich nun bey ihr erscheinen, nachdem du sie auf eine so tadelhafte Weise gekränkt hast!

Lieber Vater, schluchzte Pauline, nehmen Sie nur mich nicht mit. Ich will mich lieber mit trocknem Brote begnügen, als bey Frau Hilmer speisen.

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter in das Zimmer. Er meldete von Frau Hilmer eine Empfehlung. Sie ließe sich entschuldigen, sagte er, daß sie morgen nicht die Ehre haben könne, die Fremden bey sich zu sehen. Es wären Umstände eingetreten, die sie nöthigten, morgen in aller Frühe zu verreisen. — Der Bediente trat ab.

Paulinens Vater wußte sogleich, was dieß zu bedeuten habe. Sieh, sprach er zu ihr, daran ist deine Unbesonnenheit Schuld. Frau Hilmer findet sich gekränkt, und will uns nicht bey sich sehen.

Herr Holmer, so hieß Paulinens und Hannchens Vater, blieb verdrießlich. Er hatte sich noch eine Woche bey seinem Freunde aufhalten wollen, allein er änderte seinen Plan, und trat nach zwey Tagen seine Rückreise an.

Auf dem Wege war er zwar ernsthaft, aber doch liebreich gegen Hannchen. Mit Paulinen sprach er wenig. Einmal wurde es ihm etwas übel. Er stieg aus der Kutsche, und ging zu Fuße. Pauline und Hann-

chen blieben allein im Wagen. Der Vater blieb ein Stück zurück.

Man kam in einen Hohlweg, der einige schlechte Stellen hatte. Die Pferde wurden scheu. Der Kutscher war nicht im Stande, sie im Zaum zu halten. Pauline fing an zu schreyen. Schwester, sprach Hannchen, sey nur nicht gleich außer dir, und verliere die Besonnenheit nicht. Stürzt die Kutsche um, so halten wir uns an der entgegengesetzten Seite fest an. Nur herausspringen dürfen wir nicht.

Pauline verstand vor Angst nicht, was die Schwester sprach. Die Kutsche drohte mehrmals umzustürzen. Pauline schrie, schlug die Kutschenthüre auf, und sprang hinaus. Was schon vielen tausend Reisenden widerfahren ist, widerfuhr auch ihr. Sie that einen unglücklichen Sprung, und brach das Bein. Bewußtlos blieb sie liegen.

Wenige Schritte von diesem Platze wurde die Kutsche wirklich umgeworfen. Hannchen, die besonnen blieb, verhielt sich bey diesem Umsturze so vorsichtig, daß sie nur einen kleinen Stoß an den rechten Arm bekam, der nichts zu bedeuten hatte.

Herr Holmer sah von ferne das Unglück. Er eilte herbey. Pauline befand sich in einem bejammernswerthen Zustande. — In dem nächsten Orte wurde sogleich ein Wundarzt zu Hülfe gerufen. Er verband das gebrochene Bein. Pauline litt dabey heftige Schmerzen, und betrübte sich darüber sehr. Die gute Folge hatte dieses Unglück für Pauline, daß sie nun auf sich aufmerksamer war. Ihr unbesonnenes Wesen verschwand, und sie glich nun ihrer verständigen, besonnenen Schwester Hannchen. Daher kam es auch, daß sich für sie eine glückliche Heirath fand.

Hannchen blieb sich in ihren guten Eigenschaften immerfort gleich. Nie ließ sie sich eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen. Ihr besonnenes Wesen rettete sie in manchen Gefahren. Sie war bereits mehrere Jahre glücklich verheirathet, und Mutter von zwey Kindern, als in einer Nacht, gerade als ihr Mann verreist war, in der Nähe ihrer Wohnung ein Feuer ausbrach, das mit schneller Gewalt um sich griff. Sie wurde geweckt. Alles im Hause war in der größten Verwirrung, alles lief durcheinander, und schrie.

Hannchen verlor ihre Fassung nicht. Mit großer Besonnenheit rief sie ihre Leute zusammen, und forderte sie auf, ruhig zu seyn. Sie ließ nun ihre kostbarsten Sachen in den Keller bringen, die Leute im Hause mußten Wasser auf den Boden tragen, und sich bereit halten, das Feuer, wenn es das Haus ergreifen sollte, schnell zu löschen. Ihre zwey Kinder hatte sie bereits um sich. Als sich das Feuer ihrer Wohnung näherte, entfernte sie sich mit dem Kostbarsten, das sie besaß, mit ihren Kindern, und brachte diese in Sicherheit. Durch ihre verständigen Anordnungen hatte sie so viel bewirkt, daß die Leute, die sich auf dem Boden befanden, das Feuer nicht weiter ließen; und so wurde durch Hannchens Besonnenheit nicht nur ihr Haus, sondern vielleicht die ganze Stadt vom Untergange gerettet.

Hätten wir in der Welt doch lauter Hannchen! Schon in der frühen Jugend muß man sich ihre Tugenden zu eigen machen.

Glatz.

Der Jüngling, der seinen Fehler erkannte, und sich besserte.

Polemo, — einer der berühmtesten Philosophen und der rechtschaffensten Männer zu Athen, war zuerst ein sehr gottloser und liederlicher Jüngling. Als er einstmal die Nacht durch mit bösen Buben gesoffen und auf den Gassen gelärmt hatte, und erst am hellen Morgen nach Hause kehrte, sahe er die Thüre des Philosophen Xenocrates offen stehen. Noch vom Weine berauscht, und in einem unanständigen, verwilderten Anzuge taumelte er in den Hörsaal desselben, welcher schon so frühe von einer zahlreichen Versammlung angesehner und gelehrter Männer angefüllt war. Er hatte die Unverschämtheit, sich mitten unter sie hinzusetzen, und sie durch allerhand Thorheiten und Grobheiten zu beleidigen. Die ganze ehrwürdige Versammlung ließ ihren gerechten Unwillen merken. Allein Xenocrates blieb ruhig und in seiner vorigen Ernsthaftigkeit; doch änderte er den Inhalt seiner Rede, und fing nun an, von den Tugenden der Sittsamkeit und Mäßigkeit zu sprechen. Er schilderte den großen Werth und Nutzen derselben in der Gegenwart des wilden Jünglings mit so lebhaften und ins Herz dringenden Worten, daß Polemo stille wurde — aufmerksam zuhörte, und nun gerührt zu werden schien. Er nahm den Kranz, den er noch aus der Trinkgesellschaft auf dem Kopfe hatte, herunter, — seine Gebehrden und Stellungen des Leibes wurde anständiger, — die wilde Lustigkeit in seinem Gesichte verschwand, und jeder nahm darin Ernst und Bekümmernis wahr. Mit solcher veränderten Gesinnung ging er nach Hause, und dachte über alle Worte des

Xenocrates nach, die ihn betroffen hatten. Dieß hatte für ihn den großen Nutzen, daß er von diesem Tage an alle Schwelgerey und Unmäßigkeit vermied. Er wurde ein sehr fleißiger, eingezogner Jüngling, gewann Tugend und Ehrbarkeit über alles lieb, und erwarb sich den Ruhm eines sehr weisen und redlichen Mannes.

Feddersen.

Judith.

Ernst hatte ein Schwesterchen bekommen. Dieß machte ihm große Freude. Vergnügt lief er im Hause herum, und rief: Ich habe eine kleine Schwester bekommen! ich habe eine kleine Schwester bekommen!

Sein Vater kam dazu, und freute sich über die Freude des kleinen Ernst.

Lieber Vater, sprach Ernst, jetzt soll es mir bald besser gehn! Jetzt bin ich nicht mehr allein; ich habe eine Schwester; die wird bald groß, und spielt mit mir, springt mit mir auf die Wiese, und pflückt Blumen, an den Teich und füttert die Fische, in den Wald und saammelt Beeren. Das soll eine Lust geben, Vater!

Einen Tag darauf sollte die kleine Schwester in der Kirche getauft werden. Der Vater erklärte Ernsten, was bey der Taufe zu geschehen pflege. Deine Schwester, sagte er, wird dabey einen Nahmen bekommen.

So? rief Ernst. O sag' es mir, lieber Vater, wie soll sie heißen?

Wie sie heißen soll? sagte der Vater. Wahrscheinlich — —

Ach nur nicht Judith! nur nicht Judith! rief in einem bittenden Tone der kleine Ernst.

Der Vater verwunderte sich darüber. Gefällt dir denn der Nahme Judith nicht, mein Sohn? fragte er.

Ich mag ihn nicht leiden! rief Ernst.

Ich möchte wohl wissen, warum du ihn nicht leiden magst? sprach der Vater; du hattest doch immer Nachbars Judith lieb.

Ach, lieber Vater, sagte Ernst, die ist eben die Ursache, warum ich den Nahmen nicht leiden mag. Ich will dir alles sagen. — Sonst hatte ich die Judith immer recht gern; sie war so sanft und still und freundlich. Jetzt ist sie es aber nicht mehr. Denke nur, neulich baute ich an meinem Hause; da kam sie heimlich herbey geschlichen, und zupfte mich an den Haaren. Ich drehe mich um, und sage: Judith, das ist recht unartig von dir. Da wird sie böse, lacht mir ins Gesicht, und heißt mich eine falsche Katze.

Das ist nicht fein, sprach der Vater! Aber vielleicht war es nicht so böse gemeint?

Nein, lieber Vater! es war wirklich böse gemeint; das konnt' ich ihr deutlich ansehen. Seit der Zeit macht sie sich über mich oft lustig. Erst heute noch ging ich bey ihrem Hause vorbey, sie stand am Fenster, und machte mir häßliche Fratzen zu, dann rief sie zwey andere Mädchen herbey, machte einen Katzenbuckel, und lachte mich aus.

Das wäre sehr unartig von ihr, sprach der Vater! du bist doch immer so gefällig gegen sie gewesen.

Ja, sieh, Vater, versetzte Ernst, und Thränen traten ihm in die Augen, wenn ich ihr nicht immer

so gut gewesen wäre, so würde mich ihr unartiges Betragen nicht so schmerzen; aber daß sie so undankbar —

Ernst konnte nicht weiter. Sein gutes Herz war zu gerührt. Der Vater suchte ihn zu beruhigen.

Ach, wenn das nur alles wäre! fuhr Ernst fort; aber Judith hat noch mehr gethan, was unrecht und häßlich ist. Du weißt, Vater! wie sehr sie Herr Ehrmann, ihr Lehrer, immer liebte. Was er ihr nur an den Augen ansah, das that er ihr zu Gefallen; kam ihr Geburtstag, so schenkte er ihr etwas; ging er in die Stadt, so brachte er seiner lieben Judith, wie er sie nannte, immer etwas mit; beging sie einen Fehler, so machte er sie sanft und liebreich darauf aufmerksam, kurz, er erwies ihr alle Liebe und Freundschaft. Und, denke nur, Judith ist dafür so undankbar, daß sie vor kurzem ihren Lehrer recht mit Absicht auf eine häßliche Art zu kränken suchte. Es war ein schöner Tag. Herr Ehrmann will Judithen eine Freude machen, und geht mit ihr und einer ihrer Freundinnen in den Wald spazieren. Hier wird Judith sehr wild, balgt sich mit der Freundinn, und führt unanständige Reden. Der Lehrer ermahnt sie liebreich, dieß zu unterlassen. Aber Judith achtet nicht darauf, und treibt ihre Unarten immer weiter. Da wird Herr Ehrmann unwillig und sagt, daß ein so unbescheidenes Betragen einem Mädchen zur Schande gereiche. Da hätte man nun denken sollen, Judith werde sich tief in die Seele schämen. Aber, nein! sie schämte sich nicht; sondern guckte ihre Freundinn seitwärts an, und lachte in Einem fort. Man sah es Herrn Ehrmann deutlich an, daß ihm dieß innerlich sehr wehe that.

Das wäre ja ein häßliches Mädchen, wenn dieß alles wahr wäre; sagte der Vater. Ich kann mir nichts häßlicheres vorstellen, wenn ein Kind derjenigen spottet, die ihm Gutes erwiesen haben. Wenn dieß vollends ein Kind gegen seinen Lehrer thut — ey, pfui! das kann kein guter Mensch lieb haben. Und wenn ein Kind sich über seinen Fehler nicht mehr schämen kann, ach, das ist dann ein verächtliches Geschöpf! Das fühlst du wohl, mein lieber Sohn! O mache dich nie durch solche böse Unarten verächtlich. Sey immer dankbar gegen die, die dir Gutes erweisen, besonders gegen deine Eltern und Lehrer.

Ernst ergriff des Vaters Hand und küßte sie. Nicht wahr, Vater! meine kleine Schwester soll nicht Judith heißen? sagte er. Ach, wenn sie den Nahmen Judith bekommt, so wird sie mich immer an Nachbars Judith erinnern, und das wird mich betrüben.

Mein lieber Sohn, versetzte der Vater, weil Nachbars Judith ein schlechtes Mädchen ist: so mußt du nicht gleich auf den Nahmen „Judith" zürnen. Der ist ganz unschuldig. Auf den Nahmen kommt es nicht an. Es gibt in der Welt, in Lübeck, Hamburg, Berlin, Petersburg, Kopenhagen, Frankfurt, Neu-Wied, Altona, Leipzig, Nürnberg, Wien, Preßburg, Oedenburg, Dresden, Prag, Coburg, Erfurt, und anderwärts gewiß so manches gute, edle Mädchen, das Judith heißt. Du bist ein guter Ernst, aber vielleicht gibt es hie und da auch einen schlimmen Ernst; sollte man aber auf den Nahmen Ernst böse werden?

Ernst schwieg. Seine kleine Schwester wurde getauft. Sie erhielt den Nahmen Louise Wilhelmine. Darüber hüpfte Ernst vor Freude. „Wenn sie

nur nicht Judith heißt! rief er; denn Nachbars unartige Judith mag ich durchaus nicht leiden.

Bald darauf fuhr Herr Sommerthal — so hieß Ernstens Vater — in eine nahe Stadt. Ernst bath ihn, daß er ihn mitnehmen sollte. Der Vater erfüllte seine Bitte.

Nach zwey Stunden kam man in der Stadt an. Hier stiegen Vater und Sohn in dem Gasthofe „zum Eichhorn" ab, und gingen bald darauf aus, um einen Freund zu besuchen.

Als sie auf den Markt kamen, sahen sie einen Zusammenlauf von Kindern, Knaben und Mädchen. Auch hörten sie ein klägliches Geschrey.

Was mag da vorgefallen seyn? sagte Herr Sommerthal; komm', Ernst, wir wollen zusehen, vielleicht können wir helfen.

Sie kamen bald auf den Platz, wo der Haufe von Kindern stand. Hier sahen sie in der Mitte ein sechsjähriges Mädchen, dem das Blut sehr stark aus der Nase lief. Die Kleider desselben waren voll Blutflecke.

Sey still, liebe Judith! sagte ein größeres Mädchen; es hat nichts zu bedeuten, das Blut wird bald aufhören zu laufen.

Das blutende Mädchen wurde nun stiller. Man fragte es, was ihm begegnet sey. Schluchzend gab es zur Antwort: Ich komme von meiner Großmutter; — da begegnete mir Hillers Ernst, — hält mir das eine Bein vor, so daß ich hier auf den Stein falle; ach, mein Kopf! mein Kopf!

„Es ist Ernst!“ rief einer von den Knaben. „Es ist Ernst!“ riefen auch die andern; „der macht lauter dumme Streiche!“

Diese Worte fielen dem kleinen Ernst Sommerthal aufs Herz. Er schlug die Augen nieder, ergriff den Vater bey der Hand, und gab ihm zu verstehen, daß er weiter gehen sollte.

Die kleine blutende Judith wurde zu einem Brunnen geführt, wo sie ihr Gesicht wusch, und dann zu ihren Eltern ging.

Nun was denkst du dir bey dieser Geschichte, mein Sohn? fragte Herr Sommerthal den kleinen Ernst, der ganz still und ernst neben ihm einherschritt.

Das ist ein häßlicher Bube, der Ernst Hiller! sagte er. Daß er Ernst heißen muß! Mir ärgert mich das!

Das darf dich nicht im geringsten ärgern, mein Sohn! versetzte der Vater. Auf den Nahmen kommt es bey einem Menschen nicht an, sondern auf das, was er thut. Das mußt du nun wohl einsehen. Wenn man auf den Nahmen Ernst böse würde, weil ein leichtsinniger Knabe so heißt; wenn man dich, weil du auch Ernst heißest, deßhalb nicht leiden könnte, wäre das nicht unrecht? würde dich das nicht schmerzen?

Ernst konnte nichts dagegen sagen; aber unangenehm blieb es ihm doch, daß ein so unbesonnener Knabe, wie Hiller, Ernst hieß.

Herr Sommerthal kam eines Tages mit seinem Nachbar zusammen. Er erzählte ihm, was er von seiner Tochter, der unartigen Judith wußte.

Ach, lieber Freund, sagte der Nachbar, ich weiß wohl, daß Judith seit einiger Zeit nicht mehr das gu-

te Mädchen ist, das sie sonst war. Wenn ich sie damahls ansah, so freute sich mein Herz; seh' ich sie jetzt an, so blutet mir mein Herz. Ich weiß nicht, wie sich das Mädchen auf einmahl so sehr verändern konnte!

Als ihn Herr Sommerthal verlassen hatte, rief er Judithen zu sich. Sie hörte ihn lange nicht, denn sie lachte eben mit einer Gespielinn so laut und stark, daß sie des Vaters Stimme gar nicht vernehmen konnte.

Der Vater machte ihr Vorstellungen. Judith schien gerührt, aber kaum war sie aus des Vaters Stube, so ging das laute Gelächter, das einem Mädchen so übel läßt, von neuem an.

Drey Tage darauf wurde plötzlich die Mutter sehr krank. Judith blieb dabey ziemlich gleichgültig; denn sie glaubte, es habe weiter nicht viel zu bedeuten.

Die kranke Mutter sah das kalte Betragen ihrer Tochter, und grämte sich darüber. Gott! sagte sie, ich habe sie immer so zärtlich geliebt, und sie nimmt jetzt so wenig Theil an mir!

Judith merkte es nicht, wie ihre Mutter sich über sie betrübte, und blieb gleichgültig und kalt.

Judith! sagte die Mutter, willst du mir wohl zu dem Vater in den Garten springen, und ihm sagen, daß ich mich übel befinde, und daß er bald wiederkehren möchte.

Ist denn nicht Lotte zu Hause? Die ist größer als ich, die kann hingehen! sagte Judith.

Lottchen ist ausgegangen, sagte die kranke Mutter; sieh, Judith, du willst mir nicht einmal so einen kleinen Gefallen erweisen! Das schmerzt mich sehr.

Ich habe, sprach Judith ärgerlich, eben angefangen, die Perlen anzureihen, und nun muß ich alles stehen und liegen lassen!

Unwillig sprang sie auf, stürzte zornig aus der Stube, und schlug die Thüre hinter sich gewaltig zu.

Die arme kranke Mutter erschrak. So hatte sich Judith gegen sie noch nie betragen. Sie weinte bittre Thränen, und ihr Herz wollte vor Wehmuth vergehen. O Judith! Judith! schluchzte sie, wenn du mich nicht mehr hast, wenn ich im Grabe liege, dann wird es dich gereuen, deine Mutter so betrübt zu haben!

Schluchzend fand sie der Vater. Er fragte sie, was ihr zugestoßen sey; sie zog ihn an sich; er hörte ihr Herz unruhiger und stärker klopfen; sie weinte fort; aber sie schwieg.

In der folgenden Nacht schlief sie sehr unruhig. Mehrmahls fieng sie an laut aufzuschreyen: Judith! Judith! meine Tochter!

Zwey Tage darauf verfiel die betrübte Mutter in ein starkes Fieber. Der Arzt, der zu Hülfe gerufen wurde, sagte ganz leise zu ihrem Manne, daß die Krankheit sehr gefährlich sey.

Judithens Vater wurde traurig. Er hatte seine Frau ungemein lieb. Ach, sagte er, wenn sie mir schon jetzt dahin stirbt, so bin ich ein unglücklicher Mann! was soll aus mir, was soll aus meinen Kindern werden!

Jetzt erst sah Judith, daß sie in Gefahr sey, ihre Mutter zu verlieren, und jetzt fing sie an, anderes Sinnes zu werden. Es kam ihr all' das Gute ins Gedächtniß, das ihr die Mutter erwiesen hatte. Ach, sie hat mich immer so sehr geliebt! sagte sie traurig, sie hat mich sorgfältig gepflegt und unterrichtet, hat

Hannchen blieb sich in ihren guten Eigenschaften immerfort gleich. Nie ließ sie sich eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen. Ihr besonnenes Wesen rettete sie in manchen Gefahren. Sie war bereits mehrere Jahre glücklich verheirathet, und Mutter von zwey Kindern, als in einer Nacht, gerade als ihr Mann verreist war, in der Nähe ihrer Wohnung ein Feuer ausbrach, das mit schneller Gewalt um sich griff. Sie wurde geweckt. Alles im Hause war in der größten Verwirrung, alles lief durcheinander, und schrie.

Hannchen verlor ihre Fassung nicht. Mit großer Besonnenheit rief sie ihre Leute zusammen, und forderte sie auf, ruhig zu seyn. Sie ließ nun ihre kostbarsten Sachen in den Keller bringen, die Leute im Hause mußten Wasser auf den Boden tragen, und sich bereit halten, das Feuer, wenn es das Haus ergreifen sollte, schnell zu löschen. Ihre zwey Kinder hatte sie bereits um sich. Als sich das Feuer ihrer Wohnung näherte, entfernte sie sich mit dem Kostbarsten, das sie besaß, mit ihren Kindern, und brachte diese in Sicherheit. Durch ihre verständigen Anordnungen hatte sie so viel bewirkt, daß die Leute, die sich auf dem Boden befanden, das Feuer nicht weiter ließen; und so wurde durch Hannchens Besonnenheit nicht nur ihr Haus, sondern vielleicht die ganze Stadt vom Untergange gerettet.

Hätten wir in der Welt doch lauter Hannchen! Schon in der frühen Jugend muß man sich ihre Tugenden zu eigen machen.

Glatz.

Der Jüngling, der seinen Fehler erkannte, und sich besserte.

Polemo, — einer der berühmtesten Philosophen und der rechtschaffensten Männer zu Athen, war zuerst ein sehr gottloser und liederlicher Jüngling. Als er einstmal die Nacht durch mit bösen Buben gesoffen und auf den Gassen gelärmt hatte, und erst am hellen Morgen nach Hause kehrte, sahe er die Thüre des Philosophen Xenocrates offen stehen. Noch vom Weine berauscht, und in einem unanständigen, verwilderten Anzuge taumelte er in den Hörsaal desselben, welcher schon so frühe von einer zahlreichen Versammlung angesehner und gelehrter Männer angefüllt war. Er hatte die Unverschämtheit, sich mitten unter sie hinzusetzen, und sie durch allerhand Thorheiten und Grobheiten zu beleidigen. Die ganze ehrwürdige Versammlung ließ ihren gerechten Unwillen merken. Allein Xenocrates blieb ruhig und in seiner vorigen Ernsthaftigkeit; doch änderte er den Inhalt seiner Rede, und fing nun an, von den Tugenden der Sittsamkeit und Mäßigkeit zu sprechen. Er schilderte den großen Werth und Nutzen derselben in der Gegenwart des wilden Jünglings mit so lebhaften und ins Herz dringenden Worten, daß Polemo stille wurde — aufmerksam zuhörte, und nun gerührt zu werden schien. Er nahm den Kranz, den er noch aus der Trinkgesellschaft auf dem Kopfe hatte, herunter, — seine Gebehrden und Stellungen des Leibes wurde anständiger, — die wilde Lustigkeit in seinem Gesichte verschwand, und jeder nahm darin Ernst und Bekümmerniß wahr. Mit solcher veränderten Gesinnung ging er nach Hause, und dachte über alle Worte des

Xenocrates nach, die ihn betroffen hatten. Dieß hatte für ihn den großen Nutzen, daß er von diesem Tage an alle Schwelgerey und Unmäßigkeit vermied. Er wurde ein sehr fleißiger, eingezogner Jüngling, gewann Tugend und Ehrbarkeit über alles lieb, und erwarb sich den Ruhm eines sehr weisen und redlichen Mannes.

Feddersen.

Judith.

Ernst hatte ein Schwesterchen bekommen. Dieß machte ihm große Freude. Vergnügt lief er im Hause herum, und rief: Ich habe eine kleine Schwester bekommen! ich habe eine kleine Schwester bekommen!

Sein Vater kam dazu, und freute sich über die Freude des kleinen Ernst.

Lieber Vater, sprach Ernst, jetzt soll es mir bald besser gehn! Jetzt bin ich nicht mehr allein; ich habe eine Schwester; die wird bald groß, und spielt mit mir, springt mit mir auf die Wiese, und pflückt Blumen, an den Teich und füttert die Fische, in den Wald und saumelt Beeren. Das soll eine Lust geben, Vater!

Einen Tag darauf sollte die kleine Schwester in der Kirche getauft werden. Der Vater erklärte Ernsten, was bey der Taufe zu geschehen pflege. Deine Schwester, sagte er, wird dabey einen Nahmen bekommen.

So? rief Ernst. O sag' es mir, lieber Vater, wie soll sie heißen?

Wie sie heißen soll? sagte der Vater. Wahrscheinlich — —

Ach nur nicht Judith! nur nicht Judith! rief in einem bittenden Tone der kleine Ernst.

Der Vater verwunderte sich darüber. Gefällt dir denn der Nahme Judith nicht, mein Sohn? fragte er.

Ich mag ihn nicht leiden! rief Ernst.

Ich möchte wohl wissen, warum du ihn nicht leiden magst? sprach der Vater; du hattest doch immer Nachbars Judith lieb.

Ach, lieber Vater, sagte Ernst, die ist eben die Ursache, warum ich den Nahmen nicht leiden mag. Ich will dir alles sagen. — Sonst hatte ich die Judith immer recht gern; sie war so sanft und still und freundlich. Jetzt ist sie es aber nicht mehr. Denke nur, neulich baute ich an meinem Hause; da kam sie heimlich herbey geschlichen, und zupfte mich an den Haaren. Ich drehe mich um, und sage: Judith, das ist recht unartig von dir. Da wird sie böse, lacht mir ins Gesicht, und heißt mich eine falsche Katze.

Das ist nicht fein, sprach der Vater! Aber vielleicht war es nicht so böse gemeint?

Nein, lieber Vater! es war wirklich böse gemeint; das konnt' ich ihr deutlich ansehen. Seit der Zeit macht sie sich über mich oft lustig. Erst heute noch ging ich bey ihren Hause vorbey, sie stand am Fenster, und machte mir häßliche Fratzen zu, dann rief sie zwey andere Mädchen herbey, machte einen Katzenbuckel, und lachte mich aus.

Das wäre sehr unartig von ihr, sprach der Vater! du bist doch immer so gefällig gegen sie gewesen.

Ja, sieh, Vater, versetzte Ernst, und Thränen traten ihm in die Augen, wenn ich ihr nicht immer

so gut gewesen wäre, so würde mich ihr unartiges Betragen nicht so schmerzen; aber daß sie so undankbar —

Ernst konnte nicht weiter. Sein gutes Herz war zu gerührt. Der Vater suchte ihn zu beruhigen.

Ach, wenn das nur alles wäre! fuhr Ernst fort; aber Judith hat noch mehr gethan, was unrecht und häßlich ist. Du weißt, Vater! wie sehr sie Herr Ehrmann, ihr Lehrer, immer liebte. Was er ihr nur an den Augen ansah, das that er ihr zu Gefallen; kam ihr Geburtstag, so schenkte er ihr etwas; ging er in die Stadt, so brachte er seiner lieben Judith, wie er sie nannte, immer etwas mit; beging sie einen Fehler, so machte er sie sanft und liebreich darauf aufmerksam, kurz, er erwies ihr alle Liebe und Freundschaft. Und, denke nur, Judith ist dafür so undankbar, daß sie vor kurzem ihren Lehrer recht mit Absicht auf eine häßliche Art zu kränken suchte. Es war ein schöner Tag. Herr Ehrmann will Judithen eine Freude machen, und geht mit ihr und einer ihrer Freundinnen in den Wald spazieren. Hier wird Judith sehr wild, balgt sich mit der Freundinn, und führt unanständige Reden. Der Lehrer ermahnt sie liebreich, dieß zu unterlassen. Aber Judith achtet nicht darauf, und treibt ihre Unarten immer weiter. Da wird Herr Ehrmann unwillig und sagt, daß ein so unbescheidenes Betragen einem Mädchen zur Schande gereiche. Da hätte man nun denken sollen, Judith werde sich tief in die Seele schämen. Aber, nein! sie schämte sich nicht; sondern guckte ihre Freundinn seitwärts an, und lachte in Einem fort. Man sah es Herrn Ehrmann deutlich an, daß ihm dieß innerlich sehr weh that.

Das wäre ja ein häßliches Mädchen, wenn dieß alles wahr wäre; sagte der Vater. Ich kann mir nichts häßlicheres vorstellen, wenn ein Kind derjenigen spottet, die ihm Gutes erwiesen haben. Wenn dieß vollends ein Kind gegen seinen Lehrer thut — ey, pfui! das kann kein guter Mensch lieb haben. Und wenn ein Kind sich über seinen Fehler nicht mehr schämen kann, ach, das ist dann ein verächtliches Geschöpf! Das fühlst du wohl, mein lieber Sohn! O mache dich nie durch solche böse Unarten verächtlich. Sey immer dankbar gegen die, die dir Gutes erweisen, besonders gegen deine Eltern und Lehrer.

Ernst ergriff des Vaters Hand und küßte sie. Nicht wahr, Vater! meine kleine Schwester soll nicht Judith heißen? sagte er. Ach, wenn sie den Nahmen Judith bekommt, so wird sie mich immer an Nachbars Judith erinnern, und das wird mich betrüben.

Mein lieber Sohn, versetzte der Vater, weil Nachbars Juditth ein schlechtes Mädchen ist: so mußt du nicht gleich auf den Nahmen „Juditth" zürnen. Der ist ganz unschuldig. Auf den Nahmen kommt es nicht an. Es gibt in der Welt, in Lübeck, Hamburg, Berlin, Petersburg, Koppenhagen, Frankfurt, Neu-Wied, Altona, Leipzig, Nürnberg, Wien, Preßburg, Oedenburg, Dresden, Prag, Coburg, Erfurt, und anderwärts gewiß so manches gute, edle Mädchen, das Judith heißt. Du bist ein guter Ernst, aber vielleicht gibt es hie und da auch einen schlimmen Ernst; sollte man aber auf den Nahmen Ernst böse werden?

Ernst schwieg. Seine kleine Schwester wurde getauft. Sie erhielt den Nahmen Louise Wilhelmine. Darüber hüpfte Ernst vor Freude. „Wenn sie

nur nicht Judith heißt! rief er; denn Nachbars unartige Judith mag ich durchaus nicht leiden.

Bald darauf fuhr Herr Sommerthal — so hieß Ernstens Vater — in eine nahe Stadt. Ernst bath ihn, daß er ihn mitnehmen sollte. Der Vater erfüllte seine Bitte.

Nach zwey Stunden kam man in der Stadt an. Hier stiegen Vater und Sohn in dem Gasthofe „zum Eichhorn" ab, und gingen bald darauf aus, um einen Freund zu besuchen.

Als sie auf den Markt kamen, sahen sie einen Zusammenlauf von Kindern, Knaben und Mädchen. Auch hörten sie ein klägliches Geschrey.

Was mag da vorgefallen seyn? sagte Herr Sommerthal; komm', Ernst, wir wollen zusehen, vielleicht können wir helfen.

Sie kamen bald auf den Platz, wo der Haufe von Kindern stand. Hier sahen sie in der Mitte ein sechsjähriges Mädchen, dem das Blut sehr stark aus der Nase lief. Die Kleider desselben waren voll Blutflecke.

Sey still, liebe Judith! sagte ein größeres Mädchen; es hat nichts zu bedeuten, das Blut wird bald aufhören zu laufen.

Das blutende Mädchen wurde nun stiller. Man fragte es, was ihm begegnet sey. Schluchzend gab es zur Antwort: Ich komme von meiner Großmutter; — da begegnete mir Hillers Ernst, — hält mir das eine Bein vor, so daß ich hier auf den Stein falle; ach, mein Kopf! mein Kopf!

„Es ist Ernst!“ rief einer von den Knaben. „Es ist Ernst! “riefen auch die andern; „der macht lauter dumme Streiche!“

Diese Worte fielen dem kleinen Ernst Sommerthal aufs Herz. Er schlug die Augen nieder, ergriff den Vater bey der Hand, und gab ihm zu verstehen, daß er weiter gehen sollte.

Die kleine blutende Judith wurde zu einem Brunnen geführt, wo sie ihr Gesicht wusch, und dann zu ihren Eltern ging.

Nun was denkst du dir bey dieser Geschichte, mein Sohn? fragte Herr Sommerthal den kleinen Ernst, der ganz still und ernst neben ihm einherschritt.

Das ist ein häßlicher Bube, der Ernst Hiller! sagte er. Daß er Ernst heißen muß! Wir ärgert mich das!

Das darf dich nicht im geringsten ärgern, mein Sohn! versetzte der Vater. Auf den Nahmen kommt es bey einem Menschen nicht an, sondern auf das, was er thut. Das mußt du nun wohl einsehen. Wann man auf den Nahmen Ernst böse würde, weil ein leichtsinniger Knabe so heißt; wenn man dich, weil du auch Ernst heißest, deßhalb nicht leiden könnte, wäre das nicht unrecht? würde dich das nicht schmerzen?

Ernst konnte nichts dagegen sagen; aber unangenehm blieb es ihm doch, daß ein so unbesonnener Knabe, wie Hiller, Ernst hieß.

Herr Sommerthal kam eines Tages mit seinem Nachbar zusammen. Er erzählte ihm, was er von seiner Tochter, der unartigen Judith wußte.

Ach, lieber Freund, sagte der Nachbar, ich weiß wohl, daß Judith seit einiger Zeit nicht mehr das gu-

te Mädchen ist, das sie sonst war. Wenn ich sie damahls ansah, so freute sich mein Herz; seh' ich sie jetzt an, so blutet mir mein Herz. Ich weiß nicht, wie sich das Mädchen auf einmahl so sehr verändern konnte!

Als ihn Herr Sommerthal verlassen hatte, rief er Judithen zu sich. Sie hörte ihn lange nicht, denn sie lachte eben mit einer Gespielinn so laut und stark, daß sie des Vaters Stimme gar nicht vernehmen konnte.

Der Vater machte ihr Vorstellungen. Judith schien gerührt, aber kaum war sie aus des Vaters Stube, so ging das laute Gelächter, das einem Mädchen so übel läßt, von neuem an.

Drey Tage darauf wurde plötzlich die Mutter sehr krank. Judith blieb dabey ziemlich gleichgültig; denn sie glaubte, es habe weiter nicht viel zu bedeuten.

Die kranke Mutter sah das kalte Betragen ihrer Tochter, und grämte sich darüber. Gott! sagte sie, ich habe sie immer so zärtlich geliebt, und sie nimmt jetzt so wenig Theil an mir!

Judith merkte es nicht, wie ihre Mutter sich über sie betrübte, und blieb gleichgültig und kalt.

Judith! sagte die Mutter, willst du mir wohl zu dem Vater in den Garten springen, und ihm sagen, daß ich mich übel befinde, und daß er bald wiederkehren möchte.

Ist denn nicht Lotte zu Hause? Die ist größer als ich, die kann hingehen! sagte Judith.

Lottchen ist ausgegangen, sagte die kranke Mutter; sieh, Judith, du willst mir nicht einmal so einen kleinen Gefallen erweisen! Das schmerzt mich sehr.

Ich habe, sprach Judith ärgerlich, eben angefangen, die Perlen anzureihen, und nun muß ich alles stehen und liegen lassen!

Unwillig sprang sie auf, stürzte zornig aus der Stube, und schlug die Thüre hinter sich gewaltig zu.

Die arme kranke Mutter erschrak. So hatte sich Judith gegen sie noch nie betragen. Sie weinte bittre Thränen, und ihr Herz wollte vor Wehmuth vergehen. O Judith! Judith! schluchzte sie, wenn du mich nicht mehr hast, wenn ich im Grabe liege, dann wird es dich gereuen, deine Mutter so betrübt zu haben!

Schluchzend fand sie der Vater. Er fragte sie, was ihr zugestoßen sey; sie zog ihn an sich; er hörte ihr Herz unruhiger und stärker klopfen; sie weinte fort; aber sie schwieg.

In der folgenden Nacht schlief sie sehr unruhig. Mehrmahls fieng sie an laut aufzuschreyen: Judith! Judith! meine Tochter!

Zwey Tage darauf verfiel die betrübte Mutter in ein starkes Fieber. Der Arzt, der zu Hülfe gerufen wurde, sagte ganz leise zu ihrem Manne, daß die Krankheit sehr gefährlich sey.

Judithens Vater wurde traurig. Er hatte seine Frau ungemein lieb. Ach, sagte er, wenn sie mir schon jetzt dahin stirbt, so bin ich ein unglücklicher Mann! was soll aus mir, was soll aus meinen Kindern werden!

Jetzt erst sah Judith, daß sie in Gefahr sey, ihre Mutter zu verlieren, und jetzt fing sie an, anderes Sinnes zu werden. Es kam ihr all' das Gute ins Gedächtniß, das ihr die Mutter erwiesen hatte. Ach, sie hat mich immer so sehr geliebt! sagte sie traurig, sie hat mich sorgfältig gepflegt und unterrichtet, hat

mich so oft an ihr Herz gedrückt, mir erzählt und vorgesungen; wenn ich krank war, ist sie nicht von meinem Bette gewichen — ach, die gute, gute Mutter! Wenn die stirbt, ach, was soll ich armes Mädchen dann machen!

Judith weinte, und setzte sich in einen einsamen Winkel der Stube. Bald kam ihre Großmutter, ging zur Kranken, und fragte sie, wie es ihr gehe.

Die Kranke röchelte. Sehr übel, stammelte sie. O Mutter, ich werde bald die Erde verlassen. —

Mein Kind! mein liebes Kind! schluchzte die Großmutter. O könnt' ich für dich sterben!

Liebe Mutter, sagte die Kranke, ihr habt mir in diesem Leben so viel Gutes erwiesen; habt Dank dafür!

Sie reichte der Mutter die zitternde Hand. Diese drückte die Hand an ihren Mund, und weinte bitterlich. O meine Tochter, sprach sie, du hast mir in meinem Leben viele Freude gemacht; habe Dank dafür!

Der Gatte der Kranken stand am Krankenbette, und weinte. Judith hatte alles mit angesehen und angehört. Die Worte der Großmutter: „O meine Tochter, du hast mir in deinem Leben viele Freude gemacht!" drangen ihr ans Herz. Jetzt kam ihr das unartige Betragen ein, das sie sich erst vor ein Paar Tagen gegen die Mutter erlaubt hätte. Sie schluchzte laut, sprang auf von ihrem Sitze, stürzte ans Krankenbett, und fiel vor demselben nieder.

Judith! sagte die Mutter mit gebrochener Stimme, Judith, was ist dir?

Judith jammerte. Mutter! Mutter! rief sie, kannst du mir verzeihen? Ach, ich habe dich sehr betrübt! O vergib mir, vergib mir!

Judith sprang auf und legte sich über die Mutter hin, und die Mutter umschlang sie mit ihrem schwachen Arme, und drückte sie an ihr Herz. Ein kalter Schweiß trat auf die Stirne der Kranken. Sie kämpfte mit dem Tode. Judith, röchelte sie, ich verzeihe — Jetzt hohlte sie tief Athem; ihr Arm zuckte; noch ein tiefer Seufzer, und die gute Mutter war todt.

Judith war vor Schrecken außer sich. Sie jammerte laut, rief der gestorbenen Mutter zu, sie sollte aufwachen, sie wolle in Zukunft eine gute, dankbare Tochter seyn; hing fest an der Entschlummerten, und konnte nur mit Mühe von ihrem erkalteten Herzen gerissen werden.

Alles wehklagte um die Verstorbene. Bald aber entstand in dem Zimmer eine graufe Stille. Es kamen viele Menschen, um die Gestorbene zu sehen; still traten sie ins Zimmer, still verließen sie es, mit Thränen in den Augen.

Judith wollte vor Schmerz vergehen. Eben so traurig als sie, war auch Lottchen, ihre Schwester. Der Vater suchte sie zu trösten; aber sie blieben tief betrübt.

Nach zwey Tagen ward der Körper der Verstorbenen in ein kühles Grab gesenkt. Judith und Lottchen begleiteten ihn mit ihren Thränen. Ach, sagte Lottchen, das Kind, dem eine so gute Mutter stirbt, ist ein sehr unglückliches Kind, und Judith sank an ihre Brust, und weinte bitterlich.

Judith konnte sich über den Tod ihrer Mutter nicht zufrieden geben. Alles, was sie nur im Hause ansah, erinnerte sie an die Mutter, und wenn sie an

sie dachte, traten ihr die Thränen in die Augen und sie weinte.

Ach, sagte sie jetzt oft, wenn ich ihr doch, da sie noch lebte, mehr Freude gemacht, wenn ich sie doch nicht betrübt hätte! Wäre sie noch am Leben, wie ganz anders wollte ich mich jetzt gegen sie betragen!

Ihr Vater suchte nach einigen Tagen den Schrank seiner Frau durch. In einem Schiebkästchen fand er ein schön gesticktes Tuch, in welchem der Nahme Judith sauber ausgenäht war. Jetzt erinnerte er sich, daß seine verstorbene Frau ihrer Tochter an dem Geburtstage derselben damit ein Geschenk machen wollte.

Judith! rief er, komm her. — Sieh', dieses Tuch hatte deine gute Mutter für dich bestimmt. Da hast du es, heb' es auf als ein heiliges Andenken.

Judith küßte das Tuch, benetzte es mit ihren Thränen, und legte es in ihr Schränkchen. Oft nahm sie es wieder hervor, besah es, und erinnerte sich mit dankbarem Herzen an die Mutter. Als ihr Geburtstag kam, nahm sie es um, und trat mit ausgeweinten Augen in die Stube des Vaters. Liebreich kam er ihr entgegen, und faßte sie sanft bey der Hand. Was ist dir, meine Tochter? sagte er, und Judith fing an zu schluchzen, und sank ihm zitternd an das väterliche Herz. Nur weinen, nicht sprechen konnte sie. Den Vater rührte ihr Anblick. Er schlang seine Arme um sie, küßte sie, und eine Thräne der Rührung fiel aus seinem Auge.

Meine Tochter! sagte er mit leiser Stimme, meine Tochter!

Judith schluchzte, und schmiegte sich immer fester an des Vaters Brust.

Du hast noch einen Vater! sagte er bewegt. Tröste dich, mein Kind! Mein Herz liebt dich väterlich.

Vater! Vater! schluchzte Judith. Mehr konnte sie nicht sprechen, die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Sie verbarg ihr Gesicht an des Vaters Brust, und dieser Tag war für sie ein segenreicher Tag; denn er befestigte sie in ihren guten Vorsätzen.

Es war ein schöner Frühlingstag. Ernst Sommerthal ging in ein kleines Wäldchen. An diesem Wäldchen lag der Gottesacker, und auf diesem das Grab der Mutter von Judith.

Ernst hatte sich in ein Gebüsch gelagert. Auf ein Mahl erblickte er auf dem Gottesacker ein Mädchen. Es war niemand anders, als — Judith. Mit Blumen in der Hand ging sie traurig zum Grabe ihrer Mutter, streute die Blumen darauf und weinte. Ja sie fiel endlich sogar auf ihre Knie und beugte sich nieder, als wenn sie das Grab küssen wollte.

Das sah Ernst, und Judith kam ihm in diesem Augenblicke vor als ein gutes, edles Mädchen.

Judith wurde auch wirklich mit jedem Tage bescheidner, dankbarer, besser! Ernst sah dieß und gewann sie wieder lieb. „Vater, sagte er eines Tages, jetzt ist Judith wieder ein ganz anderes Mädchen; bekomm' ich einmal noch eine kleine Schwester, so mag sie immerhin Judith heißen.“

Glatz.

Christian.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehn, und kam jetzt, um ihn

zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch große Freude bey Christian anzurichten. Er irrte sich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, saß dieser ganz betrübt am Tische, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Ganz unmuthig fragte er, was bringst du mir denn?

Ich will dich besuchen, antwortete Leopold. Ich glaube aber, du siehst mich nicht gerne. Du bist ja so verdrießlich. Bist du etwa krank? oder sind deine Eltern nicht mit dir zufrieden? oder hat dich jemand beleidigt?

Ach nichts von allen diesem, sagte Christian. Ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal das große Stück. Hier die ganze Seite, und auch diese halb. Wenn will ich denn damit fertig werden? da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen.

Wenn du weiter keinen Kummer hast, sagte Leopold, so will ich dir bald helfen. Such nur gleich Dinte, Feder und Papier herbey. Setze dich hin und schreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Dieß habe ich von meinem Herrn Informator gelernt. Dieser sagte mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müsse man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende wäre, so hätte man allemal darüber eine grosse Freude.

Das ist ja aber gar zu viel, fuhr Christian fort. Das kann ich ja unmöglich alles schreiben, sieh nur, eine Seite und noch eine halbe Seite.

Er wurde darüber so wehmüthig, daß er wirklich den Mund verzog, und anfing zu weinen.

Je mehr du zu schreiben hast, Närrchen! antwortete ihm Leopold, desto eher mußt du damit anfangen, und desto länger mußt du daran bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legtest, und das ganze Schnupftuch voll weintest, so würdest du damit doch keine Zeile fertig bringen. Frisch! setze dich hin und schreibe, ich will mich in diese Ecke setzen, und etwas in deinen Büchern lesen, bis du fertig bist.

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Christian that aber einen Seufzer, nahm die Feder und schrieb, und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, desto mehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es, und wurde dadurch geneigt, immer eifriger im Schreiben fortzufahren. Kaum war eine halbe Stunde vorbey, so rief er: Punktum! ich bin fertig! sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und spielte nun noch ein Paar Stunden recht vergnügt mit ihm im Damenbrete.

Salzmann.

Melchior.

Melchior besuchte einmal seinen Freund Ferdinand. Dieser zeigte ihm eine Menge Zeichnungen von Häusern, Thieren und Menschen, die er seit einiger Zeit verfertigt

hatte. Diese gefielen Melchiorn so wohl, daß sogleich in ihm die Begierde entstand, das Zeichnen auch zu erlernen.

Mit dieser Begierde kam er nach Hause, fiel seinem Vater um den Hals, und bath, ihm einen Zeichenmeister zu halten. Der Vater, der seinem Sohn gern so viel Freude machte, als nur möglich, versprach ihm wöchentlich zwey Stunden Unterricht geben zu lassen. Damit war aber Melchior nicht zufrieden, sondern verlangte täglich so viele Stunden.

Der Vater gestand ihm auf sein anhaltendes Bitten täglich eine Stunde zu.

Das war eine herzliche Freude. Melchior war nicht nur in der Stunde sehr aufmerksam, sondern auch ausser derselben. Alle Papiere, die er fand, bemalte er mit Blumen, Früchten, und andern Figuren.

Nach einiger Zeit verglich er seine Zeichnungen mit denen, die Ferdinand verfertigt hatte, und fand, daß diese weit besser waren. Das verdroß ihn. Er machte noch einige Versuche, ihm beyzukommen, da sie ihm aber nicht gelangen, so ward ihm das Zeichnen eine sehr unangenehme Beschäftigung. Er sah den Zeichenmeister mit Widerwillen kommen, machte die aufgegebenen Arbeiten nachläßig, und wenn der Unterricht vorbey war, so ließ er sie ganz aus dem Gedanken.

Unterdessen sah er, daß sein kleiner Nachbar sich ein Taubenhaus angelegt hatte. Er besuchte ihn oft, und sah mit Vergnügen zu, wie sich die Tauben schnäbelten, und ihre Jungen fütterten. Auch so ein Taubenhaus zu haben, schien für ihn das größte Glück.

Er stellte es seinem Vater vor, und erhielt es wirklich von ihm, daß ihm auch ein Taubenhaus gebauet wur-

de. Er leerte seine Sparbüchse aus, und kaufte sich dafür einige Paar schön gezeichnete Trommeltauben.

Diese zogen seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß ihm alle Lust zum Zeichnen verging, und daß der Zeichenmeister darüber so verdrießlich wurde, daß er ihm den Unterricht aufsagte.

Nun brachte er den ganzen Tag bey den Tauben zu, fütterte sie, stand Stunden lang bey den Nestern, und sah zu, wie sie brüteten, sich zankten und schnäbelten. Flog eine weg, so lief er etliche Stunden in der Stadt herum, um sie aufzusuchen.

Dieses Vergnügen würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn er des kleinen Karls Garten nicht gesehen hätte, den dieser sehr artig angelegt, und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bepflanzt hatte. So bald ihm dieser zu Gesicht gekommen war, verlohr sich alle Liebe zu seinen Tauben, und er wünschte nichts mehr, als der Besitzer eines kleinen Blumengartens zu seyn. Sein Vater besaß einen großen Garten, und ließ sich leicht bewegen, ihm einen Theil desselben zur Benutzung abzutreten. Nun war er mit seiner ganzen Seele dabey, arbeitete ihn um, lief bey allen Gärtnern umher, und brachte theils durch Bitten, theils für Geld so viele Gewächse zusammen, daß sein ganzer Garten damit bepflanzt wurde. Er war nun voll. Er setzte sich dabey, betrachtete ihn, hatte seine Freude daran, die aber von Tage zu Tage schwächer wurde.

Einst sah er in dem Garten, der neben dem seinigen war, einen kleinen muntern Knaben wandeln. Er gefiel ihm so wohl, daß er sogleich seine Gesellschaft wünschte, und ihm winkte, in seinen Garten zu kommen. Der Knabe kam, aber seine Gesellschaft war ihm unnütze, denn er war ein junger Franzose, der kein Wort deutsch sprechen konnte.

Dieß erregte in ihm den Wunsch, auch das Französische zu erlernen. Er ersuchte seinen Vater darum, und dieser gestand es ihm mit Vergnügen zu, weil er es als ein Mittel ansah, ihn von seinen Zerstreuungen zurück zu bringen. Er hielt ihm deswegen einen Sprachmeister, dem er so gern zuhörte, daß er schon in der ersten Stunde von ihm lernte, wie man auf französisch guten Morgen, guten Abend, und gute Nacht wünschen, und sich nach des andern Wohlbefinden erkundigen könne.

Er lernte gut lesen, und war in wenigen Wochen so weit, daß er schon ziemlich viele Wörter verstand. Nun kamen aber auch verschiedene Pünktchen, die etwas schwer waren, z. E. die Wörterchen y und en, und verschiedene Redensarten, die von dem Deutschen stark abgingen. Er bekam gegen das Französische einen Widerwillen, zumal da sein kleiner französischer Nachbar mehrentheils nicht verstand, was er mit ihm redete, und dieser auch so geschwind plauderte, daß er von zwanzig Worten kaum eines verstehen konnte.

Er hätte es gern wieder aufgegeben, wenn er nur des Vaters Vorwürfe nicht gefürchtet, und sogleich etwas anders gehabt hätte, mit dem er sich die Zeit hätte vertreiben können.

Dieß fand sich bald. Sein Vater nahm ihn mit in das Concert, wo ein kleiner Violinspieler von zwölf Jahren sich den Beyfall der ganzen Versammlung erwarb, die sie ihm durch ein anhaltendes Händeklatschen zu erkennen gab.

Solch Lob, dachte er, könntest du dir so auch wohl erwerben. Und so leicht — das Herumfahren mit dem Bogen und das Trillern mit den Fingern kann doch gar kein Hexenwerk seyn.

Er theilte seinem Vater seine Gedanken mit, der sie billigte, und versprach, ihm Unterricht im Violinspielen ertheilen zu lassen.

Er fragte zugleich auch, ob ihm der Vater nicht erlauben wollte, daß er sich im Concert dürfe hören lassen? Auch dieß erlaubte ihm der Vater, unter der Bedingung, wenn er recht gut spielen könnte.

Die folgende Woche wurde der Unterricht schon angefangen.

Melchior brachte eine Menuet mit in die Lehrstunde, die er in derselben lernen wollte. Es kam aber daran noch nicht, indem die ganze Stunde damit hingebracht wurde, daß ihm der Lehrmeister zeigte, wie er den Bogen halten müsse. Die übrige ganze Woche wurde darauf verwendet, ihn zu lehren, wie er durch Bewegung der Finger gewisse Töne hervorbringen könne, und er sah ein, daß dieß alles bey weitem so leicht nicht sey, als er sich vorgestellet hatte.

Die folgende Woche erst lernte er einige Noten spielen. Dieß ging so langsam, und er griff dabey so vielmal falsch, daß er wohl einsah, er würde sich noch lange nicht im Concert hören lassen können.

Da bekam er auch dieses Geschäfte satt, und trieb es so nachläßig, daß er es bald gar liegen ließ.

Nun war sein Geburtstag. Sein Vater machte ihm einige Geschenke, erkundigte sich aber auch, was er in dem verflossenen Jahre zu Stande gebracht, und was er gelernt hätte? Da fand sichs nun, daß er zwar vielerley angefangen, aber nichts zu Stande gebracht hatte. Er konnte weder zeichnen noch Französisch reden, noch Violinspielen. Seine Tauben hatten sich theils verflogen, theils waren sie vor Hunger gestorben, und sein Garten war ganz mit Unkraut bedeckt.

Da redete ihn der Vater sehr wehmüthig an, und sagte: Unglücklicher Sohn! du hast ein ganzes Jahr von deinem Leben verloren. Du hast vielerley dir vorgenommen, aber wenig geendigt. Dies kommt daher, weil du durch die Schwierigkeiten, die mit deinen kleinen Geschäften verknüpft waren, dich sogleich ab schrecken ließest. Sey versichert, daß bey bey allen Geschäften, die du anfangen wirst, Schwierigkeiten seyn werden. Wirst du ferner so unbeständig seyn, und deinen Vorsatz gleich fahren lassen, wenn du auf Schwierigkeiten stößest, so wirst du nichts in der Welt ausführen, und am Ende eben so traurig auf dein Leben zurück sehen, als du itzo an das verflossene Jahr denkst.

Melchior wurde gerührt, und versprach, daß er von nun an in seinem Geschäften beständiger seyn wolle. Er soll es auch gehalten haben.

Salzmann.

Das arme betrogene Mädchen.

„Wollen Sie mir denn nicht erlauben," sagte einst die kleine Amalie zu ihrer Mama, daß ich diesen Abend meinen Vetter Heinrich besuchen darf?"

„Dieß kann nicht seyn, mein Kind!" antwortete die Mama.

„Und warum denn nicht?" fragte Amalie weiter.

„Dieß brauche ich dir nicht zu sagen," sprach die Mama. „Ein Kind muß seinen Aeltern allemal gehorchen, ohne erst zu fragen: warum? Damit du aber sehest, daß ich es allemal gut mit dir meine, wann ich dir etwas befehle oder verbiethe,

so will ich dir es sagen. Dein Vetter Heinrich lehret dir nichts Gutes. Ich besorge, du möchtest eine böse, ungerathene Tochter werden, wenn du oft mit ihm umgingest."

„Aber, liebe Mama — "

„Kein Wort mehr," sagte diese, „du weißt, daß ich strenge über meine Befehle halte."

Da wendete sich Amalie weg, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten. Sie setzte sich in einen Winkel, und weinte über eine Viertelstunde lang.

In diesem Zustande traf sie die Magd an: „Nu," sagte sie, und schlug die Hände zusammen, „Mamsell Malchen! ich glaube, Sie weinen gar? Ich will nicht hoffen, daß Ihnen jemand etwas zu Leide gethan hat? Was fehlt Ihnen denn? darf ich es denn nicht wissen?"

A. Laßt mich nur zufrieden! Ihr könnt mir doch nicht helfen.

M. Und warum denn nicht? Mamsell Christianchen, bey deren Aeltern ich sonst in Diensten stand, klagte es mir allemal, wenn ihr etwas fehlte. „Liebes Bärbchen!" sprach sie, „denkt einmal, wie es mir gehet! könnt ihr mir einen guten Rath geben?" und ich wußte ihr allemal zu rathen.

A. Laßt mich nur! ich sage es noch einmal, ihr könnt mir doch nicht helfen.

M. Nun so erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich die Mama rufen darf. Vielleicht kann die helfen. Ich kann es ohnmöglich mit ansehen, daß ein so schönes Kind weint.

A. Ja die Mama — die Mama —

M. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie diese weinend gemacht hat?

A. Wer denn sonst?

M. Das hätte ich wohl denken sollen. Ich habe schon längst meinen heimlichen Verdruß gehabt, wann ich gesehen habe, daß Sie um Kleinigkeiten willen so scharfe Verweise bekamen. Die Mama sollte doch auch wirklich bedenken, wen sie vor sich hätte. Sie sind ja kein Bauermädchen. Eine so schöne Mamsell sollte man doch schonen.

A. (fängt immer heftiger an zu weinen.) Mein Kopf möchte mir zerspringen vor Schmerzen.

M. Ich will es glauben. Ey, wie schwellen ihre Augen, wenn ich doch nur wüßte, was ich mit Ihnen anfangen sollte! Wenn Mamsell Christianchen dieß begegnet wäre, die hätte mir längst gesagt, was ihr fehlte.

A. Ich darf es nicht sagen.

M. Nun so verlange ich es auch nicht zu wissen. Es wird doch weiter nichts seyn, als daß Sie zu Hause bleiben sollen, wenn die Mama auf die Naumburger Messe fährt.

A. Nicht doch, ich soll ja mitfahren.

M. Nun da wird sich ja die Betrübniß legen. Wenn ich Sie doch jetzo nur beruhigen könnte! Soll ich denn etwa Ihren kleinen Vetter rufen? Da hätten Sie doch einen Zeitvertreib.

A. Ja, da wollte ich das Unglück nicht sehen! —

M. Nun! den werde ich doch rufen dürfen? Ein junges Frauenzimmer muß doch Gesellschaft haben. Ihre Mama wird doch keine Nonne aus Ihnen machen wollen?

A. Ich soll ja gar nicht mehr mit ihm umgehen.

M. Nicht mehr mit ihm umgehen? Ich weiß nicht, was die Mama denken muß — aber die Mütter sind alle so. Mamsell Christianchens Mama machte es eben nicht anders. Sie sollte durchaus mit dem kleinen Friederich

keine Gesellschaft halten. Aber die gute Mama! wir wußten uns schon zu helfen.

A. Und wie denn?

M. Da warteten wir die Zeit ab, wann die Mama Besuch abstattete oder annahm — dann ging Mamsell Christianchen allemal zu dem kleinen Friedrich, oder ließ ihn zu sich kommen.

A. Erfuhr es denn die Mama nicht?

M. Dafür ließ sie ihr Barbchen sorgen.

A. Aber wenn ich nun zu Heinrichen ginge, da würde die Mama gleich fragen: wo ist Amalie?

M. Da würde ich gleich sagen, sie ist ein wenig bey Seite gegangen. Oder wann es spät wäre — sie ist im Bette. Unterdessen lief ich geschwinde zu Ihnen, und rief Sie nach Hause.

A. Ja, wenn ich das wüßte, daß es die Mama nicht erführe!

M. Glauben Sie mir auf mein Wort! Sie soll es nicht erfahren. Versuchen Sie es! Gehen Sie diesen Abend zu Ihrem kleinen Vetter! Um das Uebrige seyn Sie unbekümmert.

A. So will ich es denn probieren. Aber daß es ja die Mama nicht erfährt!

Amalie ging wirklich fort. Ihre Mama fragte nach ihr. Die Magd antwortete, sie hätte sich zu Bette gelegt, weil ihr die Zeit zu lang worden wäre. So betrog dieß böse Kind noch etlichemal ihre Mama.

Das arme Mädchen sieht nun ein, daß es betrogen ist.

In der That betrog sich die arme Amalie selbst. Sonst war sie immer vergnügt. Sie war gern um die Mama, und lächelte ihr freundlich entgegen, wann sie dieselbe kommen sah. Aber ach! nun war ihre Zufriedenheit dahin. Immer dachte sie: wenn

nur nicht die Mama erfährt, daß ich bey Heinrichen gewesen bin! sie zitterte, wann sie die Mama kommen hörte. Und wann die Mama verdrießlich aussah, so hätte sie vor Angst vergehen mögen. Was gilts! dachte sie, die Mama weiß es, daß du bey Heinrichen gewesen bist. Das war aber noch nicht ihr ganzes Unglück. Nun erzählte ihr die listige Barbe, was Christianchen für eine gute Mamsell gewesen sey. Wie sie ihr Zucker und Caffee gebracht. Wie sie ihr die Schlüssel zur Speisekammer und zum Keller zugesteckt habe. Amalie wollte nun auch gerne das Lob haben, daß sie eine gute Mamsell sey, und entwendete ihren Aeltern bald Zucker und Caffee, bald die Keller- oder Speisekammerschlüssel, und half auf diese Art ihre redlichen Aeltern bestehlen.

Bisweilen wachte ihr Gewissen auf. Bisweilen dachte sie: „Wie wird es dir gehen, wenn deine Mama deine Betrügereyen erfährt! Wie kann der liebe Gott ein so untreues Kind lieb haben?“ Sie sagte daher etlichemal zu der bösen Magd: „Ach Barbe! ich kann euch nichts mehr geben. Der liebe Gott wird mich sonst gewiß strafen.“

Aber diese Vorstellungen richteten gar nichts aus.

„Sie können es halten, wie Sie wollen, sagte die boßhafte Barbe, „aber warten Sie nur! Sie sollen schon sehen, was Sie gemacht haben! Kommt nur die Mama nach Hause, so will ich ihr alles erzählen, so will ich ihr sagen, was für ein schönes Töchterchen sie an Ihnen hat.“

Da weinte dann das gute Mädchen, und that alles was die Magd verlangte. Sonst mußte die Magd Amalien gehorchen. Aber nun mußte Amalie ihr unterthan seyn. Sie mußte sich von ihr schelten und anfahren lassen, und durfte es doch der Mama nicht klagen.

Einst kam die böse Magd auch zu ihr, und fuhr gebietherisch heraus:

Mamsell Malchen, daß Sie es wissen, ich habe heute Lust, etwas Gebackenes zu essen, und ein Glas Wein zu trinken. Schaffen sie mir die Schlüssel zur Speisekammer und zum Weinkeller!

A. Ach liebe Barbe!

M. Liebe Barbe hin, liebe Barbe her! Machen Sie, und schaffen Sie die Schlüssel bey!

A. Aber liebe Barbe! Der liebe Gott sieht es ja.

B. Mag er es doch sehen! Er sieht es ja auch, wenn Sie des Abends zu dem kleinen Heinrich schleichen, deswegen habe ich noch nicht gehört, daß Ihnen ein Zahn wehe gethan hätte.

Die gute Amalia war von ihrer Mama sehr gut erzogen worden. Sie glaubte wirklich, daß Gott alles sehe, alles Gute belohne, und uns nur das Böse deswegen verbiethe, weil es uns schädlich ist. Aus Uebereilung war sie, wider den Willen ihrer Mama, zu dem kleinen Heinrich gegangen. Aber es gehet immer so, wer einmal Böses thut, der verfällt gemeiniglich von einer Sünde in die andere. Sie mußte nun wider ihren Willen alles Böse thun, was ihre gottlose Magd verlangte, damit sie nur von ihr nicht verrathen wurde. Man kann sich also leicht vorstellen, wie ihr zu Muthe seyn mußte, da sie die verwegenen Reden ihrer Magd hörte.

Aengstlich lief sie in ihre Schlafkammer, um sich da recht satt weinen zu können. „Lieber Gott!“ rief sie aus, „wie unglücklich wird man doch, wenn man dir nicht gehorchet! Ach, ich armes Kind bin nun von der bösen Barbe gefangen! Ich darf nicht mehr thun, was du willst, sondern was die gottlose Magd ver-

langt. Ach, ich muß lügen — ich muß stehlen — erbarme dich doch, lieber Gott, und errette mich!"

Nun legte sie trostlos ihren Kopf in die Hand, und überlegte einige Minuten, was sie thun wollte.

Endlich fuhr sie in die Höhe und sprach: Ja, ja, das will ich thun. Das will ich thun. Und wenn meine Aeltern einen Monat lang mich von ihrem Tische verstießen, wenn sie mich — ach freylich ist es hart — aber es wird auch vorbeygehen — wenn sie mich einen Monat lang nicht freundlich anblickten, so werden sie sich doch einmal wieder durch meine Thränen erweichen lassen, und mich wieder ihr liebes Malchen nennen. Dann habe ich doch wieder ein frohes Herz — kann wieder beten, und meiner lieben Mama in die Augen sehen. Ja, das will ich thun."

Sie lief umher, um ihre Mama zu finden. Sie traf sie im Garten an.

Ohne sich lange zu bedenken, flog sie in ihren Schooß, umarmte sie, und ein Strom von Thränen rollte über ihre Backen. Reden konnte sie aber nicht vor Wehmuth.

M. Kind! was fehlt dir?

A. Liebe Mama!

M. Und was sollen diese Thränen?

A. Beste Mama!

M. So rede doch, liebes Kind! was ist dir denn begegnet?

A. Ach! wenn ich wüßte, daß sie mir vergäben!

M. Ja, ich vergebe, wenn diese Thränen aufrichtig sind.

A. Liebe Mama! Ich bin ein böses, ungehorsames Kind gewesen. Ich bin etlichemal wider Ihren Willen zum kleinen Heinrich gegangen.

M. Iſts möglich? mein Malchen, das mir ſonſt ſo gerne gehorchte?

A. Ach, ich bin nicht mehr Ihr Malchen! Wenn Sie alles wüßten!

M. So rede doch nur heraus! Du biſt verführt worden. So böſe biſt du doch ſonſt nicht geweſen.

A. Ja wohl bin ich verführt worden. Barbe — Barbe —

M. Die hat dich verführt?

A. Ja wohl hat ſie mich verführt. Und damit ſie es Ihnen nicht ſagte, habe ich ihr immer die Speiſekammer- und Kellerſchlüſſel zuſtecken, und ſie mit Kaffee verſorgen müſſen.

M. Ich arme Mutter! ſo etwas an meinem Malchen zu erleben! Verlaß mich, böſes Kind! daß ich mit deinem Papa überlegen kann, was bey der Sache zu thun iſt.

A. Ach, ich kann Sie nicht verlaſſen. Beſte Mama! ich kann Sie nicht verlaſſen. Sie müſſen mich erſt abſtrafen, und mir verſprechen, daß Sie mir alsdann Ihre Liebe wieder ſchenken wollen.

M. Unglückliches Kind! Du wirſt Strafe genug bekommen.

Hier ſtand die Mama auf, und ließ Malchen ganz troſtlos auf einer Raſenbank ſitzen. Sie ging zu Malchens Papa. Sie dachten beyde nach, wie ſie das arme verirrte Kind retten möchten.

Zuerſt wurde die Magd herbeygerufen. Dieſe bekam, nebſt einem ſtrengen Verweiſe, den Befehl, binnen zwey Stunden das Haus zu räumen. Sie bat zwar mit Thränen, nicht ſo ſtrenge mit ihr zu verfahren; ſie verſicherte, was geſchehen wäre, ſollte nie wieder geſchehen — aber umſonſt. „Ihr wiſſet,“ gab ihr

Malchens Papa zur Antwort, „wie gütig ich immer mit euch verfahren bin, und was für Geduld ich mit euren Fehlern gehabt habe; daß ihr aber mein liebes Kind, das ich mit so vieler Sorgfalt erzog, zum Ungehorsam und Diebstahl verleitet habt, das werde ich nimmermehr dulden. Gehet fort, und bessert euch!

Nun kam die Reihe an Malchen. Sie erschien in einer bejammernswürdigen Gestalt. Ihre Augen waren von Thränen aufgeschwollen — ihre Backen waren bleich, wie Todtenfarbe — ihr ganzer Leib zitterte — sie war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen, sondern erwartete nur, was ihre Aeltern für ein Urtheil über sie aussprechen würden.

„Du hast," fing ihr Papa mit einem ernsthaften Tone an, „deine Aeltern höchlich beleidiget. Bedenke, so unbesonnen zu handeln, und einer tückischen Magd mehr zu glauben, als deiner guten Mama, die dich so zärtlich liebt, und nichts mehr wünschet, als daß du glücklich werden möchtest! Wenn ich nun dich mit Verachtung strafte, und einem so unartigen Kinde verböte, mir wieder unter die Augen zu kommen, thäte ich wohl Unrecht?" „Ach nein, bester Papa! antwortete Malchen, „wie können Sie mir denn Unrecht thun! Strafen Sie mich, so sehr Sie wollen. Ich will gerne alles, alles dulden. Nennen Sie mich nur wieder ihr gutes Malchen!"

„Ich will dich gar nicht strafen," sagte der Papa, „weil du dein Vergehen selbst gestanden hast. Du sollst auch mein gutes Malchen wieder heißen, wenn ich merke, daß du dich besserst. Aber gib Acht! die Strafen kommen gewiß noch nach — du hast dich selbst bestraft."

Amalie verstand noch nicht recht, was der Papa mit diesen Worten sagen wollte. Sie hatte sich gar nicht vorgestellt, daß sie so gelinde würde behandelt werden. Sie ging also mit gerührtem Herzen zu ihren Aeltern, küßte ihnen die Hände, und versicherte nochmals, daß sie von nun an ein recht gutes Kind seyn wollte.

Sie wurde auch wirklich ein gutes Kind.

Aber ach! die Strafen kamen wirklich nach, wie ihr der Papa vorher gesagt hatte. Die boßhafte Magd redete ihr nun die schändlichsten Dinge nach. Sie breitete nicht nur aus, was sie von Amalien wußte — sie log auch dazu. Sie sagte, Amalie hätte ihr durch gute Worte und Geschenke, die sie ihren Aeltern entwendet, so lange zugesetzt, bis sie ihr zu einem heimlichen Umgange mit Heinrichen behülflich gewesen wäre. Da wäre sie denn alle Abende, ohne ihrer Aeltern Vorwissen, weggegangen, und wäre gemeiniglich sehr spät nach Hause gekommen. Dieß erzählte sie alles mit einer so höhnischen Miene, daß die Leute das Schlimmste von Malchen glaubten.

Nun mußte sie fast täglich die empfindlichsten Kränkungen dulden. Kam sie in die Schule, so zischelten ihre Mitschülerinnen einander in die Ohren, sahen sie dazu an, und lachten. Malchen hätte vor Kummer vergehen mögen. Fand sie sich spät ein, so hieß es: „Hm! Malchen wird wohl gestern spät nach Hause gekommen seyn.“ Hatte sie ein neues Halsband an sich, so sagte die spöttische Karoline, ihre Freundinn: „Wer doch auch die Speisekammerschlüssel so gut wegfischen könnte, der könnte sich auch so schöne Sachen kaufen.“ Fiel die geringste Streitigkeit mit ihren Mitschülerinnen vor, so wurde ihr alles vorgeworfen.

„Schweig Sie ja," hieß es, „sonst wollen wir auch reden. Bekümmere Sie sich nur um Heinrichen, und um die Speisekammerschlüssel, und lasse uns mit Frieden."

Solche Worte waren nun lauter Stiche, die der armen Amalie durchs Herz gingen. Oft wann sie sich vor Jammer nicht zu fassen wußte, warf sie sich in die Arme ihrer Mama und suchte Trost.

Diese gab ihr gemeiniglich zur Antwort: „leide geduldig, liebes Kind! alles, was dich itzo trifft. Bitte Gott, daß er dir deine Vergehung vergebe, und dein Leiden abkürze. Dieß Leiden wird dir Lebenslang nützlich seyn, wenn du es zu deiner Besserung anwendest. Gott hat gebothen: Ehre Vater und Mutter! Ihr Kinder seyd gehorsam euern Aeltern! das hat er um der Kinder Besten willen gebothen. Weil ihr armen Kinder die Welt noch nicht kennet, und noch nicht wisset, was eure Handlungen für Folgen nach sich ziehen werden, so hat er euch an eure Aeltern gewiesen, die euch wie ihre eigene Seele lieben, und mehr Klugheit und Erfahrung, als ihr, besitzen, damit sie euch vor dem Schädlichen warnen sollen. Dieß hast du zeither nicht geglaubt. Du hast in dem Wahne gestanden, als wenn dir wehe geschähe, wann du mir gehorchen mußtest. Nun aber fühlst du es, daß Gott es gut meinet, wann er den Kindern Gehorsam gegen die Aeltern befiehlt, da du durch deinen Ungehorsam dir so vieles Leiden zugezogen hast. Liebe Amalie! werde mit Schaden klug! So ist es mit allen göttlichen Vorschriften. Der gute, liebe Gott verbiethet uns nichts, als was uns schädlich, gebiethet uns nichts, als was uns nützlich ist. Man schadet sich also allemal, wenn man Böses thut. Du

wirst gar vielmal in Umstände kommen, da du nicht einsiehest, was die Sünde dir schaden, oder die Tugend dir nützen könne; dann denke, wie viel du um deines Ungehorsams willen itzo hast leiden müssen, und mache es zu deinem Wahlspruche:

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

Amalia befolgte diese Ermahnungen ihrer guten Mama genau. Je mehr sie um ihrer Uebereilung willen leiden mußte, desto frömmer und behutsamer wurde sie. Dadurch kam es nach und nach so weit, daß sie durch ihr unsträfliches Verhalten allen ihren Verläumdern den Mund stopfte, und sich den schönen Nahmen der tugendhaften Amalie erwarb.

Salzmann.

Der Jude Ismael.

Friedrike. Nun, meine schönen Damen, nehmen Sie Platz, und hören Sie an, was ich Ihnen zu erzählen habe.

(Alle Fräulein setzen sich mit ihrer Arbeit.)

Der Jude Ismael

ist es, von dem ich Euch erzählen will. Er wurde in L** gebohren, und war der einzige Sohn seiner Aeltern, die ihn sehr liebten, und ihn zu allem Guten anhielten, damit er in ihrem Alter ihre Stütze und ihr Trost werden möchte. Er erfüllte auch ihre Wünsche, und wurde so gut und rechtschaffen, daß er von allen seinen Bekannten geschätzt und geliebt wurde. Er war

auch fleißig, und erwarb sich sehr gründliche Kenntnisse in den Handelsgeschäften, welche sein Vater trieb.

Nannette. Was hatte er denn für einen Handel?

Friedrike. Du weißt ja, daß die Juden, besonders die reichen, mit allerley, so gut wie unsre Kaufleute, handeln.

Nannette. Also mit Taffet, Band, Spitzen und dergleichen.

Friedrike. Als sich Ismael zu seinem Beruf völlig ausgebildet hatte, so überließ ihm sein Vater die ganze Handlung.

Lottchen. Von was lebte denn aber der Vater?

Friedrike. Er hatte viel erworbenes Vermögen, wovon er sich denn in seinem Alter etwas zu Gute that. Ismael aber bezog von der Zeit an alle Messen und Jahrmärkte, die sonst sein Vater besucht hatte. Einmal machte er eine Reise nach B** und mußte verschiedene Wege passiren, unter andern auch eine sehr einsame Straße, wo sich keine lebendige Seele sehen ließ.

Lottchen. Das ist viel gesagt. Es gibt kein Plätzchen in der weiten Welt, wo nicht lebende Geschöpfe anzutreffen wären.

Friedrike. Seht, seht, was Lottchen für eine Naturverständige ist! — Ich hätte freylich sagen sollen: wo keine menschliche Seele anzutreffen war; aber dann hätte ich wieder nicht wahr geredet, weil er auf einmal einen Menschen gewahr wurde, der krank und entkräftet auf der Erde lag.

Jette. Wer mag der gewesen seyn?

Friedrike. Er stieg aus, um zu sehen, ob dieser Unglückliche noch lebte, er befühlte ihm den

Puls, und als er gewahr wurde, daß er noch schlug, so trug er ihn selbst in seinen Wagen, setzte sich neben ihn, und befahl dem Kutscher, ganz langsam in die nächste Stadt zu fahren.

Nannette. Das heiß' ich mir einen guten Juden!

Fritze. Wer weiß, ob sich nicht mancher Christ besinnen würde, so etwas zu thun.

Friedrike. So wie sie in der Stadt und im Gasthofe ankamen, ließ Ismael einen Arzt rufen, welchem er den Kranken sehr angelegen empfahl, und ihm versicherte, daß er keine Kosten sparen würde, um diesen Unglücklichen zu retten. Nach einigen Tagen wurde er auch merklich besser, und erlangte nach und nach seine völlige Gesundheit wieder.

Lottchen. Nun, wenn er sich nur recht dankbar gegen den Juden bezeigte; denn ohne ihn hätte er doch wohl auf der Straße sterben müssen.

Friedrike. Das wird sich gleich zeigen. Als er wieder völlig hergestellt war, beschenkte ihn Ismael, drückte ihm beym Abschied mit thränenden Augen die Hand, und sagte: wenn du auf deinem Wege jemals einen Unglücklichen antrifft, und es steht in deiner Macht, ihm zu helfen, so thue das an ihm, was ich an dir gethan habe.

Louise. Das war sehr edel gedacht und gesprochen! Wie hieß denn aber nun dieser Mensch?

Friedrike. Raps hieß er.

Fritze. Pfuy! das ist ein garstiger Name. Ich wollte wetten, das dieses kein guter Mensch war.

Charlotte. Das wäre nicht gut, wenn alle die, welche garstige Namen haben, auch böse Menschen seyn müßten.

Friedrike. Du hast Recht; aber dießmal traf der Name zu.

Fritze. Siehst du, daß ich Recht habe!

Friederike. Er war von Jugend auf verwahrloset worden, und hatte sich mit betteln und stehlen genährt.

Lottchen. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort; darum wollen wir alle recht hübsch fleißig seyn.

Friedrike. Er hatte zwar nie die Freude, welche aus wohlwollenden Gesinnungen entstehen, empfunden; aber doch war noch nie ein so fürchterlicher Gedanke in seine Seele gekommen, als der war, über welchen er seit seiner Bekanntschaft mit Ismael brütete.

Fritze. Nun ich hoffe doch nicht, daß er gegen seinen Wohlthäter etwas Böses im Schilde führen wird.

Louise. Böse, verdorbene Menschen sind zu Allem fähig.

Lottchen. Aber dieses wäre doch gar zu abscheulich!

Friederike. Ismael war, wie ich schon gesagt habe, reich.

Charlotte. Da hat er ihn gewiß bestohlen.

Friederike. Er mußte sich wegen seiner Geschäfte noch einige Tage in der Stadt aufhalten, und reisete sodann ohne große Begleitung ab.

Nannette. Wenn er nur schon zu Hause wäre! Mir ist ganz bange um ihn.

Friedrike. Dieses alles wußte der böse Raps, und benutzte diese Zeit, um seine eben so bösen Spießgesellen aufzusuchen, welchen er die Geschichte seiner Errettung mit einem recht boßhaften Lachen erzählte, und damit endigte, daß er entschlossen sey, den einfältigen Ismael, der sein Geld doch nur an Wohlthaten

verschwendete, zu ermorden, und sich seines Ueberflusses zu bemächtigen.

Alle. Nein, das ist zu abscheulich!

Friederike. So abgehärtete Verbrecher die Uebrigen auch seyn mochten, so schauderten sie doch bey dem Gedanken eines solchen Undanks zurück, und sagten, daß sie keinen Theil daran nehmen würden.

Fritze. Nun das war noch gut, vielleicht erkannte er sein Unrecht.

Friederike. Nein! denn er suchte sie eines andern zu überreden, und beschrieb ihnen die Beute, die sie machen würden, so angenehm, daß er endlich alle Gefühle der Menschlichkeit in ihnen verdrängte, und sie sich ihm beygesellten.

Max. Man sollte gar nicht denken, daß es solche böse Menschen in der Welt gäbe.

Friderike. Ismael hatte nun seine Geschäfte geendigt, und eilte in den Schooß seiner Familie zurück.

Nannette. Wenn er nur schon dort wäre!

Friederike. Raps lauerte indessen immer mit seinem Tigerherzen an der Straße, und sah sich sehnsuchtsvoll nach einem jeden herannahenden Wagen um.

Fritze. Wenn nur Ismael gar nicht gekommen wäre, so hätte er doch umsonst gewartet.

Lottchen. Da wäre ihm Recht geschehen.

Friederike. Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald; feyerliche Stille herrschte überall, und außer der Amsel sang kein Vogel mehr.

Louise. Du erzählst ja recht poetisch, so schön gelang mirs nach nicht.

Charlotte. Laß doch, Minchen, das ist ja eben recht hübsch.

Friederike. Ich erzähle, wie ich es gelesen habe. Ismael saß ruhig in dem Wagen, und ergötzte sich an der Schönheit des Abends. — Das Posthorn tönte durch den Wald, und Raps überhörte es nicht. —

Alle. Au weh! au weh'! der arme Ismael! — wie wirds ihm nun gehen!

Friederike. Er stürzte sich mit seinen Spießgesellen auf Ismael und seinen Diener, welchen sie sogleich tödteten, los. Den unglücklichen Ismael aber rissen sie aus dem Wagen, und mißhandelten ihn auf die grausamste Art.

Nannette. Alle Haare stehen mir zu Berge, hu! hu!

Friederike. Nachdem Raps den Wagen rein ausgeplündert hatte, und Ismael erstarrt in seinem Blute auf der Erde lag, da näherte sich ihm der Bösewicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jude, ich bin der, den du gerettet hast.

Lottchen. Nein, das ist zu arg! So einen abscheulichen Menschen gibt es gewiß nicht mehr in der Welt!

Friederike. Der arme Ismael öffnete bey diesen Worten noch einmal sein sterbendes Auge; Thränen drangen heraus, und vermischten sich mit seinem Todesschweiß.

(Viele von den Fräulein fangen an zu weinen.) Nein, das halte ich nicht mehr aus — Das ist zu rührend — Der arme, arme Ismael! wenn ich ihm doch nur helfen könnte! Stirbt er denn?

Friederike. Wenn er euch zu sehr dauert, so will ich aufhören.

Alle. Nein! nein! erzähle nur fort, vielleicht nimmt es noch ein gutes Ende, und der böse Raps wird doch wohl auch bestraft werden.

Friederike. Dein Gott verzeihe dir, sprach Ismael, mit schwacher, sterbender Stimme, dein Gott verzeihe dir, wie ich dir verzeihe! — Darauf schloß er seine Augen.

(Die Fräulein schluchzen zum Theil laut. Es herrscht eine allgemeine Stille.)

Lottchen. Nun ist er doch todt! ich dachte immer, er sollte noch davon kommen.

Nannette. Dem bösen Raps kann es nicht gut gehen.

Charlotte. Er wird gewiß auch noch seine Strafe erhalten.

Louise. Wenigstens wird ihn sein böses Gewissen noch vor seinem Tode genug quälen.

Nannette. Ich glaube gar nicht, daß der ein Gewissen hat, sonst müßte es gewiß bey dieser Mordthat erwacht seyn.

Friederike. Der Himmel fing' an sich zu überziehen; Gewitterwolken zogen sich zusammen; der Wind sauste und Donnerschläge hallten fürchterlich durch den Wald. Ja es schien, als wenn die Natur einen Abscheu gegen diese That fühlte. — Gegen Mitternacht erst hellte sich der Himmel wieder auf.

Jette. Wenn nur auch Ismael wieder aufwachte!

Friederike. Ein armer Tagelöhner, welchen das Gewitter aufgehalten hatte, kam mit seinem Bündel auf dem Rücken an die Stelle, wo Ismael ohnmächtig in seinem Blute lag. —

Alle. Ohnmächtig? — — Wir dachten, er wäre

ganz todt! Nun wird er gewiß wieder lebendig. — Erzähle nur geschwind weiter fort.

Friederike. Der ehrliche Landmann warf, ohne sich erst lange zu bedenken, seinen Bündel auf die Erde, zog sein Hemd aus, und verband Ismael die Wunden; dann nahm er ihn auf den Rücken, und trug ihn in seine Hütte.

Nannette. Das war ein christlicher Gedanke, dafür wollte ich ihm heute noch ein Patschhändchen geben, wenn er hier wäre.

Friderike. Des Taglöhners Frau, die eben so gut als ihr Mann dachte, räumte ihm sogleich ihr eigenes Bett ein, und eilte, einen Dorfarzt zu holen, welcher in der Nachbarschaft wohnte. Dieser gab sich alle Mühe, ihn wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihm, denn er kam in einigen Minuten wieder zu sich.

Alle. Ach, das ist schön! — Wenn er nur wieder gesund würde! Wer weiß, was noch geschieht.

Friederike. Als er die guten Leute alle um sich versammelt sah', reichte er ihnen seine schwache Hand, und dankte ihnen durch einen Händedruck für ihre Sorgfalt.

Fritze. Ja, konnte er denn nicht sprechen?

Friedrike. Erst nach einigen Tagen sammelte er soviel Kräfte, um sprechen, und ihnen seine Geschichte erzählen zu können.

Lottchen. Die guten Leute werden sich sehr darüber gewundert haben!

Friederike. Sie erstaunten. Denn da sie selbst gut waren, so glaubten sie nicht, daß man eine solche Gräuelthat begehen könnte.

Christelchen. Uns schien es auch so, und doch ist sie geschehen.

Friederike. Indessen pflegte ihn der alte Tagelöhner und seine Frau sehr sorgfältig; allein dessen ohngeachtet konnte er nicht gerettet werden, und starb nach einigen Tagen an seinen Wunden. —

Alle. Ach, wie Schade! Nun ist er doch todt, der gute Ismael.

Friederike. Die armen Leute beweinten ihn, und baten sich die Erlaubniß aus, ihn unter einen Baum in ihrem Garten begraben zu dürfen.

Einige. Das haben sie recht gemacht. — Ich, hätte es auch gethan. Ich auch! Ich auch!

Lottchen. Ich hätte ihm einen Rosenstock auf sein Grab gepflanzt.

Nannette. Und ich Nelken und Vergißmeinnicht.

Friederike. Das thaten die guten Leute auch; sie pflanzten einen Rosenstrauch darauf, und erinnerten sich, so oft sie in ihren Garten und an den Grabhügel kamen, des guten Ismaels und ihrer eigenen rechtschaffenen Handlungen, die sie, so lange sie lebten, durch ein angenehmes Bewußtseyn belohnten.

Louise. Das glaube ich gerne, ich möchte selbst an ihrer Stelle gewesen seyn.

Jette. Aber an des bösen Raps Stelle möchte ich nicht gewesen seyn.

Friederike. Als sie Ismaels Rock durchsuchten, fanden sie in einer verborgenen Tasche noch hundert Dukaten, welche den Räubern unentdeckt geblieben waren.

Christelchen. Nun das ist schön, so wurden doch die guten Leute belohnt.

Friederike. Sie wollten die ganze Summe der Obrigkeit ausliefern, der Richter war aber so billig, ihnen dieselbe zur Belohnung für ihre edle That zu zuerkennen; allein sie behielten nur die Hälfte. Sie bezahlten den Wundarzt, und vertheilten das übrige unter die Armen.

Maxe. Das war sehr schön! — Aber was wurde denn aus dem Raps?

Friedrike. Dieser wanderte von einem Ort zum andern, beging eine Greuelthat über die andere, bis er, von Krankheit und Gewissensbissen aufgezehrt, in einem elenden Winkel der Erde seine schwarze Seele aushauchte.

Alle. Das war noch viel zu gut für ihn — der war für den Galgen reif — Auf das Rad hätte sein Leib gehört.

Louise. Dann wäre er mit einem kurzen Leiden davon gekommen. Wer weiß aber, wie lange ihn sein Gewissen folterte, bis es mit ihm zu Ende ging.

Nanette. Auch wahr. Was werden nun aber Ismaels unglückliche Aeltern gesagt haben, als sie seinen Tod erfuhren?

Friedrike. Diese zehrte der Kummer langsam aus, so daß sie ihrem Sohne bald in das Grab nachfolgten.

Louise Meynier.

Rosemunde.

Im südlichen Deutschland hauste in den alten Ritterzeiten Conrad in von Tallingen auf einer durch Natur und Kunst wohl befestigten Burg, die Zacken-

burg genannt. Er war ein edler Ritter, voll Muth und Rechtschaffenheit. Wo es einen Unterdrückten zu beschützen, einen Ungerechten zu bestrafen gab, da war Conradin von Tallingen mit aller Macht, die ihm zu Gebothe stand, bey der Hand. Alle Guten liebten und ehrten ihn als ihren Beschützer; raubgierige Ritter hingegen, die durch Bedrückungen und Plünderungen sich zu bereichern suchten, haßten ihn, der ihnen immer im Wege stand, mit ganzer Seele, und schworen ihm Rache.

Waffengetümmel, sobald es die gerechte Sache eines Bedrückten galt, klang unserm Ritter schöner und lieblicher, als die schönste Musik, jedoch war sein Herz für die sanften menschlichen Gefühle, für die stillen Freuden des häuslichen Lebens, der Liebe und Freundschaft nicht unempfindlich. Voll Entschlossenheit eilte er einem treulosen, unredlichen Feinde mit seinen gewaffneten Leuten entgegen, und voll Liebe und Sanftmuth kehrte er nach beendigter Fehde in die Arme seiner geliebten Lebensgefährtinn Rosalia zurück.

Diese edle, allgemein geliebte Frau vermochte viel über das Herz des Ritters; seine Liebe für sie war unbegränzt. Sie hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, an denen er mit inniger Zärtlichkeit hing. Zu seinem großen Leidwesen starb jener schon in seinem vierten Jahre an den Rötheln, und es blieb ihm nur Rosemunde, die zweyjährige Tochter, ein holdes, schön aufblühendes Mädchen, übrig, für die von nun an sein ganzes Herz mit der zärtlichsten Liebe erfüllt war. Sie war nur noch die einzige Tochter von diesem Stamme; wurde sie ihren Aeltern durch den Tod entrissen, so kamen Conradins Besitzungen in die Hände des Ritters Hans von Hartingen, eines hartherzigen,

auch fleißig, und erwarb sich sehr gründliche Kenntnisse in den Handelsgeschäften, welche sein Vater trieb.

Nannette. Was hatte er denn für einen Handel?

Friedrike. Du weißt ja, daß die Juden, besonders die reichen, mit allerley, so gut wie unsre Kaufleute, handeln.

Nannette. Also mit Taffet, Band, Spitzen und dergleichen.

Friedrike. Als sich Ismael zu seinem Beruf völlig ausgebildet hatte, so überließ ihm sein Vater die ganze Handlung.

Lottchen. Von was lebte denn aber der Vater?

Friedrike. Er hatte viel erworbenes Vermögen, wovon er sich denn in seinem Alter etwas zu Gute that. Ismael aber bezog von der Zeit an alle Messen und Jahrmärkte, die sonst sein Vater besucht hatte. Einmal machte er eine Reise nach B** und mußte verschiedene Wege passiren, unter andern auch eine sehr einsame Straße, wo sich keine lebendige Seele sehen ließ.

Lottchen. Das ist viel gesagt. Es gibt kein Plätzchen in der weiten Welt, wo nicht lebende Geschöpfe anzutreffen wären.

Friedrike. Seht, seht, was Lottchen für eine Naturverständige ist! — Ich hätte freylich sagen sollen: wo keine menschliche Seele anzutreffen war; aber dann hätte ich wieder nicht wahr geredet, weil er auf einmal einen Menschen gewahr wurde, der krank und entkräftet auf der Erde lag.

Jette. Wer mag der gewesen seyn?

Friedrike. Er stieg aus, um zu sehen, ob dieser Unglückliche noch lebte, er befühlte ihm den

Puls, und als er gewahr wurde, daß er noch schlug, so trug er ihn selbst in seinen Wagen, setzte sich neben ihn, und befahl dem Kutscher, ganz langsam in die nächste Stadt zu fahren.

Nannette. Das heiß' ich mir einen guten Juden!

Fritze. Wer weiß, ob sich nicht mancher Christ besinnen würde, so etwas zu thun.

Friedrike. So wie sie in der Stadt und im Gasthofe ankamen, ließ Ismael einen Arzt rufen, welchem er den Kranken sehr angelegen empfahl, und ihm versicherte, daß er keine Kosten sparen würde, um diesen Unglücklichen zu retten. Nach einigen Tagen wurde er auch merklich besser, und erlangte nach und nach seine völlige Gesundheit wieder.

Lottchen. Nun, wenn er sich nur recht dankbar gegen den Juden bezeigte; denn ohne ihn hätte er doch wohl auf der Straße sterben müssen.

Friedrike. Das wird sich gleich zeigen. Als er wieder völlig hergestellt war, beschenkte ihn Ismael, drückte ihm beym Abschied mit thränenden Augen die Hand, und sagte: wenn du auf deinem Wege jemals einen Unglücklichen antrifft, und es steht in deiner Macht, ihm zu helfen, so thue das an ihm, was ich an dir gethan habe.

Louise. Das war sehr edel gedacht und gesprochen! Wie hieß denn aber nun dieser Mensch?

Friedrike. Naps hieß er.

Fritze. Pfuy! das ist ein garstiger Name. Ich wollte wetten, das dieses kein guter Mensch war.

Charlotte. Das wäre nicht gut, wenn alle die, welche garstige Namen haben, auch böse Menschen seyn müßten.

Friedrike. Du hast Recht; aber dießmal traf der Name zu.

Fritze. Siehst du, daß ich Recht habe!

Friederike. Er war von Jugend auf verwahrloset worden, und hatte sich mit betteln und stehlen genähret.

Lottchen. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt das Sprichwort; darum wollen wir alle recht hübsch fleißig seyn.

Friedrike. Er hatte zwar nie die Freude, welche aus wohlwollenden Gesinnungen entstehen, empfunden; aber doch war noch nie ein so fürchterlicher Gedanke in seine Seele gekommen, als der war, über welchen er seit seiner Bekanntschaft mit Ismael brütete.

Fritze. Nun ich hoffe doch nicht, daß er gegen seinen Wohlthäter etwas Böses im Schilde führen wird.

Louise. Böse, verdorbene Menschen sind zu Allem fähig.

Lottchen. Aber dieses wäre doch gar zu abscheulich!

Friederike. Ismael war, wie ich schon gesagt habe, reich.

Charlotte. Da hat er ihn gewiß bestohlen.

Friederike. Er mußte sich wegen seiner Geschäfte noch einige Tage in der Stadt aufhalten, und reisete sodann ohne große Begleitung ab.

Nannette. Wenn er nur schon zu Hause wäre! Mir ist ganz bange um ihn.

Friedrike. Dieses alles wußte der böse Raps, und benutzte diese Zeit, um seine eben so bösen Spießgesellen aufzusuchen, welchen er die Geschichte seiner Errettung mit einem recht boßhaften Lachen erzählte, und damit endigte, daß er entschlossen sey, den einfältigen Ismael, der sein Geld doch nur an Wohlthaten

verschwendete, zu ermorden, und sich seines Ueberflusses zu bemächtigen.

Alle. Nein, das ist zu abscheulich!

Friederike. So abgehärtete Verbrecher die Uebrigen auch seyn mochten, so schauderten sie doch bey dem Gedanken eines solchen Undanks zurück, und sagten, daß sie keinen Theil daran nehmen würden.

Fritze. Nun das war noch gut, vielleicht erkannte er sein Unrecht.

Friederike. Nein! denn er suchte sie eines andern zu überreden, und beschrieb ihnen die Beute, die sie machen würden, so angenehm, daß er endlich alle Gefühle der Menschlichkeit in ihnen verdrängte, und sie sich ihm beygesellten.

Maxe. Man sollte gar nicht denken, daß es solche böse Menschen in der Welt gäbe.

Friderike. Ismael hatte nun seine Geschäfte geendigt, und eilte in den Schooß seiner Familie zurück.

Nannette. Wenn er nur schon dort wäre!

Friederike. Raps lauerte indessen immer mit seinem Tigerherzen an der Straße, und sah sich sehnsuchtsvoll nach einem jeden herannahenden Wagen um.

Fritze. Wenn nur Ismael gar nicht gekommen wäre, so hätte er doch umsonst gewartet.

Lottchen. Da wäre ihm Recht geschehen.

Friederike. Es war Abenddämmerung; die Sonne warf nur noch einige schiefe Strahlen durch den Tannenwald; feyerliche Stille herrschte überall, und außer der Amsel sang kein Vogel mehr.

Louise. Du erzählst ja recht poetisch, so schön gelang mirs noch nicht.

Charlotte. Laß doch, Minchen, das ist ja eben recht hübsch.

Friederike. Ich erzähle, wie ich es gelesen habe. Ismael saß ruhig in dem Wagen, und ergötzte sich an der Schönheit des Abends. — Das Posthorn töute durch den Wald, und Raps überhörte es nicht. —

Alle. Au weh! au weh'! der arme Ismael! — wie wirds ihm nun gehen!

Friederike. Er stürzte sich mit seinen Spießgesellen auf Ismael und seinen Diener, welchen sie sogleich tödteten, los. Den unglücklichen Ismael aber rissen sie aus dem Wagen, und mißhandelten ihn auf die grausamste Art.

Nannette. Alle Haare stehen mir zu Berge, hu! hu!

Friederike. Nachdem Raps den Wagen rein ausgeplündert hatte, und Ismael erstarrt in seinem Blute auf der Erde lag, da näherte sich ihm der Bösewicht, und schrie ihm ins sterbende Ohr: Jude, ich bin der, den du gerettet hast.

Lottchen. Nein, das ist zu arg! So einen abscheulichen Menschen gibt es gewiß nicht mehr in der Welt!

Friederike. Der arme Ismael öffnete bey diesen Worten noch einmal sein sterbendes Auge; Thränen drangen heraus, und vermischten sich mit seinem Todesschweiß.

(Viele von den Fräulein fangen an zu weinen.) Nein, das halte ich nicht mehr aus — Das ist zu rührend — Der arme, arme Ismael! wenn ich ihm doch nur helfen könnte! Stirbt er denn?

Friederike. Wenn er euch zu sehr dauert, so will ich aufhören.

Alle. Nein! nein! erzähle nur fort, vielleicht nimmt es noch ein gutes Ende, und der böse Raps wird doch wohl auch bestraft werden.

Friederike. Dein Gott verzeihe dir, sprach Ismael, mit schwacher, sterbender Stimme, dein Gott verzeihe dir, wie ich dir verzeihe! — Darauf schloß er seine Augen.

(Die Fräulein schluchzen zum Theil laut. Es herrscht eine allgemeine Stille.)

Lottchen. Nun ist er doch todt! ich dachte immer, er sollte noch davon kommen.

Nannette. Dem bösen Raps kann es nicht gut gehen.

Charlotte. Er wird gewiß auch noch seine Strafe erhalten.

Louise. Wenigstens wird ihn sein böses Gewissen noch vor seinem Tode genug quälen.

Nannette. Ich glaube gar nicht, daß der ein Gewissen hat, sonst müßte es gewiß bey dieser Mordthat erwacht seyn.

Friederike. Der Himmel fing' an sich zu überziehen; Gewitterwolken zogen sich zusammen; der Wind sauste und Donnerschläge hallten fürchterlich durch den Wald. Ja es schien, als wenn die Natur einen Abscheu gegen diese That fühlte. — Gegen Mitternacht erst hellte sich der Himmel wieder auf.

Jette. Wenn nur auch Ismael wieder aufwachte!

Friederike. Ein armer Tagelöhner, welchen das Gewitter aufgehalten hatte, kam mit seinem Bündel auf dem Rücken an die Stelle, wo Ismael ohnmächtig in seinem Blute lag. —

Alle. Ohnmächtig? — — Wir dachten, er wäre

ganz todt! Nun wird er gewiß wieder lebendig. — Erzähle nur geschwind weiter fort.

Friederike. Der ehrliche Landmann warf, ohne sich erst lange zu bedenken, seinen Bündel auf die Erde, zog sein Hemd aus, und verband Ismael die Wunden; dann nahm er ihn auf den Rücken, und trug ihn in seine Hütte.

Nannette. Das war ein christlicher Gedanke, dafür wollte ich ihm heute noch ein Patschhändchen geben, wenn er hier wäre.

Friederike. Des Taglöhners Frau, die eben so gut als ihr Mann dachte, räumte ihm sogleich ihr eigenes Bett ein, und eilte, einen Dorfarzt zu holen, welcher in der Nachbarschaft wohnte. Dieser gab sich alle Mühe, ihn wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihm, denn er kam in einigen Minuten wieder zu sich.

Alle. Ach, das ist schön! — Wenn er nur wieder gesund würde! Wer weiß, was noch geschieht.

Friederike. Als er die guten Leute alle um sich versammelt sah', reichte er ihnen seine schwache Hand, und dankte ihnen durch einen Händedruck für ihre Sorgfalt.

Fritze. Ja, konnte er denn nicht sprechen?

Friedrike. Erst nach einigen Tagen sammelte er soviel Kräfte, um sprechen, und ihnen seine Geschichte erzählen zu können.

Lottchen. Die guten Leute werden sich sehr darüber gewundert haben!

Friederike. Sie erstaunten. Denn da sie selbst gut waren, so glaubten sie nicht, daß man eine solche Gräuelthat begehen könnte.

Christelchen. Uns schien es auch so, und doch ist sie geschehen.

Friederike. Indessen pflegte ihn der alte Tagelöhner und seine Frau sehr sorgfältig; allein dessen ohngeachtet konnte er nicht gerettet werden, und starb nach einigen Tagen an seinen Wunden. —

Alle. Ach, wie Schade! Nun ist er doch todt, der gute Ismael.

Friederike. Die armen Leute beweinten ihn, und baten sich die Erlaubniß aus, ihn unter einen Baum in ihrem Garten begraben zu dürfen.

Einige. Das haben sie recht gemacht. — Ich, hätte es auch gethan. Ich auch! Ich auch!

Lottchen. Ich hätte ihm einen Rosenstock auf sein Grab gepflanzt.

Nannette. Und ich Nelken und Vergißmeinnicht.

Friederike. Das thaten die guten Leute auch; sie pflanzten einen Rosenstrauch darauf, und erinnerten sich, so oft sie in ihren Garten und an den Grabhügel kamen, des guten Ismaels und ihrer eigenen rechtschaffenen Handlungen, die sie, so lange sie lebten, durch ein angenehmes Bewußtseyn belohnten.

Louise. Das glaube ich gerne, ich möchte selbst an ihrer Stelle gewesen seyn.

Jette. Aber an des bösen Raps Stelle möchte ich nicht gewesen seyn.

Friederike. Als sie Ismaels Rock durchsuchten, fanden sie in einer verborgenen Tasche noch hundert Dukaten, welche den Räubern unentdeckt geblieben waren.

Christelchen. Nun das ist schön, so wurden doch die guten Leute belohnt.

Friederike. Sie wollten die ganze Summe der Obrigkeit ausliefern, der Richter war aber so billig, ihnen dieselbe zur Belohnung für ihre edle That zuzuerkennen; allein sie behielten nur die Hälfte. Sie bezahlten den Wundarzt, und vertheilten das übrige unter die Armen.

Max e. Das war sehr schön! — Aber was wurde denn aus dem Raps?

Friedrike. Dieser wanderte von einem Ort zum andern, beging eine Greuelthat über die andere, bis er, von Krankheit und Gewissensbissen aufgezehrt, in einem elenden Winkel der Erde seine schwarze Seele aushauchte.

Alle. Das war noch viel zu gut für ihn — der war für den Galgen reif — Auf das Rad hätte sein Leib gehört.

Louise. Dann wäre er mit einem kurzen Leiden davon gekommen. Wer weiß aber, wie lange ihn sein Gewissen folterte, bis es mit ihm zu Ende ging.

Nanette. Auch wahr. Was werden nun aber Ismaels unglückliche Aeltern gesagt haben, als sie seinen Tod erfuhren?

Friedrike. Diese zehrte der Kummer langsam aus, so daß sie ihrem Sohne bald in das Grab nachfolgten.

Louise Meynier.

Rosemunde.

Im südlichen Deutschland hauste in den alten Ritterzeiten Conrad in von Tallingen auf einer durch Natur und Kunst wohl befestigten Burg, die Zacken-

burg genannt. Er war ein edler Ritter, voll Muth und Rechtschaffenheit. Wo es einen Unterdrückten zu beschützen, einen Ungerechten zu bestrafen gab, da war Conradin von Tallingen mit aller Macht, die ihm zu Gebothe stand, bey der Hand. Alle Guten liebten und ehrten ihn als ihren Beschützer; raubgierige Ritter hingegen, die durch Bedrückungen und Plünderungen sich zu bereichern suchten, haßten ihn, der ihnen immer im Wege stand, mit ganzer Seele, und schworen ihm Rache.

Waffengetümmel, sobald es die gerechte Sache eines Bedrückten galt, klang unserm Ritter schöner und lieblicher, als die schönste Musik, jedoch war sein Herz für die sanften menschlichen Gefühle, für die stillen Freuden des häuslichen Lebens, der Liebe und Freundschaft nicht unempfindlich. Voll Entschlossenheit eilte er einem treulosen, unredlichen Feinde mit seinen gewaffneten Leuten entgegen, und voll Liebe und Sanftmuth kehrte er nach beendigter Fehde in die Arme seiner geliebten Lebensgefährtinn Rosalia zurück.

Diese edle, allgemein geliebte Frau vermochte viel über das Herz des Ritters; seine Liebe für sie war unbegränzt. Sie hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, an denen er mit inniger Zärtlichkeit hing. Zu seinem großen Leidwesen starb jener schon in seinem vierten Jahre an den Rötheln, und es blieb ihm nur Rosemunde, die zweyjährige Tochter, ein holdes, schön aufblühendes Mädchen, übrig, für die von nun an sein ganzes Herz mit der zärtlichsten Liebe erfüllt war. Sie war nur noch die einzige Tochter von diesem Stamme; wurde sie ihren Aeltern durch den Tod entrissen, so kamen Conradins Besitzungen in die Hände des Ritters Hans von Hartingen, eines hartherzigen,

raubsüchtigen Mannes, der schon längst einen heimlichen Groll gegen Conradin im Herzen trug und nur auf eine Gelegenheit harrte, ihn unglücklich zu machen. Um so sorgfältiger war Rosemunde von ihren Aeltern gepflegt, und was ihrer Gesundheit, ihrem Leben nur von ferne Gefahr drohte, fast mit zu großer Aengstlichkeit bey ihrer Erziehung vermieden.

Eines Abends hatte Ritter Conradin Rosemunden auf dem Schooße und scherzte mit ihr. Das wohlgestaltete Mädchen, das vor einigen Tagen ins vierte Jahr getreten war, spielte mit den Locken des Vaters, ließ sich das Mährchen von der alten Frau erzählen, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Ritter jedes Wort vom Munde ab. Rosalia saß an der Seite desselben, säumte ein neues Taschentuch für den geliebten Gatten, und hatte an ihm und der schönen Tochter ihre herzliche Freude. Da trat Martin, der erste Knappe des Ritters, ins Zimmer, und meldete, daß Ritter Hans von Hartingen vor der Burg sey, und als Freund herein gelassen zu werden wünsche.

Ritter Hartingen? sagte Conradin verwundert. Traun! der war schon zehn Jahre nicht bey mir und geht — wie ich weiß — nicht mit guten Gedanken um.

Der Ritter scheint große Eile zu haben, versetzte Martin. Wenn Euch Euer Wohl lieb wäre, sagte er, so sollet Ihr ihn schleunig hereinlassen. Er hat Euch Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken.

Wollens sehen! sprach Conradin. Laßt die Brücke hinunter, und empfangt den Gast wie sichs gebührt. Aber weiset alle Reisige, die er etwa mitgebracht hat, ohne Umstände ab. Zwey Knappen mögen ihn in's Schloß begleiten; mehr nicht.

Bald

Bald war Hans von Hartingen in Conradins Zimmer. Sie begrüßten sich mit ritterlicher Höflichkeit. Ritter, sagte hierauf Hans von Hartingen, wollt Ihr wohl mit mir einige Augenblicke allein seyn? Ich habe mit Euch wichtige Sachen zu bereden.

Redet nur frey heraus, versetzte Conradin, und erlaubt meinem Weibe, mit zuzuhören. Ich habe vor ihr keine Geheimnisse.

Wär' mirs gleich, um ihrer selbst willen, lieber, wenn sie es nicht hörte, sprach Hans von Hartingen, so will ich doch reden. Ritter, Euch droht Gefahr. Franz von Zollingen, Euer alter Feind, dem Ihr schon manche Beute abgejagt, hat Euch längst schwere Rache geschworen; endlich ist er ausgebrochen mit einem ansehnlichen Heere, und steht nicht weit von Eurer Burg. Nach Mitternacht will er Euch überfallen. Euch beyzustehen, bin ich herkommen. Laßt, Ritter, alsobald Eure Leute zusammen kommen, und zieht dem Feinde entgegen. Ein Ueberfall von Euch wird ihn unerwartet kommen, und ihn in Unordnung bringen. Mir überlaßt die Beschützung der Burg. Ich habe eine ansehnliche Schaar mitgebracht, lauter tapfere Kumpane, die Tod und Hölle nicht fürchten. Eure Frau und Tochter sollen die beste Schutzwehr haben.

Mit kühler Entschlossenheit hatte Conradin, mit heimlichem Grauen Rosalia diese Rede vernommen. Tallingen traute seinem Verwandten nicht sehr, und ließ ihn dieß nicht undeutlich merken. Dieser aber nahm ein so ehrliches Gesicht an, wußte alle Besorgnisse so gut zu entfernen, daß Conradin endlich seinen Versicherungen Glauben beymaß, und zu thun beschloß, was er ihm angerathen hatte.

Tallingens Leute wurden schnell versammelt, und Hartingens Reisige in die Burg gelassen. Conradin ließ sich den Harnisch anlegen. Rosalia war dabey behülflich. Noch nie hatte sie dabey eine so starke Aengstlichkeit empfunden. Eine grauenvolle Ahndung durchbebte sie jetzt. Der Ritter, der dieß merkte, suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens; Rosaliens Herz weissagte ihr Unglück.

Kurz vor Mitternacht zog Conradin aus, um seinen Feind, der, gegen alle Ritterstitte, ihn heimlich überfallen wollte, zu bekriegen. Die Brücke wurde hinter ihm aufgezogen, und Hans von Hartingen ließ von seinen Leuten auf allen Seiten des Schlosses Wache halten.

Tallingen hatte, zu mehrerer Sicherheit, seinen treuen Martin, auf dessen Beherztheit und Ehrlichkeit er alles baute, in der Burg zurückgelassen, und ihm die Beschützung seiner Frau und der kleinen Rosemunde anempfohlen. Rosalia traute dem Ritter Hartingen nichts Gutes zu; seine glatten Worte verfehlten bey ihr des Eindrucks; Martins gerades, derbes Wesen mochte sie mehr leiden; denn seine Bravheit und Treue war ihr bekannt; er hatte sie bey verschiedenen Gelegenheiten erprobt, und Rosalia verließ sich deßhalb mehr auf ihn als auf den zweydeutigen, überhöflichen Ritter.

Nach zwey Stunden hörte man ziemlich deutlich viele Schüsse fallen. Es schien, als nähere sich der Kampf immer mehr dem Schlosse. Ein Knappe brachte dem Ritter Hartingen in wilder Eile die Nachricht, daß in dem nahen Erlenwalde ein großes Feuer gesehen werde. Der Ritter schien dadurch in Bestürzung gesetzt, und erklärte Rosalien, daß sie, ihrer Sicherheit

liegen, in den dicken Thurm flüchten müßte. Rosalia wi-
derſetzte ſich. Auch Martin wollte dieß nicht zulaſſen.
Aber Hans von Hartigen betheuerte, daß er Gewalt
brauchen müſſe; das Leben und das Wohl Roſaliens
ſey ihm von ihrem Vater anvertraut worden; beydes
ſey jetzt in Gefahr; eine ſchnelle Flucht in eines der
wohlverwahrten Zimmer des Thurms ſey unumgänglich
nöthig; dabey müſſe es bleiben, und der geringſte Wi-
derſtand würde ihn zur Ergreifung ſtrenger Maaßregeln
zwingen. Alles Sträuben der geängſteten Roſalia, die
ihr Unglück ahndete, alle Widerſprüche des wackren
Martin fruchteten nichts. Roſalia mußte mit Roſe-
munden in den Thurm. Der Ritter begleitete ſie ſelbſt
hinein, und ſchloß hinter ihr die Thüre zu. Deutlich
vernahm ſie, wie er hierauf zu einigen Knappen, die
mit ihm waren, lachend ſagte: Nun der Vogel in den
Käfich eingeſperret iſt, können wir ungehindert unſer
Spiel treiben.

Jetzt gingen Roſalien vollends die Augen auf.
Sie erkannte keinen Augenblick mehr, daß ein ſchänd-
licher Verrath Statt finde, und ihr Herz klopfte noch
ängſtlicher. Sie drückte Roſemunden an ihre pochende
Bruſt, und ſah zwiſchen Furcht und Hoffnung der Ent-
wickelung entgegen.

Indeſſen war der Ritter aus dem Thurme auf den
Burghof zurückgekehrt, als er Martinen befahl, ihm
den heimlichen Gang, der ſich im Schloſſe befand, zu
öffnen, weil er ihn mit ſeinen besten Leuten beſetzen, und gegen
einen verdächtigen Einfall der Feinde verwahren müßte.

Mit feſter Unerſchrockenheit betheuerte Martin, daß
der Gang nicht aufgeſchloſſen werde. Sein Herr ha-
be ihm dieſes befohlen, und lieber werde er ſich in Stü-
cken hauen laſſen, als dieſem Befehle entgegen handeln,

Diese entschlossene Sprache entrüstete den Ritter sehr. Er befahl, den unverschämten Knappen zu greifen und ins Kerkerloch zu werfen. Martin zog sein Schwert und schwur, jeden, der ihm näher käme, zu durchbohren. Hartingen rief jetzt wüthend aus: Haut das Gepack in Stücken! Sogleich fielen mehrere Reisige über ihn her. Martin schwenkte sein Schwert meisterlich. Vier von des Ritters Leuten fielen. Hartingen schäumte vor Wuth, und rief noch mehrere seiner Knechte zu Hülfe. Martin durchbohrte unterdeß noch zwey andere; da er aber am linken Arm verwundet wurde, und der Uebermacht weichen mußte, so zog er sich in ein Zimmer zurück, schob den inwendigen Riegel vor, und beschloß, sich hier bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Acht Reisige, die Conradin auf der Burg zurückgelassen hatte, aufgebracht durch dieses harte, eigenmächtige Benehmen des fremden Ritters, eilten herzu, und wollten ihren wackern Martin retten. Man fiel aber wüthend auf sie ein, ermordete die Hälfte von ihnen und steckte die übrigen in den Kerker. Jetzt brach man die Thüre zu dem heimlichen Gange ein, ließ, zum Zeichen, daß dieß geschehen sey, eine Art Raketen steigen, und bald war die Burg mit fremden Leuten umringt, der versteckte Gang durchbrochen, die Zugbrücke aufgezogen, und das Schloß von einer beträchtlichen Menge Feinden besetzt. Daß Hans von Hartingen ein schändlicher Verräther sey, lag jetzt am Tage. Martin knirschte vor Zorn. Und wie ward ihm vollends, als er unter seinem Fenster den nichtswürdigen Ritter sagen hörte, man sollte, wenn Ritter Conradin zur Burg hereinritte, sich sogleich seiner bemächtigen, und ihn in den dicken Thurm sperren.

Der Morgen fing an zu grauen, da kam ein verwundeter Knecht eiligst in die Burg gesprengt, und brachte die Nachricht, daß Ritter Conradin gegen die Uebermacht des feindlichen Heeres nichts vermöge, daß der größte Theil seiner Leute gefallen und der Ritter selbst in der Burg erscheinen werde. Nach einigen Minuten erschien Conradin wirklich, den schändlichen Betrug seines Verwandten nicht ahndend. Kaum war er über die Brücke, als diese aufgezogen und er von Hartings Reisigen umringt wurde.

Verrätherey! rief Conradin zornig, und zog sein Schwert. Martin sah dieß. Hastig schob er den Riegel weg, stürzte aus dem Zimmer, rief seinem Herrn zu, daß er verrathen sey, und fiel mit kriegerischer Wuth unter seine Feinde. Greift beyde, schrie Hans von Hartingen, und seine Leute wollten gehorchen. Allein Conradin und sein treuer, braver Knappe schlugen so tapfer um sich, daß die Verräther mehrmahls weichen mußten. Mehrere von ihnen wurden schwer verwundet. Doch endlich siegte die größere Gewalt. Conradin ward entwaffnet. Martin, der einige Wunden erhalten hatte, und am ganzen Körper blutete, sah dieß und wollte, obgleich entkräftet, seinen Herrn retten. Beynahe wäre ihm dieses gelungen; allein eine Lanze durchbohrte sein Herz, und er sank entseelt zu Boden. Conradin sah dieß mit Betrübniß. Er hatte den wackern Knappen wie einen Sohn geliebt und sein Tod schmerzte ihn wie der Tod eines Sohnes. Ehrliche Seele! sagte er männlich bewegt, der Himmel lohne deine Treue! — —

Hans von Hartingen gab Befehl, den entwaffneten Ritter in den Thurm zu führen. Es geschah. Conradin verlangte, den Zusammenhang der Sache zu

erfahren; der Verräther ließ ihm aber sagen, daß jetzt keine Zeit zu einer nähern Erklärung sey, und daß er sich in sein Schicksal fügen möchte.

Nach wenigen Stunden rückte Franz von Zolling in die Zackenburg ein, und gab einen Theil derselben der Plünderung seiner Söldner Preis. Noch an diesem Tage ward den Untergebenen des gefangenen Ritters Conradin kund gethan, daß sie des Gehorsams gegen ihn entbunden, und von nun an Unterthanen des Ritters Hans von Hartingen wären. Conradin sey, mancher ungebührlichen Thaten wegen, seiner Freyheit verlustig gegangen, und seine Besitzungen dem vorhin gedachten Ritter, als welcher darauf die gerechtesten Ansprüche habe, anheim gefallen.

Damit waren Conradins Untergebenen, die ihn wie ihren Vater liebten, nicht zufrieden, besonders da sie aus schaurigen Sagen ihren neuen Herrn als einen harten, grausamen Mann kannten. Allein, was konnten sie thun? Die Burg war wohl besetzt, und an eine Eroberung derselben war nicht zu denken. Zwar thaten einige den Vorschlag, ein Paar ehrenfeste Ritter, die Conradins Freunde waren, zu Hülfe herbey zu rufen; allein er mußte schon deshalb verworfen werden, weil gerade zu dieser Zeit das südliche Deutschland von Fehden und Kriegen ganz zerrüttet wurde, und jene Ritter eben auch mit mächtigen Feinden zu kämpfen hatten.

Hans von Hartingen, dieser gewissenlose, schändliche Verräther, hatte sich mit Franz von Zolling zu Conradins Verderben verbunden, und der List des Heuchlers war das Bubenstück nach Wunsch gelungen. Er frohlockte darüber und gab mehrere Tage nacheinander

fürstliche Schmäuse. Mit Zolling traf er einen Vergleich. Zur Belohnung für seine ihm geleisteten Dienste trat er ihm eines seiner Güter ab, und erhielt dafür von ihm die Versicherung, daß er ihn in dem Besitze der Zackenburg schützen wolle.

Nach einer Woche fand Hans von Hartingen es für nöthig, den Ritter Conradin nebst seiner Frau und Tochter von der Zackenburg zu entfernen. Einige Vertraute von ihm erhielten den Auftrag, dieses Geschäft zu besorgen. Heimlich ward Conradin mit den Seinigen von ihnen nach einer entfernten, halb verfallenen Burg gebracht, wo sie, geschieden von einander, in unterirdischen Kerkern ihre Tage verleben sollten. Umsonst flehte Rosalia, sie zu ihrem Manne zu bringen; und nur mit vieler Mühe konnte sie die Erlaubniß erlangen, Rosemunden bey sich zu behalten.

Hans von Hartingen, fühllos gegen jede Regung des Gewissens, bestimmte die Zackenburg zu seinem Aufenthalte im Sommer; im Winter wollte er seine alte Burg beziehen. Seine neuen Unterthanen fühlten bald die Strenge seines Charakters. Argwöhnisch, wie er war, witterte er bald hier, bald dort Verrätherey, ließ viele Unschuldige einkerkern, stäupen und hinrichten. Schreckenvoll war sein Regiment und daher durchgängig verhaßt.

Was den schändlichen Verräther am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß Conradins Tochter, Rosemunde, einst Ansprüche auf die Zackenburg machen, und ihn von seinen neuen Besitzungen verdrängen könne. Dieß wurmte Tag und Nacht in seiner schwarzen Seele, und erzeugte in ihm einen schrecklichen Gedanken, den, das unschuldige Mädchen dem Tode und seiner verruchten Habsucht zu opfern. Er schickte zwey Vertraute nach der

Burg, in der Rosemunde und ihre Aeltern schmachteten und ließ der Mutter die Tochter abfordern. Rosalia erschrak, denn sie liebte das Mädchen mit innigster Zärtlichkeit, und fand in ihrem Unglücke ihren größten Trost in dem Anblicke des unschuldvollen, traulichen Geschöpfes. Auch diesen Trost, auch diese Freude will man meinem Mutterherzen entreißen? rief sie ängstig, und ein Strom mütterlicher Zähren stürzte ihr von den abgehärmten Wangen.

Die Abgeordneten versicherten, daß ihr Herr einzig und allein aus Vorsorge für des Mädchen Wohl ihr dasselbe abfordern ließe; er würde es sorgfältig erziehen lassen, und ihm zuweilen die Erlaubniß geben, die Mutter zu besuchen. Diese letzte Versicherung war für das Herz Rosaliens noch am meisten tröstend. Sie drückte Rosemunden noch Ein Mal an ihre fromme Brust, herzte und küßte sie zärtlich, benetzte ihre Wangen mit den heißesten Zähren, und übergab dann mit zitternden Händen das Kind den zwey Männern. Rosemunde weinte, streckte ihre Hände ängstlich nach der Mutter und sträubte sich in den Armen des Fremden, der sie übernommen hatte, mit aller Kraft. Rosalia sprang auf, riß das Kind noch Ein Mal an ihr Herz, übergab es dann wieder einem der Abgeordneten, und wendete sich schluchzend um, um durch den Anblick der geliebten Tochter nicht ganz erschüttert zu werden. Rosemunde ward fortgetragen, und Rosalia sah sich nun einsam, des Kostbarsten auf Erden, der Freyheit, des Gatten und des Kindes, beraubt.

Der grausame Hartingen blieb bey seinem schwarzen Vorsatze. Rosemunde sollte umgebracht werden. Einer von den Hirten aus der Gegend um die Zackenburg ward zum Werkzeuge des Todes ersehen. Der blut-

dürftige Ritter ließ ihn vor sich kommen, und überreichte ihm einen Korb, worin das unschuldvolle, holde Mädchen wohl eingewickelt lag, mit dem Befehle, denselben in einen nahen Weiher zu versenken.

Der Hirte wanderte nach dem Teiche. Hartingen folgte ihm in einiger Entfernung, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß sein Auftrag vollzogen worden sey. Der Hirte bemerkte ihn. Er erreicht den Weiher; der Ritter bleibt in einem nahen Gebüsche lauschend stehen; er sieht, wie der Korb in den Teich gesenkt wird, und kehrt beruhigt nach der Burg zurück. Hier wird die Nachricht verbreitet, daß Rosemunde gestorben sey; ein Sarg, der mit alten Linnenzeug gefüllt ist, wird zum Scheine in ein Grab gelassen, und dem Ritter Conradin und seiner Gattinn der angebliche Tod ihrer Tochter gemeldet. Beyde empfanden über ihren Verlust den tiefsten Schmerz; Rosalie war untröstlich, und selbst Conradin, nicht zum Weinen gebohren, vergoß um seine geliebte Tochter Thränen der väterlichsten Liebe.

Vergebens hoffte der gefangene Ritter von Tallingen, daß Hans Hartingen endlich in sich gehen, und ihm seine Freyheit wieder geben würde. Er wiederhohlte seine Aufforderungen, ihn der Gefangenschaft zu entlassen. Hartingen spottete seiner, und suchte sein Unglück durch höhnende Antworten, die er ihm sagen ließ, zu vergrößern. Conradin sah endlich wohl ein, daß nichts auf diesen Hartherzigen wirke, und daß es seine Befreyung der Zeit überlassen müsse. Bis dahin wünschte er nichts mehr, als die Gesellschaft seiner Rosalia. Er ließ den Ritter dringend bitten, ihn mit ihr zusammen zu bringen. Aber auch dieser fromme Wunsch blieb unerfüllt.

Traurig verfloß für Conradin und Roselien ein Jahr nach dem andern. Ein Jahrzehend war bereits dahin, ohne daß seine Hoffnung, sich endlich einmal befreyt zu sehen, in Erfüllung gegangen wäre. Aber jetzt verzog sich das Gewitter, das schon so lange über seinem Haupte geschwebt hatte, und ein freundlicher Sonnenstrahl brach durch die schwarzen Gewölke, und erhellte von neuem das Leben des edlen Mannes.

Franz von Zolling ward durch Hans von Hartingen bey verschiedenen Gelegenheiten vervortheilt und von ihm nicht auf die ehrenvollste Weise behandelt. Dieß brachte ihn dahin, ihm seine Freundschaft aufzukündigen und die Fehde zu erklären. Auf seine Leute konnte Hans von Hartingen nicht mit Sicherheit rechnen, denn oft hatten sie seine Härte gefühlt und ihn im Herzen verwünscht. Er mußte immer befürchten, daß fast alle ihm abtrünnig werden würden, sobald sich nur eine bequeme Gelegenheit dazu ereignete. Und dem war wirklich also. Kaum erschall das Gerücht, Zolling sey im Anzuge, als alle seine Untergebenen im Herzen den Entschluß faßten, diese Gelegenheit zu ergreifen, und das drückende Joch, das ihr Peiniger ihnen aufgelegt hatte, abzuschütteln.

Hartingen zog seinem Feinde entgegen. Mit Verdruß mußte er sehen, daß seine Leute haufenweise von ihm abfielen, und auf die Seite des Ritters von Zolling traten. Es kam zu einer Schlacht. Hartingen ward aufs Haupt geschlagen, und gerieth in Gefangenschaft. Kaum ward dieß auf der Burg, wo Conradin eingekerkert war, ruchtbar, als mehrere Reisige, die längst den Hartingen haßten und im Stillen Theil an dem Schicksale der Gefangenen nahmen, den Ker-

ker sprengten, und den Ritter Tallingen nebst Rosalien glücklich aus der Burg brachten.

Zehn Jahre hatten sich Conradin und Rosalia nicht gesehen. Welche Wonne! welch' Entzücken! als sie sich erblickten, als eines nach dem andern den Arm ausbreitete und sie sich an die bebende Brust sanken! In diesem seligen Augenblick waren die Freuden eines Jahrzehends zusammen gedrängt. Lange standen die Glücklichen, in stummes Entzücken versunken, da, und sahen sich an, als wären sie einander fremd, und noch zweifelhaft, ob sie einander wirklich wieder geschenkt seyen.

Als die ersten mächtigen Aufwallungen der höchsten Freude sich etwas gelegt hatten, dachten beyde an ihre jetzige Lage und an die Gefahren, denen sie noch immer ausgesetzt waren. Was zu thun sey? darüber blieben sie nicht lange unschlüssig. Laß uns, sagte der Ritter, diesen Ort des Grausens eiligst verlassen, und nach unserer Burg gehen. Dort finden wir sicher noch treue Freunde, die sich unser annehmen und uns die entrissne Veste wieder erobern.

Um nicht bemerkt und angehalten zu werden, begaben sie sich tief in den Wald, vermieden gebahnte Wege, benutzten die Nacht zur Fortsetzung ihrer Flucht, nährten sich einzig von Waldbeeren und erreichten nach vier Tagen glücklich die Gegend, in der die Zackenburg lag. Noch zwey Meilen waren bis dahin. Rosalie konnte nicht weiter. Ihre Füße waren wund gerieben, und ein schwaches Fieber benahm ihr vollends die Kräfte. In diesem Zustande erreichte sie, von Conradin geführt und fast in den Armen getragen, im Walde eine Quelle, an der sie ermattet hinsank. Nicht lange hatte sie an dieser Stelle in des edlen Ritters

Schooße gelegen, als ein muntres Hirtenmädchen mit einer Heerde Schaafe an den Brunnen kam, und die Ermüdeten freundlich grüßte. Auf ihrem Gesichte lag die reinste Unschuld und eine holde Anmuth, die den Ritter und seine Rosalia zur stillen Bewunderung dieses lieblichen Geschöpfes hinriß. Noch bezaubernder war der Silberklang ihrer schönen Stimme, die Bescheidenheit und Sanftmuth in ihren Reden, die Sittsamkeit ihres Benehmens und die hohe Grazie ihres ganzen Wesens. Liebreich nahm sie an der kränkelnden Rosalia Antheil, und bath sie, mit ihr zu gehen, ihre Wohnung sey nicht weit, und Platz genug für die Kranke und ihren Begleiter vorhanden.

Der Ritter nahm dieß Anerbiethen mit Dank an, faßte Rosalien in seine Arme, und schwankte mit ihr nach dem Dörfchen, vor welchem ein kleines, einzelnstehendes Haus lag, in welches das Hirtenmädchen sie einführte. Meine Mutter, sagte sie, ist ein gutes Weib; schade nur, daß sie schon seit einigen Jahren nicht mehr sieht; mein Vater, der seit gestern abwesend ist, und nur nach einigen Tagen zurückkehrt, suche an Rechtschaffenheit seines Gleichen. Er würde Euch freudig aufnehmen, wenn er hier wäre.

Bey diesen Worten trat man in die kleine Stube, wo ein altes Mütterchen in einem Winkel spann. Conrädin und Rosalia bathen ihr einen freundlichen Abend, sie dankte herzlich; die Tochter erzählte ihr, was es mit den Gästen für eine Bewandtniß habe; die Alte äußerte viel Theilnahme und hieß die Fremden herzlich willkommen. Ob sie gleich blind war, so ging ihr doch die Arbeit nicht nur äußerst schnell von der Hand, sondern sie spann auch einen sehr feinen Faden. Ihr Gefühl in den Fingerspitzen ersetzte ihr zum Theil

den Verlust des Gesichtes; es war so geübt und fein, daß sie, wenn man ihr zehn Arten von Garn vorlegte, durch das bloße Gefühl das, was sie gesponnen hatte, sogleich unterscheiden konnte.

Rosalia sehnte sich nach Ruhe. Das Mädchen, welches Clara hieß, merkte dieß kaum, als es sogleich ein gutes Lager bereitete, worauf die entkräftete Rosalia sich hinlegte.

Der Ritter lehnte sich in einen Winkel und schlief einige Stunden so sanft, als nur wenige Zärtlinge unserer Zeit auf ihren Eiderdunnen.

Am andern Morgen erwachten beyde neugestärkt. Clara hatte bereits in dem Walde heilsame Kräuter gesucht, und für Rosalien eine wohlschmeckende Suppe daraus zum Frühstück gekocht, die sie mit Appetite zu sich nahm, und bald darauf gute Wirkungen davon spürte.

Der Ritter erkundigte sich nun angelegentlich um die Lage der Dinge in der Zackenburg. Clara erzählte ihm, daß diese Burg noch von Hartingens Leuten besetzt sey, daß aber der größere Theil von ihnen mißvergnügt und geneigt wäre, auf die Seite des Ritters Zolling zu treten; daß alle wünschten, Conradin möchte noch am Leben seyn; diesen liebe Jederman; allein man glaube allgemein, daß er und seine Frau längst gestorben sey; Hartingens Untergebenen wüßten, daß ihr Herr von Zolling gefangen wäre; sie hätten sich daher in einem Dorfe, das drey Meilen von hier entfernt läge, versammelt, um zu beschließen, was unter diesen Umständen zu thun sey; ihr Vater sey auch dahin gegangen. — Conradin faßte Hoffnung.

Ein Paar Stunden nach dieser Erzählung kam Clara in die Stube gesprungen und rief freudig, daß

Vater zurückkehre. Nach einigen Minuten trat er
in — ein Mann von hohem Alter und ehrlichem
chte. Auch seine Augen waren etwas blöde, und
rblickte daher den Ritter und Rosalien nicht sogleich.
ne Tochter, die ihm um den Hals fiel und ihn herz-
bewillkommte, machte ihn auf die Gäste aufmerk-
. Er freute sich, daß sie bey ihm eingekehrt wä-
Mit sichtbarer Betrübniß erzählte er seinem Wei-
daß er in einem nahen Dorfe den ehrlichen Jakob,
n alten Freund, besucht, und ihn auf dem Sterbe-
gefunden habe. Er sagte mir, sprach der Alte,
er mir vor seinem Tode noch etwas zu entdecken
; eben wollte er dieses thun, als ihn ein starker
en überfiel und am Reden hinderte. Mein Ge-
t erlaubte mir nicht, länger bey ihm zu weilen;
wisset, ich komme mit einer frohen Botschaft zu-
Unser guter Ritter, Conradin von Tallingen und
Ehefrau, sind am Leben, und von einigen Leuten
Hartingen befreyt worden. Alles ist darüber außer
or Freude. Mich hat man hergeschickt, um die-
he Nachricht in der hiesigen Gegend bekannt zu
en. Es sollen aus jedem Dorfe, das zur Zacken-
gehört, eiligst Leute ausgeschickt werden, um
Ritter, der vielleicht in den Wäldern herumirrt, aufzu-
n.

Das alte Mütterchen frohlockte; Clara war ent-
, denn sie hatte von dem Ritter Tallingen und Ro-
so viel Schönes und Gutes gehört, daß sie bey-
ndlich liebte.

Der Ritter und seine Gattinn sahen mit freudiger
ung die Theilnahme an ihnen, sie fühlten, wie
n solchen Augenblicken der Lohn der Tugend sey,
hre Herzen waren voll Dank und Hoffnung.

Conradin verlangte von dem Alten, daß er das Dorf zusammen rufen möchte, weil er über den Ritter von Tallingen Aufschluß geben könnte. Der Alte thats. Vor seinem Hause war bald das ganze Dorf versammelt. Conradin trat heraus. Einige Greise, die ihn sonst sehr gut gekannt hatten, schlugen die Hände zusammen. Es ist unser guter Herr Ritter Conradin von Tallingen! riefen sie, und ein allgemeiner Jubel verbreitete sich durch den Haufen. Alle drängten sich herbey, jeder wollte dem Ritter zuerst die Hand schütteln; sie erdrückten ihn beynah.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch alle Oerter die Nachricht, der Ritter sey am Leben und in dem Dorfe Neuhausen. Groß und Klein strömte herbey; alles wollte ihn sehen, für ihn fechten, ihm die Jackenburg wieder erobern helfen. Des Nachmittags sah er sich von viehundert streitbaren Männern umringt, die Blut und Leben für ihn zu lassen schworen. Er rückte mit ihnen noch an diesem Tage nach jenem Dorfe, wo die Einwohner der Gegend sich versammelt hatten, um zu berathschlagen, was in diesen Umständen vorzunehmen sey. Der Zug, an dem sich immer neue Freunde anschlossen, ging auch durch den Ort, wo der kranke ehrliche Jakob wohnte. Die Kunde von dem Ritter war ihm zu Ohren gekommen, und hatte ihn gleichsam neu belebt. Er schickte einen seiner Söhne zu dem Ritter, und ließ ihn bitten, nur auf einige Augenblicke zu ihm zu kommen, weil er ihm Sachen von Wichtigkeit zu entdecken habe. Allein Conradin konnte diese Bitte nicht erfüllen. Er mußte eilen, wenn er noch diesen Tag sein Ziel erreichen wollte. Lauter, allgemeiner Jubel ging ihm voran, und

als er an Ort und Stelle ankam, wurde er beynahe auf den Händen getragen.

Ob es gleich schon spät am Abend war, so ward doch einmüthig beschlossen, noch in dieser Nacht die Zackenburg zu stürmen. Kurz nach Mitternacht geschah der erste Angriff auf die Veste. Ein zweyter war nicht nöthig. Die Besatzung leistete wenig Widerstand; müde der Bedrückungen ihres Zwingherrn, beschloß sie, die Burg dem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben. Nach zwey Uhr wurde die Zugbrücke niedergelassen, und Conradin von Tallingen zog mit seinem zahlreichen Anhange im Triumphe ins Schloß. Es floß kein Tropfen Blut. Am darauf folgenden Morgen schwor man dem Ritter neue Treue.

Rosalie war in der Hütte des Alten geblieben. Die Nachricht von dem siegreichen Einzug des Gatten in seine Burg gab ihr neues Leben. Clara nahm an ihrem Glücke innigen Antheil. Conradin schickte den besten Wagen, der sich in der Burg vorfand, nach dem Dorfe, und ließ seine Rosalia hohlen. Mit dankbaren und frohen Gefühlen empfingen sie auf seinem alten Wohnsitze. Beyde sahen sich am Ende ihrer mannigfaltigen Leiden, inbrünstig dankten sie dem Himmel für ihre Rettung, und nichts fehlte ihnen noch zu ihrem vollkommenen Glücke, als — Rosemunde, an die sie durch verschiedene Gegenstände erinnert wurden.

Nachmittags erschien ein langer Zug von Mädchen auf der Burg. Clara mit ihrem Vater, befand sich an der Spitze. Conradin und Rosalia wurden mit Blumenkränzen geschmückt und durch rührende Gesänge der raschen, blühenden Mädchen nicht wenig bewegt. Rosalia umarmte die freundliche Clara, bey der sie so viele Theilnahme und Hülfe gefunden hatte.

Cla-

Clara, sagte sie hierauf, ich will deinen Vater bitten, daß er dich bey mir läßt; ich habe eine Gesellschafterinn nöthig, sey du mir diese; wenn ich dich ansehe, will ich mich an meine Rosemunde erinnern; ach, sie wäre nun auch so groß, und auch so freundlich, liebreich und gut, wie du Clara, wenn sie noch lebte.

Clara küßte Rosalien die Hand, und sah fragend ihren alten Vater an. Ich habe nichts dagegen, sagte dieser; wenn du's zufrieden bist, Clara, so bleibe bey der gnädigen Frau.

Aber meine gute, alte Mutter — — sprach Clara, soll ich diese — — —

In diesem Augenblicke trat ein Greis in das Zimmer, und meldete, daß der alte kranke Jakob in der Burg sey, und den Ritter zu sprechen wünsche. Laßt ihn nur kommen, sagte Conradin. Auf einem Bette ward der Kranke hierauf herein getragen. Edler Ritter, sagte er mit schwacher Stimme, Gott segne Euch und die Eurigen! Ich ließ Euch zu mir bitten; Ihr konntet nicht kommen, jetzt komme ich zu Euch. Gute Freunde haben meine Bitte erfüllt, und mich hierher getragen. Ich fühl' es, daß ich meinem Tode nahe bin. Auf meinem Herzen habe ich ein Geheimniß, das ich nicht mit ins Grab nehmen kann. Eure Tochter, Rosemunde, ist nicht des natürlichen Todes gestorben. — — Der hartherzige Ritter Hartingen hatte mich zu ihrem Mörder ausersehen. Er gab mir das Mädchen eingewickelt in einem Korbe, und befahl mir, diesen in den Weiher zu versenken. Der Böswicht folgte mir nach, um zu sehen, ob ich auch thäte, was er mir befohlen hatte. — — Das merkte ich wohl. — Ich kam an den Weiher; da erhob das Kind ein klägliches Geschrey; ich nahm's so heimlich als möglich

schnell aus dem Korbe, und setzte es in einen Busch, dann versenkte ich den leeren Korb ins Wasser. Der Ritter dachte wohl, daß das Mädchen mit versenkt sey und kehrte heim. Rosemunde blieb auf diese Weise am Leben.

Am Leben? rief Rosalia, und zitterte am ganzen Leibe vor Freude. Auch Conradin war von frohen Empfindungen durchdrungen, und eine Heiterkeit, die alle Umstehenden ergriff, überzog sein Angesicht.

Was sollte ich nun aber mit dem Mädchen machen? fuhr der ehrliche Jakob fort, bey mir behalten konnt' ich es nicht; der Ritter hätte sonst leicht dahinter kommen können. Ich trug Rosemunden daher zu meinem Freunde Paul, der hier steht, (indem er auf Clara's Vater deutete) sagte ihm nicht, wer das Mädchen sey, sondern bath ihn nur, es an Kindesstatt anzunehmen und es im Stillen aufzuziehen. Das Geheimniß seiner Abkunft verbarg ich tief in meinem Herzen, um das Kind und mich nicht unglücklich zu machen. Jetzt, da der Himmel Euch hold ist, edler Ritter, jetzt kann ich es vor der ganzen Welt sagen: Clara ist Eure Tochter Rosemunde.

Ein lauter Jubel erscholl im Kreise der Anwesenden. Wonne, wie sie nur gefühlvolle Herzen noch empfinden können, erfüllte die Brust des Ritters und seiner Rosalie. Clara und ihr vermeinter Vater standen freudig betroffen und sprachlos da. Ich zweifle nicht an Eurer Rede, ehrlicher Jakob, rief Rosalia; sie soll sich gleich als wahr bewähren. Rosemunde hatte am rechten Arme ein Muttermahl. Komm her, Clara, laß deine Rechte sehen! — Ja! ja! rief Rosalia entzückt, das Muttermahl ist da! Clara ist meine Tochter! ist unsre Rosemunde! O geliebtes Kind! geliebte

Tochter! Komm, komm an mein Mütterherz, das viele Jahre um dich geweint hat!

Rosalia drückte mit heftiger Freude die Tochter an die Brust; auch der Ritter that's und das ganze Schloß rief: Es lebe Fräulein Rosemunde!

Mehrere festliche Tage waren der Freude über Rosemundens Wiederfinden geweihet. Die umliegende Gegend sprach lange von nichts anderem, als von der nun aufgelebten, still geretteten Rosemunde; Jung und Alt kam auf die Burg, um sie zu sehen, und ihr zu huldigen; Jakobs Ehrlichkeit und Pauls Menschenfreundlichkeit ward hoch erhoben. Leider! starb Jakob noch an demselben Tage auf der Burg. Der Ritter ließ seine Leiche mit vieler Feyerlichkeit begraben, und seinem Andenken ein schönes Mahl errichten.

Der Ritter Fritz von Zolling vernahm kaum die Geschichte, als er es für rathsam hielt, mit seinen Eroberungen inne zu halten und seinen Vorsatz, die Zackenburg zu belagern, aufzugeben.

Conradin von Tallingen lebte zu neuen Freuden auf. Geliebt von Rosalien und Rosemunden und verehrt von allen seinen Unterthanen, verflossen seine Jahre wie freundliche Herbsttage. Nach drey Jahren bewarb sich ein edler junger Ritter um Rosemundens Hand, und war so glücklich, sie zur Gattinn zu erhalten.

Mit Hans von Hartingen nahm es ein trauriges Ende. Er wollte sich aus seiner Gefangenschaft befreyen, und erschlug zwey Reisige, die ihn bewachten. Ein Knappe, der ihnen zu Hülfe eilte, und von ihm auch angegriffen wurde, durchbohrte ihn.

Auf Conradins und Rosaliens Grabeshügel flose

sen viele dankbare Zähren. Auch Rosemundens Andenken wurde von den spätesten Enkeln gesegnet.

Glatz.

Der billige und ehrliche Obsthändler.

Nicht weit von einem Kaufmanne wohnte ein sehr wohlhabender Obsthändler.

Dieser Mann hatte sehr klein im Handel angefangen, aber er war stets ehrlich und billig gewesen, und dadurch hatte er sich geholfen. Er suchte das schlechte Obst von dem guten aus, und verkaufte nun jedes allein, so niedrig im Preise, als er nur immer konnte. Wenn er einmal sagte: diese oder jene Art Aepfel sey gut und haltbar, oder es sey gebrochenes Obst, oder zum Kochen oder Backen tauglich, so konnte man sich sicher darauf verlassen. Alle Welt kaufte von diesem Manne Obst.

In wenigen Jahren hatte er so viel verdient, daß er große Gärten pachten, und sein Obst in vielen Wagen voll nach den benachbarten großen Städten schicken konnte, und ob er wohl zuletzt viel mehr Obst hatte, als die andern Händler zusammen genommen, so hatte er es doch immer viel früher verkauft, weil ihm jedermann gern abkaufte.

Zusatz. Man findet noch täglich Fälle von Menschen, die mit Wenigem oder mit gar nichts anfingen, und doch durch Ehrlichkeit, in Verbindung mit Thätigkeit und Ordnung, in Wohlstand gekommen sind.

Löhr.

Thomas Morus.

Thomas Morus wurde in London von gemeinen Eltern gebohren, und hatte sich aus Liebe zu seiner Familie, ganz gegen seine Neigung, der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet. Da er als Sachwalter vollkommen uneigennützig war, und die Partheyen immer auf einem gütlichen Wege zu vereinigen suchte: so erwarb er sich bald einen großen Ruhm, und es war Niemand, der von Klägern und Beklagten so oft zu Rathe gezogen wurde, als er. Als Richter in peinlichen Sachen bewies er nicht bloß die strengste Gerechtigkeit, sondern endigte auch alle Prozesse in größter Geschwindigkeit, und wollte die durchs Gesetz erlaubte Sporteln nicht annehmen. Dieß erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe.

König Heinrich der achte wünschte ein so seltnes Verdienst zu belohnen, und übertrug dem Manne mehrere Gesandschaften. Die Treue und Geschicklichkeit, welche er in diesen Geschäften zeigte, erregten bey dem Könige das Verlangen, ihn an seinem Hofe zu sehen; aber Morus weigerte sich, seine stille Wirksamkeit und sein häusliches Glück mit dem glänzenden Elende des Hoflebens zu vertauschen.

Nur die Betrachtung, daß er auf einem höhern Posten mehr wirken könnte, vermochte ihn zur Annahme einer Hofstelle. Der König ernannte ihn zu seinem Rathe, machte ihn zum Ritter, dann zum Unterschatzmeister, endlich zum Großkanzler von England. Alle diese Ehrenstellen erlangte er, ohne sie zu suchen.

Mit seiner Rechtschaffenheit vereinigte er zugleich eine solche Feinheit und Gefälligkeit des Betragens,

daß er in England für den artigsten, gesittetsten und feinsten Mann seiner Zeit galt. Selbst Beleidigungen ahndete er nicht mit Ungestüm, und wußte seinen Verweisen so eine Wendung zu geben, daß, so scharf sie auch bey gesitteten und nachdenkenden Menschen gehen mochten, sie doch weit weniger zu verwunden schienen. Einst hatte ein vornehmer Engländer einen Prozeß, der bey dem Großkanzler anhängig war. Dem Manne war an des Großkanzlers Gunst viel gelegen, und um sich ihm geneigt zu machen, schickte er ihm zwey sehr schöne silberne Flaschen. Ein andrer, der die Beleidigung seiner Würde durch diese Art von Bestechung so gut, als Thomas Morus, gefühlt hätte, würde vielleicht seinen Zorn in einem Donnerwetter haben ausbrechen lassen. Dieser aber nahm die Flaschen mit der größten Höflichkeit auf, ließ sie mit dem besten Weine aus seinem Keller anfüllen, und schickte sie dem Manne mit dem höflichen Komplimente zurück: „Es habe ihm ein großes Vergnügen gemacht daß er ihm Gelegenheit gegeben, ihm seine Achtung zu beweisen; jede Art von Weinen, die er nur in seinem Keller habe, sey zu seinen Diensten.“

Als Morus Großkanzler wurde, entstand eine allgemeine Freude im Königreiche, daß der würdigste Mann zur höchsten Würde erhoben war. Aber diese Freude währte nur kurze Zeit; denn Morus behauptete seinen Posten mit solchem Edelmuthe, und mit so wenig Verläugnung seiner höhern Würde, als Mensch, daß er sein Amt freywillig niederlegte, als die Ungerechtigkeiten, denen er beystimmen sollte, ihm nicht erlaubten, Großkanzler zu bleiben. Die Veranlassung dazu war folgende:

Morus hatte dem Könige gedient, so lange dieser Fürst seine Regentenpflichten zu erfüllen suchte, und kein

ne widerrechtlichen Schritte zur Verletzung der Freyheiten und der Wohlfahrt seines Volkes that. Allein der sonst so einsichtsvolle und gutdenkende Heinrich artete bald — wie das nur zu oft geschehen ist — in einen wollüstigen, grausamen, tyrannischen Fürsten aus. Er verstrickte sich in Buhlschaften, und verstieß seine vortreffliche Gemahlinn, um die berüchtigte Anna Boleyn (oder Bulen) zu heyrathen. Da der Pabst diese Ehescheidung nicht erlauben wollte, so hob der König die kirchliche Gewalt des Pabstes in seinem Königreiche auf, und machte sich selbst zum Oberhaupte oder zum Papste der englischen Kirche. Er verfolgte alle, die seine Ehescheidung mißbilligten, und ließ ohne Unterschied Protestanten und eifrige Anhänger der römischen Kirche hinrichten.

Der Großkanzler widersetzte sich diesen gewaltsamen Schritten mit seinem ganzen Ansehen; da er aber bey Heinrich nichts ausrichtete, und doch auch der Ungerechtigkeit nicht die Hände bieten wollte, so legte er die Kanzlerwürde nieder, mit feyerlicher Protestation gegen alles, was der König unternommen hatte. Noch mehr! Um seine grausamen Handlungen zu rechtfertigen, verlangte der König, daß das Parlament eine Akte unterzeichnen sollte, in welcher die Trennung von seiner Gemahlinn und dem Pabste als rechtmäßig anerkannt wurde. Morus trat auf, und „ich werde nie eine Person schuldig finden," sprach er, „von deren Unschuld ich überzeugt bin; eben so wenig werde ich einwilligen, daß die Tyranney des Königs durch einen Parlamentsbeschluß geheiligt werde." Er unterzeichnete nicht. Ueber diese Weigerung äußerst entrüstet, befahl Heinrich sogleich, den Thomas Morus ins Gefängniß zu setzen, und ihm den Prozeß zu machen. Sei-

ne zahlreichen Freunde bestürmten ihn mit Bitten, sich dem Willen des Königs zu fügen, da seine Weigerung doch zu nichts helfen würde; seine Gemahlinn und seine Kinder flehten ihn auf den Knieen um die Erhaltung seines Lebens, und um ihr eignes Glück. Aber Morus blieb unerschütterlich standhaft. Er verwies seiner Gattinn die Thorheit, ihm etwas rathen zu wollen, was wider sein Gewissen sey. „Das Unrecht billigen," sagte er, „ist eben so viel, als selbst Unrecht thun." —

Noch war ihm der rührendste Auftritt vorbehalten. Seine liebenswürdige Tochter, die Frau von Röper, trat in das Gefängniß. Stumm und schluchzend fiel sie ihrem Vater in die Arme, und benetzte mit ihren Thränen sein ehrwürdiges Haupt. Das Uebermaaß des Schmerzes versetzte beyde in einen äußerst beklommenen Zustand, und sie konnten lange keine Worte für ihre Empfindungen finden. Morus ermannte sich, und die ersten Worte, die er sprach, waren Worte des Trostes für seine geliebte Tochter. Mein Schicksal ist unwiderruflich entschieden, sagte er, und ich unterwerfe mich der göttlichen Fügung ohne zu murren; diese schwere Probe meines Gehorsams will ich geduldig und muthig bestehen.

Endlich wurde ihm sein Urtheil angekündigt. Er hätte, so hieß es, verdient, den Tod eines Verräthers zu sterben, (d. i. gehangen zu werden); aber aus Gnade gegen ihn habe der König diese Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Ohne die mindeste Furcht zu zeigen, antwortete Morus: „ich bitte Gott, daß er alle meine Freunde vor einer solchen Gnade bewahren möge."

Morus ging seinem Tode mit dem männlichen Mu-

the entgegen, welchen das Bewußtseyn der Unschuld einflößt. Da er in allen Tagen seines Lebens munter und scherzhaft gewesen war, so verläugnete er diese Eigenschaft seines Charakters auch in den letzten Augenblicken nicht. Als er auf das Blutgerüst stieg, sagte er zu dem, der ihm die Hand reichte: ich bitte dich, mir im Hinaufsteigen gut zu helfen; wenn es aufs Herabsteigen kommen wird, will ich Niemanden beschwerlich seyn."

So starb Thomas Morus im Jahre 1535. Sein fröhlicher Muth in dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens würde ein unverwerflicher Zeuge seines schuldlosen und großen Herzens seyn, wenn nicht sein ganzes Leben für ihn spräche; er bestätigt den Ausspruch des berühmten Erasmus, seines vertrauten Freundes: Morus Seele war weißer denn Schnee.

Thomas Morus.

Schau! das ist Morus! über Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechteren Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,
War Er's, der frey die Hochzeit verdammte,
War Er's, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger als des Tyrannen Grimm war.
Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht,
Erweicht' ihn, nicht sein zitternder Schwiegersohn,
Nicht da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen da stand.
Mit Lächeln trieb er seine rathgebende
Gemahlinn (die ihm, was sich nicht ziemte, rieth;)
Mit heiterm und ruhigen Lächeln
Trieb er sie streng, wie eine Thörinn, von sich,
Und als er bald zu seinem Triumpfplatz ging —

Ihm folgte weinend jeder Britannier;
Er thränenlos und fest wie Marmor,
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.
Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes Statt
Sein königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla seine
Vorher-umwundene Fasces aufnahm.
Hilf mir hinauf (so sprach er); das Blutgerüst
Hinuntersteigend will ich dich nicht bemüh'n!
Und lohnt' den Henker; und mit Scherze
Bot er den Hals dem erhobnen Beil dar.

Herder.

Die dankbare Louise.

Mit Liebe hing Louise an Frau Ehrenfried, ihrer Mutter. O wie gut, wie gut bist du, liebe, theure Mutter! sagte sie oft, fiel der Mutter um den Hals, und herzte und küßte sie.

In dem kleinen Garten, welcher Louisens Aeltern gehörte, stand ein Kirschbaum, welcher gewöhnlich nicht viele, aber herrliche, kostbare Früchte trug. Er gehörte Louisen. An ihrem Geburtstage war er gepflanzt worden. Nicht weit von dem Kirschbaume standen zwey Rosensträuche. Auch diese gehörten Louisen.

Freudig kam eines Morgens Louise in das Zimmer der Mutter gehüpft. Sie hatte mehrere Rosen in der Hand. Liebe Mutter, rief sie freundlich aus, alle diese Rosen sind von meinen Rosenstöcken. Sehen sie nicht herrlich aus?

Sie sind sehr schön, versetzte die Mutter, stelle

sie nur schnell ins frische Wasser, damit sie dir nicht welk werden.

Liebe, gute Mutter! sprach Louise, nicht für mich habe ich sie gebrochen. Zwey sind für dich, zwey für den Vater, zwey für meinen guten Lehrer, und zwey für Nachbars Lotte, die mir auch bisweilen von ihren Blumen schenkt.

Du hast dich, sagte Frau Ehrenfried, auf die Rosen so lange gefreut; jetzt willst du alle verschenken, und keine einzige für dich behalten?

Ich habe mich, liebe Mutter, versetzte Louise, nicht um meinetwillen darauf gefreut. Sie waren schon längst für andere bestimmt, die mir wohlthun. Meinem Lehrer werden sie gewiß Freude machen; er ist ein großer Blumenfreund; du weißt, wie viel ich ihm zu danken habe; er unterrichtet mich in allem Nützlichen und Guten, er hat mit mir Geduld, er behandelt mich sehr gütig, und thut mir vieles zu Gefallen; sollte ich ihm nicht auch eine kleine Freude machen? Nachbars Lotte erweiset mir gleichfalls manche Gefälligkeiten; sollte ich sie nicht erwidern?

Die Mutter zog Louisen an ihr Herz. Es ist schön und gut, sprach sie, daß meine Tochter so denkt. Gegen die, welche uns Gutes erweisen, müssen wir dankbar seyn. Dankbarkeit ist eine unsrer ersten Pflichten.

Wenn ich nur wüßte, sprach Louise, wie ich meinen Wohlthätern recht dankbar seyn könnte!

Das ist nicht so schwer, versetzte die Mutter, gib nur immer fein Acht auf ihre Wünsche, und suche sie, wenn es in deinen Kräften steht, zu erfüllen. Wer wirklich dankbar ist, sucht und findet auch Gele-

genheit, seinen Wohlthätern gefällig zu seyn, und wer sie nicht findet, sucht sie gewöhnlich nicht.

Ich will jetzt gleich zum Lehrer und zu Lotten, sprach Louise; du erlaubst es mir doch, liebe Mutter? Mit Lottchen habe ich schon zwey Tage nicht gesprochen; ich kann ihr mancherley erzählen; ich sehne mich schon recht sehr, sie zu sehen. Gehe ich jetzt nicht zu ihr, so geht sie aus, und kommt vielleicht erst zu Mittage zurück.

Auch ich habe einen Gang, sagte Frau Ehrenfried, dein Vater muß bald wieder kommen, das Haus kann ich nicht offen lassen, aber auch nicht zuschließen; du willst fortgehen; was soll nun geschehn?

Liebe, gute Mutter! sprach Louise, mache du nur deinen Gang, ich will hier bleiben, bis der Vater kommt.

In diesem Augenblicke ging des Nachbars Dienstbothe vorbey, von welchem Louise erfuhr, daß Lottchen in einigen Minuten fortgehen, und erst des Abends zurückkehren werde.

So springe schnell zu ihr, sagte Frau Ehrenfried, und trage ihr die Rosen hin. Du mußt dich aber tummeln, denn ich muß eilen.

Nein, nein, liebe Mutter, versetzte Louise; ich gehe nicht selbst hin, sondern schicke ihr die Rosen durch den Dienstbothen. So sehr ich auch Lottchen zu sprechen wünsche, so bleibe ich doch lieber hier, damit du deinen Gang machen kannst.

Dieß freute die Mutter. Du erweisest mir dadurch eine Gefälligkeit, sprach sie zu Louisen.

Ach, wenn das ist, rief Louise, wenn ich dir damit eine Gefälligkeit erweise, so sollte mich nichts in der Welt vermögen, das Haus zu verlassen!

Frau Ehrenfried ging nun fort. Die dankbare Tochter wollte nicht müßig seyn. Sie sann nach, was sie wohl vornehmen sollte. Da fiel ihr ein, daß die Mutter vor einigen Tagen gewünscht hatte, verschiedene Sachen, die in der Kammer in größter Unordnung lagen, in Ordnung zu bringen. Bis diesen Tag aber hatte sie keine Zeit dazu gewinnen können.

Louise sprang in die Kammer, und fing an aufzuräumen. Da kam der Vater, und freute sich über die Thätigkeit seiner Tochter. Louise hätte nun mit ihren Rosen zum Lehrer gehen können. Allein sie glaubte, daß dazu auch noch ein Paar Stunden Zeit sey, und fuhr fort, alles in der Kammer in die schönste Ordnung zu bringen. Nach zwey Stunden war sie fertig.

Die Mutter kehrte nach Hause zurück. Louise war eben zum Lehrer gegangen. Frau Ehrenfried kam in die Kammer, und sah hier alles in der größten Ordnung. Wer hat hier so schön aufgeräumt? fragte sie. — Das hat Louise gethan; antwortete der Vater.

Das liebe, gute Mädchen! sprach die Mutter; ich habe mich vor dem Aufräumen recht sehr gefürchtet, nun bin ich durch Louisens Thätigkeit dieses unangenehmen Geschäftes auf Ein Mahl entledigt.

Louise trat bald darauf in das Zimmer. Die Mutter blickte freundlich nach ihr hin. Du hast mir, sprach sie, einen angenehmen Dienst erwiesen, dadurch, daß du in der Kammer alles in Ordnung gebracht hast.

Louise küßte der Mutter die Hand. Du sagtest, sprach sie, daß man sein Acht geben müsse auf die Wünsche unsrer Wohlthäter, und sie dann zu befriedigen suchen. Nun wußte ich, daß du vor einigen Tagen wünschtest, daß die Kammer schon in Ordnung

gebracht wäre. Ich machte mich an die Arbeit, und verrichtete sie mit großer Freude.

O meine gute Tochter! sagte Frau Ehrenfried, bleibe immer so, wie du jetzt bist, bleibe immer dankbar und gefällig; dann wirst du die Freude deiner Aeltern und guter Menschen seyn, und der, der im Himmel wohnt, wird dich auch lieben, denn ein erkenntliches, dankbares Gemüth ist Gott angenehm und wohlgefällig.

Solche Freuden machte Louise ihren Aeltern und Wohlthätern oft. Als an ihrem Kirschbaume die ersten Früchte reif waren, pflückte sie sie in ein reinliches Körbchen, kam damit zu ihren Aeltern gesprungen, und bath sie, einen Theil der Kirschen anzunehmen. Die übrigen trug sie zu ihrem Lehrer und ihrer Freundinn Lotte. Sie selbst kostete nur ein Paar davon.

Nie ließ Louise eine Gelegenheit, bey der sie sich gegen ihre Aeltern dankbar beweisen konnte, unbenützt vorbey. Erhielt sie von denselben etwas, so dankte sie freundlich dafür; kam das Neujahr, so erinnerte sie sich an die Wohlthaten, die sie im verflossenen Jahre von ihren Aeltern erhalten hatte, ging zu ihnen hin, dankte ihnen herzlich dafür, und empfahl sich ihrer ferneren Güte und Liebe.

Der Geburtstag ihrer Aeltern war für sie immer ein festlicher Tag. Sie beschenkte dann gewöhnlich Vater und Mutter mit Blumen und verschiedenen Kleinigkeiten, die sie selbst verfertigte, sie versicherte ihnen oft mit Thränen, daß sie die Liebe derselben erkenne, daß sie Gott für das Geschenk so guter Aeltern danke, und nichts sehnlicher wünsche, als daß sie noch recht lange, ihr zum Trost und Glück, leben möchten.

Aber nicht nur gegen ihre Aeltern und Lehrer be-

wies sich Louise dankbar, sondern gegen alle, die ihr Gutes thaten. Die Mutter hatte ihr erzählt, daß sie, Louise, in ihrer Kindheit oft kränklich gewesen sey, und daß ihre damahlige Kindsfrau viel dabey ausgestanden habe. Sogleich bath Louise die Mutter, sie möchte ihr erlauben, der Kindsfrau, die in einem nahen Dorfe verheirathet war, aus ihrer Sparbüchse etwas zuzuschicken.

Ich erlaube dir das gerne, sprach die Mutter, es ist gut und billig, daß du der armen Frau deine Erkenntlichkeit beweisen willst.

Louise schickte nun fast alles Geld, das sich in der Sparbüchse vorfand, der Kindsfrau. Alle Jahre erhielt diese von nun an von Louisen eine Unterstützung.

Einmal wurde Frau Ehrenfried krank. Louise nahm den innigsten Antheil daran. Sie weinte und klagte, denn sie stand in der Besorgniß, ihre Mutter könnte ihr von dem Tode entrissen werden. Kindlich wartete und pflegte sie die Kranke. Der Vater befürchtete, daß dieß Louisen schaden könnte, und suchte sie von dem Krankenbette zu entfernen. Allein Louise wollte durchaus nicht von ihrer Mutter weichen. Als ich krank war, sprach sie, wartete sie mich mit der größten Liebe, und kam selten von meinem Bette. Könnte ich jetzt gegen meine liebe kranke Mutter anders handeln?

Vater und Mutter wurden durch die liebevolle Dankbarkeit der Tochter tief gerührt. Die kranke Mutter streckte ihre Hand nach ihr aus, und sprach mit Thränen: „Gottes Segen ruhe stets über dir, meine geliebte Tochter! du machst mir große Freude!“

Wie glücklich fühlte sich Louise bey diesem Segen

der zärtlichen Mutter, und wie noch glücklicher, als diese wieder genas!

Geliebt und geachtet von Allen, die sie kannten, erreichte Louise ein hohes Alter. Dankbarkeit erwirbt Liebe und Hochachtung. Wohl dem, dessen Herz sie ziert!

Glatz.

Dankbarkeit gegen Wohlthäter.

Als der General Bourgogne in Amerika auf dem unglücklichen Marsche nach Albany begriffen war, fand der Hauptmann E — — bey den braunschweigischen Truppen, welcher in einiger Entfernung hinter der Armee marschirte, um die Bagage zu decken, eines Tages einen Indianer halb verschmachtet an der Straße liegen, und ein artiges wildes Mädchen saß bey ihm, und hielt seinen Kopf in ihrem Schooße. Der Anblick rührte ihn, und weil er die Sprache der Wilden verstand, so erfuhr er, daß dieser Mann krank geworden, und weil er ganz entkräftet der Armee nicht folgen können, von seinen Landsleuten hier zurückgelassen worden sey. Das Mädchen, welches seine Tochter war, that ganz verzweifelnd, daß sie nicht das Geringste habe, ihren Vater damit zu laben, und ihn so elender Weise umkommen sehen müßte. Der Hauptmann tröstete sie, ließ sich eine Flasche Wasser bringen, und den Indianer trinken, der sich sogleich wieder etwas erhohlte. Er gab ihm eine Weile hernach einen guten Schluck Rum, ließ ihn auf einen Karren legen, welchen das Mädchen begleitete. So brachte er ihn in das Lager, wo er ihn in ein Zelt legen ließ, in welchem

chem ihm seine Tochter ein Bett von Blättern bereitet hatte.

Am folgender Morgen befand sich der Wilde um vieles besser. Der Hauptmann ließ ihm zu essen geben, setzte seinen Marsch fort, und sagte: er wolle ihm einigen Vorrath lassen, mit welchem er den Weg nach seiner Hütte suchen könne. Hier fingen der Wilde und seine Tochter an zu weinen, fielen ihm zu Füßen, und baten ihn, sie doch mit sich zu nehmen. Du hast mir das Leben gerettet, sagte der Indianer, da mich meine unbarmherzigen Landsleute verlassen hatten. Du bist mein Bruder, ich werde dich nicht verlassen, so lange du im Kriege bist. Deine Feinde sollen dich nicht treffen, ich will dich mit meinem Leibe bedecken. Mit Einem Wort: der Hauptmann mußte darein willigen, beyde bey sich zu behalten. Auf dem ganzen beschwerlichen Marsche verließ ihn der Vater keinen Augenblick, und die Tochter war unermüdet, ihm alle Dienste zu erzeigen, die in ihrem Vermögen waren. Sie hohlte Wasser für ihn, sie machte Feuer an, sie verjagte die Mücken, wenn er schlief, und bereitete ihm seine Schlafstelle, so gut als es ihr möglich war. Der Hauptmann sah die aufrichtige Dankbarkeit dieser beyden Menschen mit Empfindung, und bewunderte die unter den sogenannten Wilden herrschende Tugend, welche man bey den gesitteten Völkern so selten findet.

Als die Brittische Armee immer enger eingeschlossen wurde, und großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden anfing, wagte sich der Wilde, mit Gefahr seines Lebens, täglich auf die Jagd, und kam selten ohne Wildpret zurück, so daß der Hauptmann nie Mangel an frischem Fleisch hatte. Die Tochter beschäftigte sich den ganzen Tag mit fischen, und brachte ihm ebenfalls

ihren Fang. Der arme Hauptmann hatte nichts mehr, womit er die Sorgfalt seiner Wilden belohnen konnte, als ein Paar Fläschen mit Rum, wovon er ihnen täglich einen Schluck mittheilte. Die Nacht zuvor, ehe die Konvention zu Saratago unterzeichnet wurde, kam der Wilde zu dem Hauptmann. Bruder! sagte er, ihr könnt nicht mehr entgehen, und müßt euch an eure Feinde ergeben. Komm mit mir, ich will dich einen Weg führen, worauf du sicher zu deinen Freunden am großen See gelangen kannst. Meine Tochter und ich wollen dir unterwegs Lebensmittel verschaffen, und wenn du matt bist, so wollen wir dich auf unsern Schultern tragen. Wir werden bald zu meinen Brüdern kommen, wo du außer Gefahr bist. Du hast mir das Leben gerettet, ich will dich dafür den Händen deiner Feinde entziehen.

Der Hauptmann nahm den Vorschlag nicht an, und nachdem der Wilde seine ganze Beredsamkeit nebst seinen Thränen umsonst verschwendet hatte, ging er traurig fort. Du willst mir, sagte er, nicht gehorchen, und lieber ein Sklave als frey seyn; aber ich werde dich nicht verlassen. Allein so ungern der Wilde daran wollte, so sah er sich doch dazu gezwungen, da in der Konvention ausgemacht war, daß die bey der Brittischen Armee befindlichen Canadier und Wilden nach ihren Wohnungen zurückgehen sollten. Er konnte nicht einmal von dem Hauptmann Abschied nehmen, und dieser war in dem Innersten gerührt, daß er seinen ehrlichen Wilden auf keinerley Weise seine Dankbarkeit bezeigen konnte.

Er unterließ unterdessen nicht, beständig an sie zu denken, und erstaunte, als er eines Tages, da die Gefangenen nahe bey Boston lagen, das wilde

Mädchen in seine Hütte treten sah. Sie umfaßte seine Kniee, und konnte ihre Freude nicht genugsam ausdrücken, ihn wieder zu sehen. Sie brachte ihm einen großen Korb voll Fleisch, Früchte und Toback zum Geschenke, welches sie unter dem Vorwande, damit zu handeln, durch die amerikanischen Linien herein gebracht hatte. Sie erzählte ihm, daß ihr Vater untröstlich gewesen, da er sich gezwungen gesehen, sich von ihm zu trennen; sie aber habe nicht abgelassen, bis sie seinen Aufenthalt erfahren, und da sie unterdessen in ihren Wohnungen gewesen, so habe ihr Vater beschlossen, ihn nebst ihr zu besuchen, und ihm einige Dinge zu bringen, welche ihm bey seinen jetzigen Bedürfnissen könnten zu statten kommen. Ihren Vater hätten die Amerikaner nicht durchgelassen, sie aber hätte die Erlaubniß erhalten, weil sie vorgegeben, daß sie ihre Waaren an die Gefangenen verkaufen wollte.

Das lebhafte Vergnügen, welches die Wilde blicken ließ, den Hauptmann wieder gefunden zu haben, läßt sich durch keine Beschreibung ausdrücken. Von dieser Zeit an besuchte sie ihn öfters, und brachte ihm nicht nur allerley Lebensmittel, sondern auch Thierhäute, um sich andere Nothwendigkeiten dafür anzuschaffen. Als die Gefangenen nach den südlichen Provinzen abgeführt wurden, fand der Hauptmann keine Gelegenheit mehr, seine wohlthätigen Wilden von seinem künftigen Aufenthalte zu benachrichtigen.

Wie sehr beschämen diese sogenannten wilden und ungesittesten Menschen tausende von denenjenigen, die sich für gesittet halten, durch Adel der Seele!

Dankbarkeit gegen Gott.

Ein bejahrter, sonst aber sehr muthiger Waidmann, diente einer Gesellschaft junger Schweitzer zum Führer auf einigen Gebirgen jenes Landes, als unvermuthet eine Thräne in seinem Auge zitterte, da er eben auf die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmern-Alp hinwies. Als man ihn nach der Ursache derselben fragte, so zeigte sichs, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottvergessen wäre ich, sprach er, wenn ich jemals vor dieser Stelle vorbeygehen könnte, ohne mich dankbar seiner mir hier erwiesenen mächtigen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herrn! hier auf diesem Gletscher — seht ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eis, es ist eine Firenspalt, und einige Klafter tief in dem Abgrund läuft das Eiswasser stromweise unter den Schneebergen hin. Durchaus und ohne Rettung, denket ihr wohl, muß derjenige verlohren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen scheußlichen Schlund hinunter stürzt. Nun hier, auf diesem Gletscher und in dieser Firenspalt, sollte ich vor einigen Jahren mein Grab finden, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beynahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwey Gefährten und ich jagten auf diesem Alp hier einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit Schnee überdeckt, und eben da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein, und schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich noch meiner Sinne mächtig,

Arme und Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausspreitend, mich dadurch an den beyden Eiswänden fest, und über dem Eiswasser schwebend, erhalten konnte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung, zu wagen. — Hülfsbegierig liefen nun die Lieben, schneller als die Gemse, eine Meile weit, zu der nächsten Sennhütte zurück, während dem ich zwischen Furcht und Hoffnung, an meine verspreitete Arme und Schenkel an die Felswände gestützt, bis an die Knie im Eisstrom von dem Druck der Luft beynahe erstickt und wegen Kälte des Eises alle Augenblicke tiefer sinkend, nichts anders, als den Tod erwartete. Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen, und auf meine Antwort ließen sie mir einen, aus einer in Riemen geschnittene Bettdecke zusammen geknüpften Strick herunter, den ich nach vieler Mühe endlich um den Leib binden konnte. Eben zogen sie mich mit vereinigten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beynahe mit den Händen erreichen konnten, als plötzlich der Strick entzwey riß, und ich unaufhaltbar, mit dem einen Theil vom Strick um den Leib, wieder so tief als vorher, in die Firne hinunterglischte. Jetzt war die Noth um so viel größer, nicht nur weil der Strick um so viel kürzer geworden, sondern weil ich noch bey diesem zweyten Fall einen Arm entzwey brach, und also um so viel kraftloser ward, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beyzutragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal ent-

zwey, und verlängerten so den Rettungsstrick, den sie mir zum zweytenmal hinunter warfen, und ich, von Gott gestärkt, war auch nach gebrochenem Arm leutsam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Nur mit diesem noch schwächern Riemen waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus, wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. — Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich bey dieser Stelle vorbeygehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine Dankthräne zum Opfer bringen?" — Gerührt, dankten die jungen Helvetier ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß frommer Muth und dienstfertige Entschlossenheit die Vorsehung nie verläßt!

Kindliche Dankbarkeit.

In Ungarn lebte eine arme Mutter, die einen Sohn hatte. Ihr Mann war gestorben, und hatte ihr nichts hinterlassen, als Schulden. Die gute Frau betrübte sich über nichts so sehr, als daß sie ihren Karl — so hieß ihr Sohn — nicht so unterrichten und erziehen lassen konnte, als sie wünschte. Er mußte sich seinen Unterhalt und seine Kleider selbst verdienen. Im Winter spann er; im Sommer verrichtete er Feldarbeiten, sammelte Aehren, und suchte auf diese Weise sich einiges Geld zu erwerben. Gott! seufzte oft seine Mutter, wenn ich nur mehr für Karln thun könnte! Der Junge wächst mir zu wild auf; ich kann ihn fast gar nicht in die Schule

schicken; er lernt nichts; schade um den guten Kopf, den er hat! — Sie that indeß so viel sie konnte; unterrichtete Carln selbst im Lesen, lehrte ihn das Gute kennen, Vertrauen zu Gott haben, und dem himmlischen Vater ähnlich werden.

Zur Freude der Mutter nahm sich nach zwey Jahren ein reicher Kaufmann ihres Sohnes an, und da dieser sich durch seinen rechtschaffenen Lebenswandel dessen ganze Liebe erwarb, so behandelte er ihn so als sein eigenes Kind, ließ ihn von guten Lehrern unterrichten, und am Ende die Handlung lernen.

Carln ging es nun glücklich. Schon als Kaufmannsdiener verdiente er viel Geld. Wie freute er sich, als er sich im Stande sah, seine Mutter zu unterstützen. Alle Monathe schrieb er ihr einen herzlichen Brief, und legte demselben immer einen oder ein Paar Dukaten bey. — Die Mutter wurde durch die dankbare Liebe ihres Sohnes jedes Mahl zu Thränen gerührt, und dankte Gott, daß er ihr ein so frommes, rechtschaffenes Kind geschenkt habe.

Noch ehe der reiche Mann, der sich Carls angenommen hatte, starb, willigte er ein, daß dieser seine einzige Tochter heirathete, und dadurch der reichste Mann der Stadt wurde. — Die vornehmsten Einwohner besuchten sein Haus, und fanden sich durch seine Freundschaft geehrt. Reiste ein reicher oder berühmter Mann durch Carls Wohnort, so unterließ er nicht, diesen zu besuchen.

Carl wurde in seinem großen Glücke nicht übermüthig, sondern blieb bescheiden wie vorher. Wer ihm nie aus den Gedanken kam, war seine gute arme Mutter. Er lud sie zu seiner Hochzeit ein. Sie ließ ihm sagen, daß sie zu ärmlich gekleidet sey, als daß sie an

einem Ehrentage bey ihm erscheinen könnte. Carl schickte ihr sogleich hundert Dukaten, damit sie sich neue Kleider anschaffe. Zwey Tage vor der Hochzeit fuhr er selbst in einer Kutsche nach ihrem Aufenthaltsorte, und nahm sie, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, mit sich in sein Haus, wo er ihr ein schönes Zimmer mit einer Kammer einräumte. Liebe Mutter, sagte er, Ihr müßt nun immer bey mir bleiben; ich lasse Euch nicht fort von hier; alles, was ich Mein nenne, steht Euch zu Gebothe. Schenkt uns, wenn ich oder meine Frau dessen bedarf, Euern mütterlichen Rath, und lebt bey uns so bequem als es Euch gefällt. Ihr seyd schon alt und bedürfet der Ruhe und Gemächlichkeit.

O, mein lieber Sohn, sprach die Mutter, du thust so viel an mir, und ich habe so wenig für dich gethan!

Wenig, liebe Mutter? versetzte Carl. O Ihr habt viel, sehr viel an mir gethan! Wie viele schlaflose Nächte habe ich Euch als Kind gemacht! wie viele Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens habt Ihr Euch versagt, um nur für mich zu leben! welche Sorge und Angst habe ich Euch verursacht, wenn ich nicht wohl war! was habt Ihr da nicht alles für mich gethan! Und wem habe ich es zu verdanken, daß ich das Gute kenne und liebe, daß ich Vertrauen zu Gott habe, und jetzt so glücklich bin? Niemanden als Eurer Liebe, gute, redliche Mutter!

O mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn! erwiederte die Mutter, die in Thränen zerfloß, wie gut, wie dankbar ist dein Herz! Ich kenne wohl Kinder, die von ihren Aeltern viel tausend Mahl mehr Gutes erhalten haben als du von mir, und die ihnen dafür so un-

dankbar begegnen, als hätte ihnen Gott kein Herz geschenkt.

Mutter, sagte jetzt Carl in männlichem Tone, solche Kinder verdienen nicht, daß sie leben. Wer seines Vaters und seiner Mutter vergessen, wer die Wohlthaten, die sie ihm einst erwiesen, mit Undank lohnen kann, o das ist ein nichtswürdiger, verächtlicher Mensch, ein Abscheu aller Guten!

Du bist dafür so gut, mein Sohn! sprach die gerührte Mutter, und sah ihm mit einem Blick voll edler, mütterlicher Freude ins Gesicht.

Am Hochzeittage führte Carl seine Mutter den Gästen vor, und bey dem festlichen Schmause mußte sie oben an neben der Braut sitzen. Diese bewies ihr alle Liebe und Hochachtung, und für die redliche Mutter begann von diesem Tage an ein sorgenloses, frohes Leben. Alles, was ihr Carl an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen. Alle, die davon hörten, freuten sich darüber, und rühmten Carls gutes Herz; denn kindliche Dankbarkeit macht jedem guten Menschen Freude.

Glatz.

Der Page.

Ein berühmter General war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines Königs. — Pagen heißen die jungen Edelleute, die den König bedienen, und auch wohl des Nachts bey ihm wachen müssen. — Die Mutter dieses Pagen war eine Wittwe, die sich kümmerlich erhalten mußte. Um diese arme Mutter zu unterstützen, wachte der gute Sohn oft für andere Pa-

gen des Nachts, und schickte hernach seiner Mutter das Geld, das er dafür bekam. Einmal da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedenemal, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, und geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page ist. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzen, und einen Brief vor ihm liegen, über dem er eingeschlafen war. Der König nimmt den Brief, und liest den schönen Anfang:

Meine beste, geliebteste Mutter!

Jetzt ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Beynahe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie gespart und verdient habe; und diese schicke ich Ihnen hierbey.

Der König, gerührt über das gute Herz dieses edlen Jünglings, läßt ihn schlafen, legt seinen Brief wieder hin, geht in sein Zimmer, holt zwey Rollen mit Dukaten, steckt dem lieben Jüngling davon in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. — Als der Page aufwachte und das Geld in seinen schweren Taschen fand, wie erschrak er da, indem er nichts anders vermuthen konnte, als daß ihn der König schlafend gefunden, und das Geld in die Tasche gesteckt habe. Sobald er also den König des Morgens sah, bat er ihn demüthigst um Vergebung, daß er geschlafen habe, und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Offizier, und schenkte ihm

noch eine Summe Geld, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

Dankbarkeit gegen Lehrer.

Ehrenfried Klinger, ein Knabe von zehn Jahren, hatte einen so großen Fehler begangen, daß sein Lehrer sich genöthiget sah, ihn hart zu bestrafen. Von dieser Zeit an war Ehrenfried sehr still und zurückgezogen. Wenn er mit dem Lehrer — Herrn Rothe — sprach, betrug er sich schüchtern, und wagte es kaum, ihm ins Gesicht zu sehen.

Nach einigen Jahren verließ Ehrenfried Klinger die Schule. Als er vom Herrn Rothe Abschied nahm, schüttelte ihm dieser die Hand, und sagte: „Sey immer recht glücklich, mein lieber Ehrenfried! ich wünsche dir dieß von Herzen. Du hast dich in den letzten Jahren gut aufgeführt! Aber deine Zurückhaltung gegen mich ist mir oft aufgefallen. Ich habe dich einmahl hart bestrafen müssen. Allein konnte ich anders? Ich mußte als rechtschaffener Mann handeln. Du weißt nicht, wie schwer es mir gefallen ist."

Ehrenfried fing an zu weinen. Lieber Lehrer, sagte er, indem er ihm die Hand küßte, o ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinten! Ich werde es nie vergessen. Haben Sie für alles, alles, was Sie an mir thaten, herzlichen Dank.

Dem Lehrer traten die Thränen ins Auge; er drückte den gerührten Schüler an seine Brust, und gab ihm seinen Segen. Weinend schieden sie.

Nach funfzehn Jahren erfuhr Herr Rothe, daß sein ehemaliger Schüler Ehrenfried in einer entfernten

Gegend ein ansehnliches Amt erhalten, und ein sehr reiches Frauenzimmer geheirathet habe. Einige Jahre darauf vernahm er die Nachricht, Ehrenfried Klinger sey der Liebling eines allgemeinen geliebten Fürsten, und ein Segen für das Land, in welchem er lebte.

Unbeschreiblich groß war die Freude, die der rechtschaffene Lehrer darüber empfand. Auf diesen Schüler, sagte er, kann ich stolz seyn; der macht mir Ehre. Ich glaube wohl, daß er mich längst vergessen hat; denn wenn man einmahl am Hofe lebt, und alle Tage von Fürsten und andern großen Herren und Damen umgeben wird, da vergißt man gewöhnlich nichts leichter als seine ehemaligen Lehrer, besonders wenn sie strenge waren. Aber ich freue mich doch, daß er mein Schüler war.

In seinem vier und sechzigsten Jahre verfiel der rechtschaffene Lehrer in eine Krankheit, die sehr gefährlich war. Man zweifelte an seiner Wiedergenesung. Indeß erhohlte er sich; allein er blieb so schwach, daß er nicht mehr unterrichten konnte, und deßhalb sein Amt niederlegen mußte.

Da Herr Rothe nicht reich war, so mußte er sehr sparsam leben, um auszukommen. „Lieber Himmel, sagte er zuweilen in mißmuthigen Stunden, da habe ich mein ganzes Leben hindurch mich geplagt, und nun habe ich in meinen alten Tagen nicht einmahl so viel, daß ich etwas bequemer leben könnte. Ach, so geht es den Jugendlehrern gewöhnlich; sie arbeiten für andere, und ernten dafür oft Undank. — Doch ich will nicht klagen. Ich habe immer meine Pflichten erfüllt; das gereicht mir zum Troste. — Hab' ich doch auch manche Freude an meinen Schülern erlebt! Wenn ich an Eh-

renfried Klinger denke — zwar auch der hat mich vergessen — aber er macht mir doch Ehre."

Bey diesem Gedanken erheiterte sich allemal die Seele des alten Mannes. — Einmahl hatte er auch so gesprochen, als der Briefbothe in seine Stube trat. — Das ist ja was Seltenes! rief ihm Rothe entgegen. Ihr seyd schon lange nicht in meiner Stube gewesen. Nun, was bringt ihr mir?

Der Briefbothe zeigte ihm einen Brief. Von wem mag der seyn? sprach Rothe; zeigt her. — Er besah die Aufschrift; aber er erkannte nicht die Hand. — Etwas zitternd vor Alter, brach er ihn auf, und sah nach der Unterschrift. — Gott! was sehe ich! rief er freudig; „Ihr dankbarer Schüler, Ehrenfried von Klinger, geheimer Rath."

Der Brief fiel dem erfreuten Lehrer fast aus den Händen. Nein, rief er, ich habe ihm Unrecht gethan; er hat mich nicht vergessen! er ist dankbar, er denkt noch an mich!

Rothe fing an zu lesen; Freudenthränen glänzten in seinem Auge. „Mein unvergeßlicher Lehrer!" schrieb Klinger unter andern, „wie oft habe ich an Sie ge„dacht, wie oft Ihnen für den Unterricht gedankt, den „Sie mir einst ertheilten. Sie haben viel zur Besse„rung meines Herzens beygetragen, und sind dadurch „der Urheber meines Glückes auf Erden geworden. „Könnte ich Sie noch ein Mahl in diesem Leben sehen, „ich würde dieß unter die frohsten Vorfälle meines Le„bens rechnen. — Erlauben Sie, daß ich mir das Ver„gnügen mache, dem Brief eine Kleinigkeit beyzufügen, „die ich als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlich„keit anzusehen bitte."

Rothe sah bey dieser Stelle des Briefs den Be-

then an. Dieser lächelte. Hier ist das, sprach er, was zum Briefe gehört, und überreichte ihm eine kleine Rolle.

Der gerührte alte Mann öffnete die Rolle, und fand darin 150 Kremnitzer Dukaten. — Gott! sagte er, gen Himmel blickend, du schenkst mir in meinem Alter noch eine große, große Freude! O was ist für einen Lehrer rührender, als die Dankbarkeit eines wohlgerathenen Schülers! —

Durch die Summe, die der redliche Rothe von Klinger erhalten hatte, wurde er in den Stand gesetzt, seine alten Tage sorgenfreyer und begueuer zu verleben. — Nach drey Jahren hielt eines Tages eine Kutsche mit vier Füchsen vor dem Hause, in welchem er wohnte. Ein vornehmer Mann stieg mit einer Dame und drey Kindern heraus, und trat bald in Rothens Stube.

Mein würdiger Lehrer! sprach der Fremde, reichte Rothen die Hand, und schüttelte sie treuherzig. Sie werden mich nicht mehr kennen; ich bin Ihr ehemaliger Schüler Klinger.

Gott! rief Rothe, mein dankbarer, trefflicher Schüler? der geheime Rath von Klinger? O Dank sey dem Himmel, daß ich Sie auf dieser Welt noch sehe!

Sieh, liebe Louise, sagte Klinger zu seiner Frau, seht meine guten Kinder, das ist der Mann, von dem ich euch schon oft erzählt habe; dem mein Verstand und mein Herz so viel zu verdanken hat!

Alle sagten dem höchst erfreuten Rothe viel Schönes. Nachdem sie sich einige Stunden bey ihm aufgehalten hatten, schieden sie von ihm mit dankbarem Herzen.

Der Vorfall wurde in der ganzen Gegend bekannt,

und jedermann pries das dankbare Herz des geheimen Rathes Klinger.

Ein halbes Jahr darauf starb Rothe. Sein dankbarer Schüler ließ ihm einen schönen Grabstein setzen, mit der Inschrift:

Hier ruht
Joseph Rothe.
Er war ein redlicher Lehrer.

Glaß.

Wie nützlich das Gesinde sey.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich erkauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Putzes, der langweiligen Visiten, und des beständigen Schmausens und Faullenzens müde worden; auch hatte ihm die dicke Luft und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich aufs Land begeben. Hier athmete er freyer, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten, hielt er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn sie nun von der Arbeit kamen, und sich zum Essen setzen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: Da seht einmal, Kinder! wie Michel und Hans geackert ha-

den, daß ihnen noch der Schweiß über die Backen läuft, und wenn Lise nicht gebuttert, geköst, und dieß gute Gericht gekocht hätte, an dem euch schon das Maul wässert, müßten wir mit leerem Magen ins Bette gehen. Bethet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermal sagte er, wenn die Kinder mit reiner Wäsche erschienen: Bedenkt ihr auch, daß Christine das so weiß gewaschen hat? Seyd ja recht freundlich und bescheiden gegen sie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unflate ersticken, wenn die guten Leute nicht wären; denn ihr seht wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und selber könnt ihr euch noch nicht helfen. Auch pflegte er zuweilen des Edelmanns Knecht mit seinem Herrn zu vergleichen, und meinte, jener müßte eigentlich edel genannt werden, weil er durch Fleiß und Arbeit das hervorbrächte, was der Edelmann in Unthätigkeit verzehrte. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so fleißig daran waren, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Mißjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erntete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das vorher erworbene Geld alles zugesetzt. Doch erhielt die Hoffnung der nächsten Ernte noch den Muth. Allein sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halm auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlor Herr Feldmann den Rest seines Vermögens, ein Kapital von fünftausend Thalern, das ihm von dem

An-

Ankaufe des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankerott eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer. Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehn, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte. Das einzige, was er thun konnte, war, zu sparen. Er berief also seine Leute zusammen, und sagte ihnen: Meine lieben Kinder, ihr seht selbst, daß es mit unsrer Wirthschaft nicht mehr so fortgehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weiß mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur zweymal Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe. Dazu mögen Ein Knecht und Eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir Andern theilen uns dann in ihre Arbeit. Da fingen sie alle an zu weinen. Michel sagte: ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod essen sollten. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied. Endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, weils Ein Begießen wäre; auch wollten sie, eine um die andere, die Butter zwey Stunden weiter in eine größere Stadt zu Markte tragen, wo sie mehr dafür bekämen. Die Knechte schlugen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit abbrechen könnten, für den Edelmann Baufuhren zu thun, und ausmisten wollten sie des Sonntags nach beyden Kirchen. Alle erboten sich auch,

Herrn Feldmann die Paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bey ihm gesammelt hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten. Nur möchte er keines verstoßen; er hätte sie ja so oft seine Kinder genannt; und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerstehen. Er faltete die Hände, und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm beschert hatte. Mit Freuden gings dann an die Arbeit. Jeder hielt, was er versprochen hatte. Unter dem fleißigen Arbeiten verging das schlimmere Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende Jahr gab eine reichliche Ernte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, besonders da seine eignen Kinder größer wurden und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstbothen verließen ihn auch nicht, da sie heiratheten; lieber wären sie ledig geblieben. Aber er bauete ihnen etliche kleine Häuser auf seinem Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heirathete Michel Christinen, und Hans Lisen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt so reich, daß er seiner beyden Nachbaren Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne darauf setzte.

Becker.

Der treue Bediente.

Ein alter Ritter des h. Ludwigs, der in das äusserste Elend gerathen war, und alle Mittel, sich wieder aufzuhelfen, erschöpft sah, erwählte sich Paris zu seinem Zufluchtsorte als einen Aufenthalt, an dem

er seinen Nahmen, seine Dürftigkeit und seine Noth leichter vor Jedermann geheim zu halten hoffte. Er miethete sich auf einem Hausboden ein, auf welchem er zu seiner ganzen Geräthschaft nur ein Bund Stroh, zu seiner Kleidung nur einige elende Lumpen von seiner alten Uniform, und zu seinem Umgange, und was soll ich noch sagen, zu seinem Freunde einen alten Bedienten hatte, der ihm seit langer Zeit mehr aus Treue und Zuneigung, als aus Eigennutz ergeben war.

Eines Tages sagte dieser unglückliche Kriegsmann, mit Thränen in den Augen, zu dem alleinigen Zeugen seines Schmerzens und zu dem einzigen Vertrauten seiner Noth: „Lieber Freund, du siehst mein Elend und theilest es mehr als zu lange mit mir. Der schreckliche und beugende Zustand, in dem ich mich befinde, ist ohne Zweifel eine Strafe des Himmels für mein leichtsinniges und schlechtes Verhalten, für die unbesonnene Verschwendung, für die unüberlegten Ausschweifungen, für einen unmäßigen Aufwand, und für eine nichtswürdige Eitelkeit. Ich kann als ein Opfer meines Unverstandes den grausamen Zähnen des Hungers nicht entgehen, und der Tod ist das Ziel meiner Schande und meiner Schmerzen. Die Ehre, du weißt es, als das einzige Gut, das mir noch übrig ist, gestattet mir nicht, zu jenen Mitteln zu schreiten, die bey vielen Leuten üblich sind, sich der Dürftigkeit zu entreissen. Sie sind in diesem Stücke glücklicher als ich; aber ich will lieber sterben, als mich zu der geringsten Niederträchtigkeit herablassen! Die Ehre ist, wenn sie mit dem Tode ins Handgemenge kommt, einem Leben vorzuziehen, das meiner Lebensart und meinem Stande unanständig ist. Geh, lieber Freund, entferne dich auf immer von dem unglücklichsten unter

allen Menschen! Sieh dich nach glücklicheren Diensten um! Ich werde es noch immer zu bedauren haben, daß ich deine Dienste nicht habe belohnen können. Geh, verlaß deinen unglücklichen Herrn! Möchte ich doch so sterben können, daß es kein Mensch erführe, und ich nur den Himmel zum Zeugen meiner letzten Stunde hätte!" — „Ach mein lieber Herr," rief sein treuer Diener aus, indem er zugleich in Thränen schwamm, und ihm zu Fuße fiel; „halten Sie mich für so niederträchtig, daß ich Sie in der Noth sollte verlassen können, da ich doch in Ihrem vorigen Wohlergehen so viele Wohlthaten von Ihnen empfangen habe? Nein, ich werde Sie durchaus nicht verlassen. Mein Fleiß, mein Eifer und meine unverbrüchliche Ergebenheit werden mir Mittel an die Hand geben, uns in unsrer gemeinschaftlichen Dürftigkeit zu helfen."

Wer sollte hier die Bewunderung und die Wehmuth dieses niedergeschlagenen Herrn schildern können? Er umarmte diesen großmüthigen Bedienten liebreich, und sagte zu ihm: „Der Himmel hat noch nicht alle seine Gnade an mir erschöpft. Möchte er dich doch für so edle Gesinnungen belohnen!" Dieser Bediente nahm hierauf voller Freude und Vertrauen seine Zuflucht zu den Mitteln, die ihm sein Eifer und seine Zuneigung eingaben. Er brachte täglich, was er an öffentlichen Almosen empfangen hatte, und war niemals vergnügter, als wenn er seinem lieben Herrn ein Glas Wein kaufen konnte. „Lassen Sie uns die Vorsehung preisen," sagte er, wenn er bey ihm eintrat, „sie ist uns heute günstig gewesen." Er suchte dabey durch die Erzählung des Seltsamsten, das er vernommen hatte, den kummervollen und schmerzhaften Zustand seines Herrn zu mildern. Aber an einem Tage . . .

einem unglücklichen Tage! . . . wurde dieser tugendhafte Bediente von der Polizey in Verhaft genommen. Seine Stärke, seine Gesundheitsumstände verursachten, daß man ihn für einen von den müßigen Leuten ansah, die sich allerhand Lastern ergeben, und dem Staate und der Gesellschaft zur Last fallen. Man brachte ihn zum Generallieutenant der Polizey. Dieser verhörte ihn. Der Bediente antwortete ihm, ohne aus der Fassung zu kommen, mit der männlichen und edlen Dreistigkeit, die nur ein Gewissen, das sich keine Vorwürfe zu machen hat, einflößen kann. Er bat sich von ihm die Gnade aus, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, und ihn insgeheim zu verhören, indem er ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken hätte. Der Polizeylieutenant gab seine Einwilligung dazu.

„Ich zweifle nicht," sagte hierauf dieser rechtschaffene junge Mensch zu ihm, „Sie werden mich in Ihren Schutz nehmen, wenn ich Ihnen von dem Bewegungsgrunde meines Verhaltens werde Bericht abgestattet haben." Er gab ihm hierauf von Allem Nachricht, was zwischen seinem Herrn und ihm vorging, und daß er zur Versicherung seiner Aufrichtigkeit Jemand zu seinem Herrn senden könnte, dessen Wohnung er ihm anzeigte. Man schickte sogleich einen Gefreyten zum Offizier. Dieser fand in der That den unglücklichen Kriegsmann auf einem Bunde Stroh liegend. „Was machen Sie hier, mein Herr," sagte der Gefreyte zu ihm? — „Meine traurigen Umstände und der grausame Zustand, in den ich mich versetzt sehe, erklären Ihnen die Ursache meines Elendes und meiner äußersten Noth hinlänglich. — Aber, setzte er mit Bestürzung hinzu, wollen Sie mir nicht vielleicht ein neues Unglück ankündigen? Mein treuer Diener! . . .

Ach wenn ich bitten darf, reden Sie, mein Herr, geben Sie mir von seinem Schicksale Nachricht." — „Ihr Bedienter," antwortete der Gefreyte, „befindet sich in Sicherheit. Er wird aufs längste in einer Stunde wieder bey Ihnen seyn; und ich will nur durch Ihr Zeugniß hinter die Wahrheit der geschehenen Dinge kommen, die er bey seinem Verhöre ausgesagt hat. Seyn Sie ruhig, mein Herr, dieser treue Bediente wird Ihnen in Kurzem wieder zugesendet werden." Der Gefreyte erstattete hierauf dem Polizeylieutenant von Allem Bericht; dieser letztere redete mit dem Könige davon, und der wohlthätige Monarch ließ nicht nur dem Offizier, sondern auch dem tugendhaften Bedienten einen Gnadengehalt anweisen.

Eine brave Dienstmagd.

Ein armes Mädchen, Namens Katharina, war von ihren frommen christlichen Eltern sorgfältig erzogen worden. Sie besuchte mit Lust und Nutzen die Schule, zeichnete sich vor vielen andern durch Fleiß und Sittsamkeit aus, war die Freude ihrer braven Eltern und aller guten Nachbaren. Sie würde der beste Trost und die Stütze ihrer Eltern geworden seyn, wenn sie dieselben nicht sehr frühe verlohren hätte. Ihr Vater starb zuerst, und ihre gute Mutter, die ihr in allen Tugenden zum Muster gedient hatte, verlohr sie, als sie zwölf Jahre alt war.

Viele von ihren Nachbaren wollten sie zu sich nehmen, und sie als ihr Kind halten. Einer konnte sie aber doch nur bekommen, der sie sich von ihrer Mutter auf dem Krankenbette ausgebethen hatte. Hier

wurde sie confirmirt, und blieb vier Jahre in diesem Hause, wo sie wie ein Kind gehalten wurde.

Nun glaubte sie, sie müßte sich ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen, und verdingte sich. Ihre Eltern hatten nur wenig Vermögen hinterlassen. Sie nahm nichts davon, sondern überließ ihren Theil ihrem jüngern Bruder, damit derselbe ein Handwerk dafür erlernen könnte.

Sie diente viele Jahre, und verhielt sich allenthalben so treu und fleißig, daß sie bey keiner Herrschaft weniger als zehn Jahre diente. — Sie fand auch Gelegenheit zu heirathen. Aber sie sah vorher, daß dadurch die armen Familien ihres Orts nur vermehrt werden würden, und wollte daher lieber ledig bleiben, und sich durch Arbeiten im Dienst einer guten Herrschaft ernähren.

Da sie in den Vierzigen war, und sich von ihrem Lohn schon eine Baarschaft von 230 Gulden erspart hatte, kam sie als Haushälterin zu einem Paar junger Eheleute auf dem Lande.

Hier erfuhr sie, daß eine von ihren vorigen Herrschaften durch Unglücksfälle in die größte Armuth und in Elend gerathen sey. Dieß ging ihr zu Herzen. Und was that sie? Sie packte hundert Gulden zusammen, und schickte sie dem Prediger des Orts, wo jene verarmte Familie wohnte, wobey sie folgenden Brief schrieb:

„Ehrwürdiger, lieber Herr!

„Die unglückliche Familie, wobey ich ehemals „diente, jammert mich recht sehr. Sie werden sie „doch oft besuchen, und sie trösten? Es sind ja Schafe „Ihrer Heerde. Ich schicke Ihnen hier hundert Gul„den, die ich nicht brauche, die arme Familie hat sie

„gewiß nöthig. Ich komme bald hinunter, da will „ich sie auch besuchen. Sagen Sie aber ja nicht, daß „es von mir kommt. Ich würde mich Ihnen auch „nicht zu erkennen geben; aber ich thue es nur, um „Ihnen Freude zu machen, und für die schönen Pre„digten, die ich sonst von Ihnen gehört habe. Neh„men Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen das schi„cke. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und alles Wohl„ergehen, und verbleibe

Ihre
gehorsame Dienerin
Katharina.“

Dienstfertigkeit.

Jetzt sollte ich in den Garten gehen, sprach Frau Ehrenfels, und die Blumenbeete begießen. Auch wäre es nöthig, zu jäten und Petersilie zu hohlen. Aber dieß alles nimmt mir zu viel Zeit weg; ich habe hier im Hause noch einige Geschäfte, die heute verrichtet werden müssen. Ich weiß vor lauter Arbeiten nicht, wo mir der Kopf steht.

Diese Worte sprach Frau Ehrenfels zu ihrem Manne. Julie, ihre Tochter, hörte sie. Eben war sie im Begriff, mit ihrer Freundinn Charlotte auszugehen, die gekommen war, um sie zu einem Spaziergange einzuladen.

Liebe Charlotte, sagte sie, hast du gehört, was meine Mutter gesprochen hat? So gern ich auch mit dir spazieren ginge, so kann ich dieß doch nicht.

Warum nicht, liebes Julchen? fragte Charlotte. Du bist nun ganz auf den Spaziergang eingerichtet,

er wird uns viel Freude machen; warum wolltest du nun nicht kommen, und den heutigen schönen Sommerabend genießen?

O wie gerne, wie gerne käme ich! versetzte Julie, aber es läßt sich nicht thun. Die Mutter kann jetzt nicht in den Garten, und doch müssen die Blumenbeete begossen und Petersilie gehackt werden. Wer sollte dieß anders thun als ich?

Die Mutter hat es dir aber nicht befohlen, sprach Charlotte. Wenn sie es wollte, daß du es thätest, so hätte sie dir es gewiß sogleich geheißen.

Das wird die Mutter nicht thun, antwortete Julie, sie weiß, daß ich mich auf den Spaziergang schon den ganzen Tag gefreut habe, und will mir nun das Vergnügen nicht rauben. Aber ich halte es für meine Pflicht, ihr in ihren Geschäften beyzustehen, und mir lieber das Vergnügen des Spaziergehens zu versagen.

Das nenne ich Dienstfertigkeit! sprach Charlotte. Du bist ein liebes, gutes Mädchen, werth, daß dich deine Charlotte herzlich küßt.

Charlotte umarmte Julien, herzte und küßte sie. Ich gehe mit dir in den Garten, sprach sie, und helfe dir die Blumen begießen, jäten und Petersilie ausschneiden. Wenn alles geschehen ist, gehen wir spazieren.

Julie war voll Freude. Liebe Mutter, rief sie, ich werde mit Charlotten in den Garten gehen, und alles thun, wovon Sie gesprochen haben.

Aber der Spaziergang? sagte die Mutter.

Das Nöthige geht vorauf, versetzte Julie, faßte Charlotten bey der Hand, und eilte mit ihr in den Garten.

Frau Ehrenfels sah freundlich ihren Mann an. Was sagst du zu Julien? sprach sie.

Was ich zu ihr sage? antwortete Herr Ehrenfels. Daß sie eine gute, liebe Tochter ist.

Und die Dienstfertigkeit selbst, sprach Frau Ehrenfels. Wenn sie nur Jemanden gefällig seyn und einen Dienst erweisen kann, dann ist sie glücklich. Gerne bricht sie sich von ihrem Vergnügen ab, wenn sie nur irgend Jemanden einen Gefallen erweisen kann.

Das ist die wahre Dienstfertigkeit, versetzte Herr Ehrenfels. Wer nur dann dienstfertig ist, wenn es ihm keine Mühe kostet, und er selbst nichts dabey verliert, der macht sich seine Dienstfertigkeit sehr leicht, und ist in dieser Tugend kein großer Held.

Beyde Eltern freuten sich innniglich über das dienstfertige Wesen ihrer Tochter. Julie und Charlotte waren unterdessen im Garten fleißig. Nach einer halben Stunde war alles geschehen, Julie brachte der Mutter die gewünschte Peterstille, und erhielt von ihr ein freundliches Gesicht und einen freundlichen Dank.

Nun müssen wir uns tummeln, sprach Charlotte; wir haben hohe Zeit, wenn wir noch etwas von dem schönen herrlichen Abend genießen wollen. Schnell, schnell, mein Julchen! nicht gezaudert! wir müssen davon fliegen! —

Beyde Mädchen hängten sich in den Arm, und hüpften davon. Ein Paar hundert Schritte hatten sie bereits zurückgelegt, als ihnen Moritz, Juliens Bruder, entgegen kam. Es ist gut, daß du kommst, liebe Julie! sagte Moritz, ich will dich — —

Jetzt halte uns der Herr nicht auf, sprach Charlotte in einem schalkhaften Tone, und wollte Julien fortreißen. Aber Julie sträubte sich und sagte: Warte

nur ein wenig, liebe Charlotte, bis Moritz mir gesagt hat, was er von mir wolle.

Liebe Schwester, sprach nun Moritz, ich habe noch ein Stück Bindfaden zu meinem Drachen nöthig, ich weiß, du hast Bindfaden genug, du thätest mir einen großen Gefallen — —

Ey was Gefallen! rief die schalkhafte Charlotte. Der junge Herr muß uns jetzt den Gefallen thun, und uns ungeschoren lassen. Wir müssen jetzt spazieren gehen. Es ist die höchste Zeit. Den Drachen kann der Herr morgen oder übermorgen fliegen lassen. Wir Mädchen haben überdem mit Drachen nichts zu schaffen.

Moritz stand da, und sah Julien mit ziemlich trübseligem Gesichte an.

Du sollst den Bindfaden bekommen, sprach Julie. Charlotte ist schon so gut, und wartet hier ein wenig auf mich.

Mit diesen Worten sprang Julie davon. In einer halben Viertelstunde war sie wieder da, und reichte Moritzen den verlangten Bindfaden. Dieser war darüber seelenvergnügt, dankte Julien mit Herzlichkeit, und eilte zu seinen Cameraden, die sich mit einem papiernen Drachen beschäftigten.

Sieh', liebe Charlotte, sprach Julie, wie seelenvergnügt nun Moritz ist; sollte mich das nicht freuen, daß ich die Ursache von seiner Freude bin?

Soll ich dir etwas sagen? fragte Charlotte.

Was hast du? versetzte Julie. Sprich frey heraus! —

Du bist ein herrliches, treffliches Mädchen! sprach Charlotte. Das muß ich dir jetzt sagen. Du bist die Gefälligkeit, die Dienstfertigkeit selbst. Die ganze

Welt muß dich lieb haben. Du bist nicht mit Geld zu bezahlen.

Ich will hoffen, daß man mich nicht verkaufen wolle, versetzte Julie. Wir leben ja nicht unter den Negern in Afrika. — Du rühmst, liebe Charlotte, meine Dienstfertigkeit. Sollt' ich denn nicht dienstfertig seyn? Sind wir nicht darum auf der Welt, daß wir einander helfen und dienen? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich andern nicht gerne gefällig wäre. Und ist dieß meine Charlotte nicht noch mehr als ich? Weißt du noch, wie du vor einigen Wochen mir das moralische Unterhaltungsbuch für das weibliche Geschlecht, Iduna betitelt, sogleich schicktest, als du hörtest, daß ich es zu lesen wünschte. Ich erfuhr es bald darauf, daß du gerade selbst das Buch lasest.

Liebe Julie, versetzte Charlotte, so etwas ist kaum der Rede werth.

Und vor einem Monathe ungefähr, fuhr Julie fort, wie dienstfertig warst du gegen mich! Ich sollte mit meiner Mutter einen Besuch machen, und wünschte ein Blumenbouquet auf meinen Hut zu stecken. Das meinige sah abgenutzt aus. Ich schickte zu dir, und ließ mir dein Bouquet ausbitten. Der Dienstbothe brachte es mir, und erzählte, daß du gerade in das Bad gehen wolltest, und das Bouquet auch nöthig gehabt hättest. Du wärest aber gleich so gefällig gewesen, es von deinem Hute zu nehmen, und es mir zu schicken. Das nenn' ich mit Recht eine große, lobenswerthe Dienstfertigkeit.

Du hast eine solche Dienstfertigkeit tausendmal gegen mich bewiesen, versetzte Charlotte, mußte ich nicht einmal dir auch eine kleine Gefälligkeit erweisen? Doch laß uns von andern Dingen sprechen. Ich weiß

nicht, wie es kommt, daß wir beyde heute so sehr aufgelegt sind, einander ins Gesicht zu lohen; das ist sonst unser Fehler nicht.

Beyde Mädchen schritten nun rasch fort. Eine halbe Stunde lang waren sie herum spaziert, als sie an einem Orte einen Zusammenlauf von Menschen bemerkten. Julie und Charlotte eilten auch hinzu. Sie fanden eine Frau, die ohnmächtig hingesunken war, und wie ohne Leben auf der Erde lag. Die Leute, die um sie standen, sagten, es habe sie der Schlag getroffen; sie sey, allem Anscheine nach, todt. Man beschloß, sie in das Haus zu tragen. Wenn nur ein Doctor da wäre! rief eine alte Frau.

Ich will gleich einen holen! rief Julie, und eilte davon.

Nach einer halben Viertelstunde kehrte sie mit dem Arzte ihrer Eltern zurück. Er untersuchte den Zustand der unglücklichen Frau, und fand, daß sie nicht todt sey. Sogleich verordnete er verschiedene Mittel. Nach einer Stunde war die Frau wieder hergestellt.

Ihr Mann, dem man Nachricht davon gab, eilte herbey. Wie groß war seine Freude, als er seine Gattinn wieder hergestellt erblickte! Er dankte mit Höflichkeit dem Arzte, und den umstehenden Menschen, daß sie sich so menschenfreundlich gegen seine Frau benommen, und ihr beygestanden hätten.

Den größten Dank sind Sie der Ehrenfelsschen Julie schuldig, sagte eine Frau, die lief sogleich nach dem Herrn Doctor. Wäre dieser nicht schnell herbeygerufen worden, so wäre Ihre Frau vielleicht lange ohne ärztliche Hülfe geblieben, und wer weiß, wie die Sache dann abgelaufen wäre.

Julie war nicht mehr da. Aber der Mann der geretteten Frau ging noch diesen Tag zu ihr hin, und dankte ihr für ihre Dienstfertigkeit. Sie haben durch Ihre Dienstfertigkeit, sprach er zu Julien, vielleicht das Leben einer guten Frau, und das Glück einer ganzen Familie gerettet.

Julie wollte zwar den Dank des Mannes nicht annehmen, und sagte: sie habe nichts mehr gethan, als was Pflicht eines jeden Menschen wäre, allein es that ihr innerlich doch sehr wohl, wenn sie dachte, daß sie durch ihre Dienstfertigkeit so viel genützt habe.

Allgemein liebte man Julien. Sie wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran. Ein anderer Mann aus einer großen Stadt heirathete sie. Sie blieb immer so dienstfertig, wie sie von Jugend auf gewesen war. Ihren Nachbaren, Freunden und Bekannten stand sie allzeit mit Rath und That treulich bey. Diejenigen, die von Juliens Wohnorte entfernt lebten, und sich verschiedenes daher kommen ließen, wandten sich nur an sie. Julie besorgte alle ihre Aufträge aufs pünktlichste. Daher hing jedermann mit großer Achtung und Liebe an ihr, und als sie starb, folgten ihr die Thränen und der Dank vieler nach, denen sie Gefälligkeiten erwiesen hatte. Oft hieß es unter ihren nahen und entfernten Freunden und Bekannten: Es fehlt uns unsre dienstfertige Julie! Gott lasse sie selig ruhen!

Glatz.

Worin besteht die wahre Ehre?

Jakob, der Sohn eines armen Tischlers, hatte von seinem Vater, der ihm in seinem vierzehnten Jahre wegstarb, kein Vermögen geerbt, aber er war von ihm zum Fleiß, zur Dienstfertigkeit und zur wahren Frömmigkeit angehalten worden. Vor allen Dingen hatte er ihm die größte Gewissenhaftigkeit immer als eine der ersten Tugenden anempfohlen. Ehrlich, hörte er ihn oft sagen, ehrlich, lieber Sohn, währt am längsten, aber unrechtes Gut bringt keinen Segen. Du bist arm, sagte er ihm noch kurz vor seinem Tode, aber du bist nicht ungeschickt, und des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Nimm ihn hin, lieber Sohn; Gott segne Dich für die Freuden, die Du mir und Deiner Mutter bisher gemacht hast; bleibe fromm und halte dich recht; verlaß deine Mutter nicht, und es wird dir wohl gehen. Und Jakob reichte seinem Vater die Hand; die Thränen hemmten seine Sprache, aber seine ganze nachmalige Aufführung hat gezeigt, daß seines Vaters letzten Worte nicht vergeblich für ihn gesprochen wären.

Schon als Knabe zeigte er viel Fähigkeit, und benutzte jede Gelegenheit, sie zu entwickeln. Ein vornehmer Herr, der in der Nachbarschaft wohnte, kam einmal zu seinem Vater, um ihn zu fragen, ob er ihm wohl einen künstlich gearbeiteten Schrank, an dem etwas beym Herbeyschaffen zerbrochen worden, wieder herstellen könne. Der Vater ließ sich den Schaden andeuten, und während der Vornehme ihm den Schrank beschrieb — zeichnete der zehnjährige Jakob, der keine Anleitung dazu gehabt, und nur die Modelle seines Vaters gesehen und manchmal nachgebildet hatte, den

Schrank mit Kreide auf den Tisch. — Der Vater bemerkte es, und lächelte zufrieden — der Vornehme wurde es gewahr, und — als er die Zeichnung näher besah, erstaunte er über die Richtigkeit derselben und über die Genauigkeit, mit der sie seine Schilderung von seinem Schranke darstellte! — Er erkundigte sich, bey wem er diese Geschicklichkeit sich erworben habe, und da ihm der Vater versicherte, daß er noch gar keine Anleitung gehabt habe, bat er ihn: er möchte doch seinen Sohn zu ihm schicken, um den Schrank dort zu sehen, und genau abzuzeichnen.

Jakob trat in das reiche Zimmer ein, und ohne darüber verlegen zu werden, daß ihm die ganze Familie dabey zusah, zeichnete er den Schrank so gut ab, daß er, des vielen Lobes halber, welches man ihm ertheilte, fast schamroth worden wäre. Unterdessen sprach der Baron, (das war der vornehme Herr,) mit einem andern Herrn, der zugegen war, und der, wie sich in der Folge zeigte, der Lehrer der Kinder des Barons war, und als er wieder hierauf zu Jakob kam, fragte er ihn: ob er nicht Lust habe, bey einem Zeichenmeister sich in der Zeichenkunst zu vervollkommnen? — Ach ja! gnädiger Herr, antwortete Jakob, das wohl, aber das kann mein Vater nicht an mich wenden. —

Baron. Aber wenn ich dir nun, ohne daß es deinem Vater etwas kostete, Gelegenheit verschaffte, dich unter der Aufsicht eines geschickten Mannes im Zeichnen zu üben?

Jakob. Ja! gnädiger Herr, wenn Sie das thun wollten, das wäre freylich gut für mich! —

Baron. Nun, wenn du Lust hast, so bitte deinen Vater, daß er dir erlaubt, morgen um drey Uhr

Nach-

Nachmittags hieher zu kommen; gefällt dir's dann, nun so wirst du wohl wieder kommen!

Jakob versicherte, daß es ihm gewiß gefallen werde, wenn er nur etwas lernen könne; dankte rührend für die gegebene Erlaubniß, und — eilte innig vergnügt zu seinem Vater zurück. Er war hier noch im Erzählen begriffen, da schickte ihm der Baron für seine Zeichnung einen Gulden, wofür er sich die nöthigen Sachen ankaufen sollte, die er etwa in der Zeichenstunde nöthig haben könnte.

Am folgenden Tage fand sich Jakob pünktlich im Hause des Barons ein, und man führte ihn auf die Stube des Lehrers, wo er schon einen jungen Herrn und ein Fräulein bey ihrem Lehrer versammelt fand. Der Lehrer wies ihm einen Platz an, und legte ihm verschiedene Zeichnungen vor, die er Anfangs nachzeichnen sollte, sagte ihm dabey die Vortheile und ging nun zu seinen Schülern, die er unterdessen in der Französischen Sprache unterrichtete; — denn der junge Herr hatte es sich verbethen, mit dem Tischlerjungen, wie er ihn nannte, zugleich Zeichenstunde zu haben! — Nach einiger Zeit sah der Lehrer nach, und der emsige Jakob hatte seine Sachen recht leidlich gemacht; er machte ihn auf einige kleine Fehler aufmerksam, half ihm nach, ermunterte ihn, und nach Verlauf einer Stunde sagte er ihm, daß er alle Tage, Sonnabends und Sonntags ausgenommen, um dieselbe Zeit wieder kommen könne. Jakob dankte für den gegebenen Unterricht, versicherte, daß er recht gern wieder kommen werde, nur bat er sich aus, daß er einige Zeichnungen mit sich nehmen dürfe, um auch zu Hause fleißig zu seyn. Es wurde ihm erlaubt, und in Zeit von einem Monat hatte er schon so große Fort-

schritte gemacht, daß der Lehrer den Baron versicherte: es sey Schade, daß der junge Mensch so arme Eltern habe, seine Fähigkeiten und sein Fleiß ließen sehr viel von ihm erwarten! Er selbst könne ihm wenig mehr nützen, weil er die Zeichenkunst immer selbst nur als eine Nebensache betrachtet habe; indeß wolle er ihn nach allen Kräften ferner unterstützen, denn er habe ein wahres Vergnügen bey seinem bisherigen Unterrichte gehabt. Jakob ging also ferner in das Haus des Barons, wo dieser Herr selbst oft mit vielem Vergnügen seinen Arbeiten zusah, und daher gern die nöthigen Zeichnungen kaufen ließ, die ihm der Lehrer für Jakob besonders als nützlich empfahl. — Nicht so gerne sah ihn aber der junge Herr kommen, denn leider hatte der Lehrer oft Ursache, ihm den kleinen armen Tischlerjungen als Muster vorzustellen.

Einst kam Jakob, wie gewöhnlich, auf die Stube des Lehrers, als dieser noch nicht zugegen war; dagegen war der junge Herr und seine Schwester da. Diese trat zu ihm an den Tisch und sprach freundlich mit ihm, und Jakob antwortete ihr nach seiner Art sehr artig, arbeitete aber immer fort. — Dem jungen Herrn verdroß das, und er sagte daher zu seiner Schwester in gebrochenem Französisch: wie kannst du doch mit einem so groben, dummen Jungen reden, er steht nicht einmal auf! — Seine Schwester entschuldigte ihn mit seinem Fleiß; aber der Bruder fuhr fort, auf Jakob zu schimpfen, und führte endlich seine Schwester am Arme von seinem Tische weg. — Der Lehrer kam, Jakob stand ehrerbietig auf, zeigte ihm seine Arbeit, zeichnete weiter, aber nach der Stunde bat er ihn, daß er ihm erlauben möchte, seine Zeichnungen alle mit nach Hause zu nehmen; und als der

Lehrer ihn um die Ursache fragte, sagte er, er habe heute von dem jungen Herrn gehört, daß er ihm im Wege sey, daß er es nicht gern sehe, wenn er hieher komme, und er wolle nicht gerne beschwerlich werden. — Der Lehrer fragte sogleich den jungen Herrn, aber dieser läugnete alles, denn er glaubte, Jakob habe ihn nicht verstanden. Dieser sprach: Sie haben zur Fräulein Schwester gesagt: wenn ich nicht bald wegbleiben würde, so wollten Sie gar nicht mehr in die Stunde kommen. Der junge Herr sagte zwar: das sey nicht wahr, er habe ihn nicht verstanden und nicht verstehen können, weil er französisch geredet habe; aber Jakob wiederhohlte ganz ruhig seine eigenen schlechten französischen Worte — und alle erstaunten!

Ja, sagte er hierauf, der junge Herr hat freylich nicht geglaubt, daß ich ihn verstehen würde, aber ich habe mir ja die Ohren nicht verstopfen können, wie Sie französisch gelernt haben; ich verstehe Sie recht wohl, wenn Sie mit einander reden. Ich bin auch nicht böse, daß mich der junge Herr nicht gern sieht; ich bin freylich nur ein armer Tischlerjunge, aber ich will Sie auch nicht unwillig auf mich machen, und Sie wieder in ihren Stunden stören — ich will zu Hause zeichnen, und es Ihnen von Zeit zu Zeit zeigen! (zum Lehrer) — Das Fräulein wollte ihn wieder beruhigen, der Lehrer redete ihm zu, aber er versicherte, er könne nicht mehr mit Vergnügen zu ihnen kommen, denn er wisse ja, daß ihn jemand nicht gerne sehe. — Und wirklich blieb er von da an weg, zumal da auch sein Vater um diese Zeit immer schwächer wurde, und er nun mehr als vorhin auf dem Handwerke arbeiten mußte. —

Indessen war er nicht undankbar. Er verfertigte mehrentheils die Nacht über, um am Tage nichts zu versäumen, dem Fräulein ein vortreffliches kleines Putzschränkchen, dem Junker einen sehr genau gearbeiteten Storchschnabel, und brachte ihnen beydes am nächsten Weihnachtsfest zu einem kleinen Andenken. Dem Lehrer behielt er sich vor, bey mehrerer Zeit seine Dankbarkeit zu beweisen. — Der Baron schickte ihm für das Geschenk für seine Kinder ein ansehnliches Gegengeschenk in Geld, aber nichts konnte ihn vermögen, es anzunehmen.

Nach dem Tode seines Vaters mußte er als ein Knabe von vierzehn Jahren die Werkstatt desselben fast allein übernehmen. Seine Mutter hielt zwar einen Gesellen, aber Jakob war es, der alles angab, berichtigte, verbesserte; er ging, die Bestallungen anzunehmen, bekam viel zu thun; und besonders arbeitete er oft in dem Hause des Barons. Seine Mutter durfte sich um nichts bekümmern, sie hatte nie so ruhig gelebt.

Etwa ein Jahr nachher, als er das Haus des Barons nicht mehr als Zeichenschüler besuchte, mußte er in einem Zimmer ein Täfelwerk aufreißen, und — da es hin und her viele Spalten hatte, — fand er gerade als der junge Herr ins Zimmer trat, — ein Goldstück. Ohne sich zu bedenken, sagte er es demselben, und bat ihn, es seinem Vater einzuhändigen. Er brach darauf weiter auf und fand noch zwey — und steckte sie, weil eben Niemand da war, zu sich. Es ward Abend, es kam Niemand — am andern Morgen kam der Baron. Wie geht's Jakob? wird dir's sauer? — O nein! gnädiger Herr, antwortete er, aufreißen läßt es sich's leichter, als wieder le-

gen — ach! (er suchte in der Tasche,) ich habe noch zwey solche Stücke gefunden, wie ich schon dem jungen Herrn eins gegeben habe — hier! — Der Baron besah die Goldstücke. — Gut, lieber Jakob, es sind Spielmarken, die schon lange vermißt worden sind. Du hast meinem Sohne schon eins gegeben?

Jakob. Ja, gnädiger Herr, schon gestern Nachmittags; ich hätte ihm auch gern diese gegeben, aber ich sah ihn nicht wieder, und mußte sie bey mir behalten.

Der Baron wollte Jakob ein Trinkgeld geben; er weigerte sich. — So nimm es wenigstens für deine Ehrlichkeit! — Nein, gnädiger Herr, ehrlich seyn ist meine Schuldigkeit, und ich hätte die Dinger nicht behalten mögen, und wenn sie noch kostbarer gewesen wären; sie haben mich so schon in der Tasche gedrückt, daß ich sie so lange bey mir behalten mußte.

So bleibe ich in deiner Schuld, — doch, fuhr der Baron fort, ich habe gehört, deine Mutter befindet sich nicht recht wohl, und du hast ihr gestern das Glas Wein hinüber getragen, das du trinken solltest? — (Jakob wurde roth) — Einer solchen Handlung darfst du dich nicht schämen, ich habe mich sehr gefreut, da mir es gesagt wurde! — Gut, daß ich mich daran erinnere! Er ging und ließ sogleich der Tischlerinn eine Flasche guten alten Wein bringen. Aber kaum eine halbe Stunde darauf kam der junge Herr fast außer sich zum Saal herein:

Du hundsfüttischer Junge (redete er Jakoben an, und stieß ihn mit der geballten Faust in den Rücken, da er sich gerade bückte,) — wer hat dich heißen, meinem Vater sagen, daß du mir den Quark gestern gegeben hast? Du solltest froh seyn, wenn man ein

Wort mit dir redet — unterstehe dich noch einmal — mir solchen Verdruß zu machen.

Um diese unwürdige Behandlung, die der arme Jakob von dem Junker erfuhr, sich zu erklären, muß ich erinnern, daß der junge Herr die Marke — die, wie er wohl wußte, von Silber und stark vergoldet war, für sich behalten, und wahrscheinlich für Naschwaare, oder eine Spielerey, schon weggegeben hatte. — Um sich aus der Verlegenheit zu reißen, in die er gerieth, als sie ihm sein Vater abforderte, gab er vor, sie verlegt zu haben. Sie hat sich aber nie wieder gefunden.

Der arme Jakob, der nicht wußte, wie ihm geschah, und den Junker nicht verstand, fragte, womit er ihn beleidiget habe? — Aber er konnte keine Antwort erhalten, denn man hörte den Hazon in der Nähe, und der Junker glaubte, er würde auf den Saal kommen. — Er entfernte sich daher schnell, und Jakob — nahm mit dem Stoß vorlieb, und arbeitete ruhig fort. Niemand redete weiter davon.

Jakob drückte nach zwey Jahren auch seiner Mutter die Augen zu, und arbeitete nun in seinem sechzehnten Jahre als Tischlergeselle bey andern Meistern; er ging darauf in die Fremde, und kam als ein vorzüglich geschickter Tischler zurück. Sein gutes Glück führte ihn als Geselle in die Werkstatt eines Meisters, der eine einzige Tochter hatte. Er gewann sie lieb, hielt um sie an, und ihre Eltern gaben sie ihm gerne. Er ward Meister, und in kurzer Zeit kam er in einen so guten Ruf, daß er vier Gesellen beschäftigen konnte. Seine Arbeiten wurden ihm gut bezahlt, denn er arbeitete geschmackvoll und dauerhaft. Seine Schwiegereltern starben, er nahm ihr Haus an, und ist jetzt

ein wohlhabender Mann, und nicht bloß wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, sondern vornehmlich wegen seiner bewährten Rechtschaffenheit von allen, die ihn kennen, geschätzt und geliebt.

Der stolze Junker wurde in seinem sechzehnten Jahre Offizier; bekam wegen seiner auffahrenden Hitze viele Händel, suchte sich durch glänzende Equipage, durch schöne Reitpferde, durch großes Spiel, durch kostspielige Lustparthieen auszuzeichnen, und gerieth in Schulden. Nach dem Tode seines würdigen Vaters lebte er noch herrlicher. — Aber seit zwey Jahren lebt er nur mit seiner Schwester, und ißt das Gnadenbrod. — Worin besteht also die wahre Ehre?

Sft.

Ehrfurcht gegen Aeltern.

Ein gewisser vornehmer Herr war von geringen Eltern geboren, weil er aber in seiner Jugend sehr fleißig gewesen, und sich gut aufgeführt hatte, so machte ihn der König, seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit wegen, zu einem seiner vornehmsten Staatsbedienten. Aber der vornehme Herr vergaß nicht, daß er ein Kind geringer Eltern war, er schämte sich weder dieser, noch seiner Anverwandten. Er sah sie immer gern bey sich, ließ sie zu sich bitten, und wenn sie kamen, ging er ihnen bis vor die Thüre seines schönen Hauses entgegen, und bewillkommte sie auf das freundschaftlichste. — Einst hatte er ein großes Gastmahl angestellt, und die Gesellschaft bestand aus lauter vornehmen Herren. Da sie eben bey Tafel sa-

zen, meldet ihm ein Bedienter, daß sein alter Vater im Vorzimmer sey, und ihn gern sprechen wolle. Gleich eilt der Sohn von der Tafel weg und ins Vorzimmer, empfängt den alten Mann aufs liebreichste, nimmt ihn bey der Hand und führt ihn mit sichtbarer Freude ins Speisezimmer. Darauf weist er ihm den obersten Platz an der Tafel an, und bittet die Vornehmen deßwegen um Vergebung: „Dieß ist mein Vater! vergönnen Sie ihm die Ehre und Freude, hier bey uns zu sitzen. Er ist ein alter rechtschaffener Mann, der dieses Platzes würdig ist.“ So sprach der edle Sohn, und jeder Unverdorbene schenkte ihm lauten Beyfall, und wünschte auch so etwas gethan zu haben, wie dieser.

Fedderſen.

Ehrfurcht gegen Alte.

In Athen kam einst ein sehr alter, aber ganz geringer Mann in die Komödie, da schon alle Plätze voll waren. Er sah sich überall nach einem Platz um, ohne daß jemand so viel Achtung für ihn hatte und ihm Platz machte. Es waren aber auch einige junge vornehme Spartaner in der Komödie. Als der Greis dahin kam, wo sie saßen, standen sie, nach den guten Lehren und Sitten, die man ihnen schon von Jugend an beygebracht hatte, ehrerbietig vor ihm auf, und gaben ihm die beste und oberste von den Stellen, die ihnen angewiesen waren. Das Volk, welches dieses sah, klatschte vor Freuden über diese schöne That in die Hände.

* * *

Ein andrer junger Spartaner rief aus, als er

Leute sah, die sich aufs Land in Sänften tragen ließen:

Das sey ferne von mir, daß ich jemals an einem Orte sitzen sollte, wo ich vor einem Alten nicht aufstehen könnte!

* * *

Archelaus gab einst ein prächtiges Gastmahl, bey welchem auch die beyden Trauerspieldichter Euripides und Agatho gegenwärtig waren. Der erste hatte eine große Ehrerbietung und Liebe für den Agatho, welcher damals schon ein hohes Alter erreicht hatte. Der König war begierig, die Ursache davon zu erfahren, und fragte den Euripides, warum er denn einen abgelebten Greis so sehr liebte? Der Dichter antwortete ihm:

Es ist vernünftig und billig, daß man nicht allein den Frühling, sondern auch den Herbst bey rechtschaffenen Leuten schätze. (d. i. daß man sie nicht allein ehre, wenn sie jung sind, sondern auch, wenn sie alt geworden.)

* * *

Den Israeliten war von Gott selbst das Gesetz durch Moses gegeben: Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren!

Junge Christen und Christinnen! Schande, große Schande für euch wäre es, wenn Kinder der Heiden oder der Juden es euch in Beobachtung dieser Regel zuvorgethan hätten.

Bey der Unterweisung zur Tugend und Frömmigkeit, die ihr habt, begreift ihr es leicht, daß es höchst billig sey, dem schönen Sittenspruche zu folgen:

Die Alten ehre stets: du bleibst nicht ewig Kind;
Sie waren, was du bist; und du wirst, was sie sind.

Fedderſen.

Ehrfurcht gegen Lehrer.

Fenelon und der Herzog von Burgund.

Wildheit und Unbändigkeit waren die Hauptzüge von des Herzogs Jugend. Er zertrümmerte die Uhren, die ihm zu langsam zu gehen schienen, wenn er von der Zeit einen schnellern Flug erwartet hatte. Oft machte dieses den frommen Fenelon, seinen Hofmeister, sehr betreten, und seine ganze große Summe von Gelassenheit und Sanftmuth wollte mehrmahls nicht ausreichen. Er sah ein, daß selbst einem Fürsten die Nachgiebigkeit eine unentbehrliche Eigenschaft sey. Bey folgendem Zufall suchte er ihm dieses besonders anschaulich zu machen.

Ein Tischler arbeitete im Vorzimmer. Oft kam der Herzog und störte bald in seinem Werkzeug, bald wollt' er dieses und jenes wissen, und wählte dazu nicht den bittenden, sanften Ton, der die Jugend so sehr ziert, sondern war gebieterisch, herrschsüchtig, unartig. „Prinz, hub der Tischler, vom Abt vorbereitet und befehligt, hastig an, Sie werden endlich einmal so gut seyn, und mich und mein Werkzeug in Ruhe lassen.“ Da tobte der Fürst; der Tischler gab nicht nach; der Prinz schimpfte sogar. „Ey, Prinz, seyn Sie wer Sie wollen, sprach der Tischler noch heftiger, machen Sie, daß Sie mir aus dem Wege kommen;

nun sehen Sie, wenn ich in Wuth gerathe, so sind Sie mit Armen und Beinen bey mir nicht sicher.“ Da erschrak der Herzog gewaltig, und lief eilig zum Abt, um über den Tischler sich zu beschweren.

Fenelon. Er ist ein guter Arbeiter.

Herzog. Ey was, er soll und muß fort, er soll und muß bestraft werden.

Fenelon. Prinz, ich glaube immer, er verdient mehr Mitleid, als Strafe; ist es ein Unglück, daß er nicht über sich Herr werden kann? Und überdieß, was würden Sie zu dem sagen, der Ihren Bedienten, im Augenblicke, wo er Ihre Befehle vollstrecken soll, beleidigen wollte?

Herzog. Das ist doch wahr, erbärmlich gehen Sie mit mir um, einem armseligen Tischler geben Sie Recht — —

Fenelon. Weil er Recht hat.

Herzog. Und mich, mich ohne Genugthuung zu lassen! O das ist grausam! mir, mir nicht Recht zu geben!

Fenelon. Prinz, der Tischler ist ein Mensch, und Sie sind auch ein Mensch, und ein Fürst ist und bleibt doch immer nur ein Mensch.

Herzog. Herr, ich bitte, schweigen Sie, denn ich weiß, wer ich bin, und ich weiß auch, wer Sie sind?

Fenelon ging gleichgültig fort, und ließ den Prinzen stehen.

Am andern Tage nahm er den Prinzen wieder vor, und sagte zu ihm mit festem Tone: Prinz, Sie werden sich erinnern, was Sie gestern zu mir sagten. Es ist meine Pflicht, Sie zurecht zu weisen. Mir scheints, als wenn Sie selbst nicht wüßten, wer ich sey, und wer Sie sind. Einige Ihrer Bedienten mögen Ihnen

wohl gesagt haben, Sie wären mehr als ich. Aber da haben Sie Ihnen ganz was Falsches ins Köpfchen gesetzt. Ohne Stolz muß ich Ihnen bekennen, daß ich weit mehr als Sie bin. Ihre Geburt kömmt dabey gar nicht in Anschlag. Wäre der nicht ein Thor, der sich das zum Verdienst machen wollte, wenn ein Regen seine Felder befruchtet, und die seines Nachbars dürr und trocken gelassen hätte? Und eben so wenig können Sie sich etwas auf Ihre Geburt zu Gute thun; denn daß Sie Fürst sind, damit hat der bloße Zufall Sie auf die Probe stellen wollen, ob es Ihnen vielleicht möglich wäre, sich seiner guten Meinung würdig zu machen, denn noch — haben Sie nicht das mindeste persönliche Verdienst. Und nun dächte ich, müßten Sie mir einräumen, daß ich weit mehr Kenntnisse besitzen muß, wie Sie; denn sehen Sie, wenn Sie ja einmal des Zufalls gute Meinung von Ihnen rechtfertigen wollten, von wem hätten Sie denn die Kenntnisse dazu her, als von mir? und was nun die Herrschaft vollends betrifft, so bin ich mein eigener Herr, und Sie stehen unter mir. Glauben Sie das nicht, so wird Sie der König und Ihr Herr Vater, der Dauphin, dessen überführen. Ferner, wenn Sie sich etwa schmeicheln, es sey ein großes Glück, eine grosse Gnade, die Stelle, die mir anvertraut worden, bey Ihnen zu bekleiden, so muß ich Ihnen auch diesen Irrthum benehmen. Bloß aus inniger Empfindung der Liebe für Ihren Herrn Vater nahm ich den Befehl an, der ungleich mehr Bitte war, und unterzog mich des mühevollen Vortheils, Ihr Lehrer zu werden. Nun aber sehen Sie, mit welcher Gleichgültigkeit ich diese Stelle niederlege. Kommen Sie mit mir zu Sr. Majestät, dem König, ich will ihn bitten, Ihnen einen

andern Lehrer zu geben, dem ich ohne allen Neid mehr Glück in seinen Bemühungen wünschen will, als ich von den meinigen nicht erwarten kann.

Versteinert stand der Prinz da. Reuevoll bat er den Abt um Verzeihung, bat ihn mit Thränen sogar, nicht von ihm abzulassen. Und von diesem Augenblicke an änderte er sich, und entsprach für die Zukunft den Hoffnungen seines frommen Lehrers. — Womit kann ein junger Mensch sich mehr entehren, als wenn er seine Lehrer undankbar behandelt? Der große Alexander zog seinen Lehrer gar seiner Mutter vor; jene gab mir bloß das Leben, sprach er; diesem aber bin ich alles, was ich bin, schuldig. Es scheint der Erziehung mancher jungen Menschen in der großen Welt anzuhängen, daß sie sich über ihre Lehrer erheben wollen, und oft ihre mühvolle Arbeit, sie zu bilden, zu Frohndiensten machen möchten. Sie bedenken nicht, daß die Jugend eines Menschen nichts weiter als eine rohe ungebildete Summe kleiner Striche zum Gemälde des Lebens ist, woraus freylich eine schöne Gruppe werden kann, doch können sie auch weiter nichts, als bloße Striche bleiben. Nur das wahre persönliche Verdienst krönt die Vortheile der Geburt; fehlt das, so bleibt solch ein Mensch mit all seiner Größe doch nur ein alltäglicher Mensch, und will er vollends Stolz darauf äußern, so wird er entweder allgemeines Bedauern oder allgemeine Verachtung erregen. Ersteres schmerzt oft so sehr, wie letzteres.

Claudius.

Wahres Ehrgefühl.

Ich will euch doch noch ein Beyspiel erzählen, wie es selbst in den niedrigsten Ständen Seelen giebt, die sich durch innern Adel auch bey empfindenden Beleidigungen recht wohl zu benehmen wissen.

Ein gemeiner Soldat, der unter der Armee stand, die der große Conde in Flandern kommandirte, hatte, vielleicht durch hitziges Getränk aus seinem Zirkel gebracht, einige unanständige Reden ausgestossen, und der General diktirte ihm eine ziemliche Anzahl Stockschläge zur Strafe. Wie dieser Auftritt vorüber war, sagte der Soldat: wahrlich ich werde es dahin zu bringen wissen, daß der General es bereuen soll, mich dieser Strafe unterzogen zu haben.

Der Offizier lächelte, und sagte: laß sehen, es soll mir lieb seyn.

Vierzehn Tage darauf erhielt der Obriste vom General den Auftrag, ihm den braussten und muthigsten Mann seines Regiments aufzuzeichnen, und ihn zuzuschicken, weil das, was von ihm ausgeführt werden solle, von größester Wichtigkeit sey, und wenn er den Auftrag glücklich vollenden würde, solle er zur Belohnung hundert Louisd'or erhalten.

Die versprochene Belohnung reitzte anfangs viele, die sich dazu aufwarfen; wenn man sie aber mit der Gefahr des auszuführenden Auftrags bekannt machte, so wichen sie zurück, und ließen die hundert Louisd'or gern im Stich.

Nur derjenige Soldat, der, wie oben berührt wurde, die Stockschläge erhalten hatte, war muthig genug, und übernahm den so gefährlichen Auftrag.

Er ward dem General vorgestellt, und vernahm von ihm, worauf alles beruhe.

Der Soldat nahm es über sich; jedoch mit der Bedingung, daß er, um den Willen des Generals ganz glücklich auszuführen, dreyßig seiner Kameraden, die er aber selbst auswählen müsse, mit sich nehmen dürfe.

Es ward ihm verstattet, und mit einem unbeschreiblichen Muthe führte er die Vorschriften des Generals aus, daß auch nicht der kleinste Wunsch unerfüllt blieb.

Bey seiner Zurückkunft meldete er sich bey dem General, der mit ihm äußerst zufrieden war, und ihm unter der Bezeigung seines Beyfalls die versprochene Summe auszahlen ließ. Der Soldat aber theilte diese Summe auf die uneigennützigste Weise unter seine Kameraden aus. Der General wunderte sich darüber.

Und warum befremdet Sie das? fragte der Soldat dreust und muthig. Wissen Sie, Herr General! daß ich nicht einzig und allein um Geld diene. Die Ehre ist mir lieber, und finden Sie, daß ich durch die glückliche Ausführung Ihrer Wünsche mich würdig gemacht habe, so bitte ich Sie, mich avanciren zu lassen. Herr General, fuhr er fort, ich bin der nemliche Soldat, dem Sie vor vierzehn Tagen dreyßig Prügel geben ließen. Ich sagte dazumahl zu meinem Offizier: „Jetzt mags drum seyn; aber der Herr General soll es gewiß bald bereuen, mir diese Strafe diktirt zu haben.“ Und nun, glaube ich, habe ich Wort gehalten.

Diese Rede gefiel dem General so sehr, und hatte einen so starken Einfluß auf sein Herz, daß er die Geschichte dem Prinzen erzählte, der denn auch noch

am nemlichen Tage diesen gemeinen Soldaten zum Offizier machte.

Müßt ihr es nicht gestehen, meine Freunde, daß dieses eine sehr schöne Art war, seinen Beleidiger zur Reue zu bringen?

Claudius.

Bernhard Roland, oder die Folgen des übertriebenen Ehrgeitzes.

In einer fruchbaren Gegend lebte Frau Roland mit ihrem einzigen Sohne Bernhard glückliche Tage. Ihre Vermögensumstände sicherten sie gegen jede ängstliche Nahrungssorge, ihre Klugheit, Sparsamkeit und Thätigkeit vermehrte ihre Güter und dadurch ihre Seelenheiterkeit und Zufriedenheit. Nicht als wenn Frau Roland an ihren Reichthümern gehangen und darein ihre Glückseligkeit gesetzt hätte, sondern weil sie durch sie in den Stand gesetzt wurde, edlere Triebe zu befriedigen, eine Wohlthäterinn der Dürftigen, eine Beschützerinn der Bedrängten, und ihrem Bernhard eine sorgsame Mutter zu seyn. Sie trocknete die Thränen sehr vieler und erntete den innigsten Dank nicht weniger edlen Menschen, die sie liebreich unterstützte. Mit einer stillen Heiterkeit, die nur das Erbtheil besserer Seelen ist, blickte sie um sich, in die Welt, auf ihr zurückgelegtes Leben, und auf die Tage der Zukunft. Ein Wunsch beschäftigte oft und sehr stark ihr gefühlvolles Herz, er erfüllte ganz ihre mütterliche Brust,

wenn

wenn sie ihn dachte, und nichts erbat sie sich von der gütigen Hand der Vorsehung so sehnlich, als dieses Wunsches Erfüllung.

Junger Leser, du hast vielleicht auch noch eine zärtliche Mutter, die dich innig liebt und für dein Wohl mütterlich besorgt ist. Leicht wirst du es errathen können, worin jener Wunsch der rechtschaffenen Frau Roland bestand. Jede vernünftige Mutter wünscht ja nichts sehnlicher, als daß aus ihrem Kinde ein geschickter, guter und glücklicher Mensch werden möge.

Alles, was eine sorgsame Mutter nur immer für die Bildung ihres Kindes thun kann, that Frau Roland für ihren Bernhard. Keine Zeit und keine Kosten wurden gespart. Liebreich geführt von ihrer Hand, sorgfältig von ihr zu allem Guten und Schönen geleitet, gewissenhaft gebildet von einem einsichtsvollen Lehrer, so wuchs Bernhard herauf vom Kinde zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling. Er war die Freude der Mutter, der Stolz seines treuen Lehrers, und vielen edelgesinnten Jünglingen ein redlicher, geliebter Freund.

Bernhard erreichte sein sechzehntes Jahr. Er besaß Kenntnisse, wie sie selten ein junger Mensch in diesem Alter besitzt, und in seinem Busen schlug ein Herz, das man edel nennen konnte. Mit diesen Kenntnissen und diesem Herzen verließ er als sechzehnjähriger Jüngling seine Vaterstadt. Die süßen Hoffnungen seiner Mutter zu erfüllen, mit diesem Vorsatze, mit diesem feyerlich gethanen Versprechen riß er sich aus ihren Armen. Er bezog die Universität Jena, ach! nur viel zu frühe.

Bernhards größte Schwäche war ein übertriebener Ehrgeiz, den seine redliche Mutter, zwar aus gu-

ten Absichten, aber zu seinem Schaden, nur allzusorgfältig genährt hatte; er sollte ihn, nach ihrer Meinung, vor niedrigen Handlungen schützen, aber er verleitete ihn zu einem Vergehen, das ihm und seine Mutter unglücklich machte.

Ein Jahr verging und Bernhard genoß in Jena der seligsten Freude, die man im Jugendalter nur genießen kann. Sein Geist dürstete nach neuen Kenntnissen, und dieser Durst konnte hier ganz nach seinem Wunsche gestillt werden. Der Umgang mit einigen der vortrefflichsten Professoren und mehreren edelgesinnten Studierenden gewährte ihm einen reinen, süßen Genuß. Freudetrunken stand er oft an einem milden Sommerabend auf dem Philosophengange, einer schönen Anhöhe, mit grünenden Gesträuchen bepflanzt und anmuthigen Obstbäumen umgeben. Nachtigallen erquicken dort durch ihre lieblichen Lieder den Wandelnden; vor seinen Augen, unter ihm, liegt ein anmuthvolles, baumreiches Thal, durch welches sich ruhig der Saalstrom schlängelt; jenseits erheben sich mehrere Hügel; auf dem einen ragt ein alter runder Thurm empor, und von der Spitze des andern blicken durch einen schwachen Nebel Ruinen eines versunkenen Schlosses schwermuthsvoll herab; gegen Südwest liegt die Stadt Jena, deren Anblick bey milder Abenddämmerung einen guten Eindruck auf das Herz des fühlenden Wanderers macht. Auf dieser schönen Anhöhe stand Bernhard oft, labte sich an der herrlichen Aussicht, kehrte in sich und faßte edle Entschlüsse. Zuweilen stand neben ihm Edelhold, ein trefflicher Jüngling und sein Busenfreund. Begeistert von der schönen Natur, sanken sich die Freunde oft in die Arme, an die Brust, und gelobten einander ewige Freundschaft.

Jüngling, nichts ist reiner, als solche Freuden im Schooße der Natur, nichts schöner, als solche Umarmungen edler Freunde, nichts rührender, als solche Gelübde gutdenkender Jünglinge! Du wirst alt werden, Jüngling, du wirst vieles vergessen, vieles dulden, manche unangenehme Erfahrungen machen, dein Gefühl wird kühler, deine Kraft schwächer, dein Haar bleicher werden, aber unschuldige Freuden, in der Jugend an Freundes Brust genossen, werden deinem Gedächtnisse nie entschwinden, die Erinnerung an sie wird dich in deinen Leiden aufrichten, und selbst im Grabe noch erquickend für dich seyn. O genieße sie mit Unschuld, mit reinem Herzen!

Das Schicksal riß Edelholden von Bernhards Seite, nachdem sie beynahe ein Jahr in der beglückendsten Vertraulichkeit verlebt hatten. Edelholds Vater starb, die Mutter wünschte ihn in sein Vaterland zurück, und der Sohn hielt es für Pflicht, diesen gerechten Wunsch zu befriedigen. Ohnedieß hatte er schon drey Jahre auf der Akademie gelebt. Bernhard trennte sich mit schmerzlicher Wehmuth von seinem geliebten Edelhold. In der schönen Lindenallee bey Weimar, bis wohin er ihn begleitet hatte, fielen sich die schluchzenden Freunde an die Brust, dankten sich in gebrochenen Worten für die seligen Stunden, die einer dem andern gewährt hatte, und schwuren, sich nie zu vergessen, sondern, getrennt durch Berg und Meer, in Glück und Unglück, treue Freunde zu bleiben bis in den Tod. Sie haben sich nie wiedergesehen.

War gleich Bernhard Roland mit einigen guten Jünglingen bekannt, so konnt' er doch lange keinen einzigen finden, mit dem er so ganz hätte übereinstim-

men können, als mit Edelhold. Es fehlte ihm nicht an Freunden, aber keiner war ganz Vertrauter seines Herzens. Viele suchten seine Bekanntschaft, einige aus wahrer Achtung gegen ihn, andere, weil er ein kraftvoller Jüngling war und dabey reich. Brand, ein ehrlicher Rheinländer, bewarb sich vorzüglich um seine Freundschaft, und da Bernhard in ihm einen gebildeten, wackern jungen Menschen fand, so gewann er ihn immer lieber und wurde sein Freund. Viele von Brands Landsleuten wurden deßhalb auf ihn erbittert. Sie hatten von dem akademischen Leben die verkehrtesten Begriffe, verwechselten Freyheit mit Zügellosigkeit, Muth mit Wildheit, Freymüthigkeit mit Frechheit, und anstatt sich mit allem Eifer den Wissenschaften zu widmen, schwärmten sie in Dörfern auf Wirthshäusern herum, stimmten schmutzige Lieder an, waren unmäßig in jedem Genusse, und betrugen sich überhaupt auf eine Art, daß man eher rohe Matrosen als Söhne der Musen in ihnen zu sehen glaubte.

Bey seinem regen Sinn für alles Gute, bey seiner warmen Neigung zu den Künsten und Wissenschaften, bey seinem feinen Gefühle für das Schöne und Schickliche, konnte Brand unmöglich die Lebensart seiner Landsleute billigen, vielweniger sich in nähere Verbindung mit ihnen einlassen. In ihrer Gesellschaft plagte ihn oft die Langeweile, und ihr Betragen erfüllte sein Inneres immer mit Unmuth. Er brach daher fast allen Umgang mit ihnen ab, und sah sich nach einer edleren Seele um, die er denn endlich in Bernhard Roland fand.

Aufgebracht, daß Bernhard ihre Gesellschaft meide, suchten seine Landsleute ihm und seinem Freunde zu schaden. Die Gelegenheit dazu gab sich bald.

Die Landsmannschaft, zu der Brand gehörte, versammelte sich einmal zu einem Abschiedsmahle, welches einer aus ihrer Mitte gab, der in kurzer Zeit die Universität verlassen wollte. Brand hatte mit ihm noch den meisten Umgang gepflogen, und wurde daher von ihm zu diesem Freundschaftsmahle, wie er es nannte, eingeladen. Bernhard Roland erhielt gleichfalls eine Einladung. „Ich habe eben keine sonderliche Lust hinzugehen, sprach er zu Brand; überdieß habe ich noch heute ein dringendes Geschäft abzuthun. Geh' aber du immer hin und entschuldige mich, daß ich nicht komme."

Laß mich nicht allein gehen, Bruder! erwiderte Brand, man könnte es übel deuten, wenn du nicht mitkämst. Und dann bist du mir vorzüglich in einer solchen Gesellschaft unentbehrlich. Bist du da, so kann ich doch mit dir ein vernünftiges, vertrauliches Wort sprechen. Komm immer mit, lieber Roland! dein Geschäft leidet wohl Aufschub.

Nicht gern schlug Roland seinem Freunde eine Bitte ab. Auch jetzt that er es nicht. „Ich komme mit, sagte er, aber wir gehen etwas später, die Zeit soll uns, denk' ich, lang genug werden in der lustigen und lustigen Gesellschaft."

Die Gesellschaft war schon ein Paar Stunden beysammen und lebte herrlich und in Freuden, Roland und Brand waren noch nicht da. „Die Bücherfüchse kommen sicher nicht," sagte einer; „hohle sie der Guckguck sammt ihren Büchern!" rief ein anderer, und die übrigen ermangelten auch nicht, sich über die Abwesenden auf eine Art lustig zu machen, die einer edlen Seele ganz unwürdig ist.

Endlich erschienen Brand und Roland. Man empfing sie auf eine hämische Weise, und machte unwitzige, aber bittre Anspielungen auf ihren Hang zur Eingezogenheit und zu den Wissenschaften, welche Rolanden nicht entgingen, und sein Gemüth, dem eine solche Behandlung neu war, in Hitze brachten. Einer von der Gesellschaft, Sandmann, trat, halb berauscht, zu ihm und redete ihn in einem beissenden Tone an: Ey willkommen! willkommen! Herr Roland! Sie bringen uns doch viel Neues aus der gelehrten Welt mit? Ich wette, Sie haben ein Paar Stücke gelehrter Zeitungen bey sich? Nun, Sie werden ja doch, denk' ich, auch bald als Schriftsteller auftreten? wie viele Werke haben Sie denn unter der Arbeit? —

„Verschonen Sie mich mit dergleichen Fragen," fiel Roland ein.

Ey wie? versetzte Sandmann, halten Sie mich denn für einen Menschen, der gar nichts vom gelehrten Wesen versteht? Freylich bin ich kein Bücherwurm, wie mancher. (Er warf einen hämischen Blick auf Roland) Nu, was für eine Arbeit haben Sie denn jetzt vor sich?

Eine sehr unangenehme, antwortete Roland in einem festen, aufgebrachten Tone, einem Pinsel nemlich ins Gesicht zu sagen, daß er ein Pinsel ist.

I vermaledeyter Zuckerbube! rief Sandmann und näherte sich mit trotzigem Blicke Rolanden. Dieser, angegriffen an seiner schwächsten Seite, außer sich vor Unwillen, antwortete — mit der Hand. In dem Augenblicke lagen sich beyde in den Haaren. Sandmann hatte die ganze Gesellschaft, Branden ausgenommen, auf seiner Seite. Mit vieler Mühe brachte man die Parteyen auseinander.

Dabey kann es nicht bleiben, riefen alle. Du bist beschimpft, Sandmann, und in dir die ganze Gesellschaft. Du kannst diesen Schimpf nicht auf dir sitzen lassen, oder wir schließen dich als einen ehrlosen Jungen aus unserm Zirkel.

Verdammt soll ich seyn, schrie Sandmann halbrasend, wenn ich es dem Buben nicht empfinden lasse, was es heißt, sich an einem Burschen zu vergreifen. Daß du es weißt, Zuckerjunge! Morgen früh sieben Uhr findest du dich im Schlägerwäldchen ein, mit einem Hieber, verstehst du's? Ob du außer der Feder auch den Säbel führen kannst, das soll sich zeigen.

Nie war Roland noch in einem solchen Gemüthszustande gewesen; sein Blut kochte, sein Auge funkelte, er vergaß sich und das Versprechen, das er that, als er unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde, nemlich sich nie in einen Zweykampf einzulassen. Ich nehme deine Aufforderung an, Sandmann! rief er; um die bestimmte Zeit wirst du mich am bestimmten Orte finden; ich will dir Ehrenschänder zeigen, daß meine Rechte außer der Feder auch einen Hieber führen kann, und daß du es nicht mit einem Bücherwurme zu thun hast.

Roland verließ die Gesellschaft. Brand that dasselbe. Beyde durchwachten eine unruhvolle Nacht. Der Morgen erschien und mit ihm Ruhe des Gemüthes. Roland war nun ziemlich im Stande, über den gestrigen Vorfall nachzudenken. Brand rieth ihm, seine Sache vor das akademische Gericht zu bringen, und sich mit Sandmann, den man in der ganzen Stadt als einen verächtlichen Menschen kannte, schlechterdings nicht in ein Duell einzulassen. Roland sah es ein, daß er im letzteren Falle gesetzwidrig handeln würde, und

daß man Brauseköpfe, wie Sandmann, mit Verachtung behandeln müsse, und er war beynahe geneigt, zu thun, was ihm sein Freund anrieth. Allein sein Ehrgeiz erwachte; er fühlte die gestern erlittene Beleidigung von neuem; sein Herz pochte unruhiger, seine Einbildungskraft war geschäftig, ihm ein abschreckendes Bild von der Zukunft zu entwerfen; er sah es voraus, welchen Kränkungen, welchen Mißhandlungen er sich aussetzen würde, wenn er sein gestern gegebenes Wort zurücknähme. Wie? sprach er, ich sollte mich den Spöttelehen solcher verächtlichen Seelen aussetzen? ich sollte es mir gefallen lassen, daß man mich einen Feigen schimpfe und auf mich mit Fingern weise, mir wohl gar heimlich nachstelle? Nein! ich will hingehen und ihnen zeigen, daß ein Herz in meinem Busen schlägt.

Es schlug sechs. Roland verließ, mit einem Hieber versehen, in Brands Begleitung seine Stube. Der Berg, worauf das Schlägerwäldchen liegt, war bald erstiegen. Um sieben Uhr erschien auch Sandmann mit einigen Landsleuten. Man kleidete den Oberleib bis aufs Hemde aus. Eh' der Zweykampf begann, trat Roland zu seinem Gegner, ergriff seine Hand und sprach in einem festen Tone: Sandmann! wir stehen jetzt beyde auf dem Scheidewege zwischen Leben und Tod. Wer uns auf den Punkt brachte, wo wir nun stehen? das mag jeder sich von seinem Gewissen beantworten lassen. Einer von uns kann das Opfer des beleidigten Ehrgeitzes werden. Es wäre Schande, wenn wir unversöhnt schieden. Laß uns einander brüderlich umarmen, uns einander verzeihen.

Es folgte Umarmung und Kuß.

Der Zweykampf begann. Er wurde mit Hitze,

mit rasendem Muthe geführt. Zehn Minuten waren bereits verflossen, und noch war es unentschieden, wer den Sieg, diesen unmännlichen, entehrenden Sieg davon tragen werde. Endlich brachte Roland seinem Gegner eine Wunde bey. Bist du damit zufrieden? rief jener.

Vielleicht hätte es Sandmann dabey bewenden lassen. Allein seine anwesenden Landsleute feuerten ihn an, noch Einen Gang zu wagen.

Der Kampf begann von Neuem. Sandmann gerieth in Verwirrung, wich einem Streiche von Roland nicht geschickt aus; bekam einen gefährlichen Hieb, und sank ohnmächtig zur Erde.

Roland hielt den Gefallenen für todt. Eine Todesangst bemächtigte sich seines Herzens. Thränen traten ihm ins Auge; er war unschlüssig, was er thun sollte. Brand bat ihn, um alles, was ihm heilig sey, Jena zu verlassen, und seine Freyheit durch die Flucht zu retten. Nach langem Zögern entschloß er sich dazu.

Wie Rolands Herz durch den fürchterlichen Gedanken: du bist ein Mörder! gepeinigt, zerrissen wurde, welch ein Kummer an seinem Innern nagte, und wie nahe der Verzweiflung ihn die Erinnerung an seine Mutter brachte, wie öde und leer es in seinem Gemüthe war und mit welcher Höllenangst er in sich und um sich blickte, dieß läßt sich besser empfinden als beschreiben.

Gepeinigt von den Vorwürfen seines Gewissens, durchwanderte er eine Stadt nach der andern, eine Provinz nach der andern. In Hessen-Kassel hielt er sich mehrere Tage auf; denn hierher wollte ihm sein Freund Brand über den Aus-

gang seiner Angelegenheit in Jena schreiben. Die schöne Stadt, die des Merkwürdigen so viel enthält, ekelte Rolanden an; die anmuthige Gegend, in der sie liegt, ließ ihn kalt; in sich gekehrt irrte er in den Straßen herum, und fuhr bey jedem Gerassel der Galawagen zusammen; er glaubte, jeder, der ihn etwas schärfer ansah, erkenne in ihm den Mörder.

Es vergingen mehrere Tage, und es kam der erwartete Brief nicht an. Die Ursache davon war folgende: Das Duell, welches zwischen Roland und Sandmann vorgefallen war, wurde bald bekannt. Der akademische Senat untersuchte die Sache, und Brand wollte vorerst den Ausgang der Untersuchung abwarten, ehe er seinem Freunde schrieb. Daß diesen der Brief nicht mehr in Kassel antreffen werde, war wohl zu vermuthen. Es entstand nun die Frage, wohin er addressirt werden sollte. Brand glaubte, Roland werde nicht unterlassen, seinen Edelhold zu besuchen, da der Weg, den er nehmen wollte, gerade durch die Stadt ging, wo dieser wohnte. Der Brief ward daher an Edelhold abgeschickt.

Roland verließ Kassel, noch unschlüssig, wozu er sich bestimmen sollte. In Hannöverisch-Minden hielt er sich ein Paar Tage auf. Die herrliche Gegend, in welcher dieses Städtchen liegt, machte einen starken Eindruck auf sein Herz. Alles in der Natur war Harmonie, nur in Rolands Innerm fehlte diese. Er bestieg die anmuthigen Berge, von welchen Minden schön umschlossen wird. Eine Wehmuth eigener Art erfüllte seine Brust. Mit thränendem Auge betrachtete er die entzückende Landschaft. O wozu hat mich, sprach er zu sich selbst, mein Ehrgeiz verleitet! wie glücklich könnte ich seyn, wenn ich den Eingebungen meines Stolzes nicht gefolgt wäre,

wenn ich gethan hätte, was du mir, mein geliebter Brand, anriethest! Warum habe ich mich nicht weggesetzt über das Geschwätz meines Beleidigers? meiner wahren Ehre hätte es doch nicht schaden können. O wie konnte ich so thöricht seyn, mich von verächtlichen Menschen zu einer verächtlichen Handlung hinreißen zu lassen! Indem ich meine Ehre retten wollte, schändete ich sie selbst. Alle Rechtschaffenen, die mich kennen, werden mir nun ihre Achtung entziehen. O und meine Mutter, diese zärtlichste, beste der Mütter! — — Ein Strom der heißesten Zähren rollte von seinen Wangen. Er blickte gen Himmel und that das Gelübde, nie wieder sich durch eine ähnliche Handlung herabzuwürdigen.

Roland dachte über seine Lage und über das, was nun zu thun sey, nach. Zu seiner Mutter zurück zu kehren, dieser Gedanke hatte so viel Furchtbares für ihn, daß er ihn gleich wieder fahren ließ. Wie? sagte er, ich sollte diesem edlen Weibe unter die Augen treten, ich, ein Uebertreter des Gesetzes, ein wortbrüchiger Sohn, ein Mörder? Das Wort Mörder klang ihm schrecklich, erschütterte immer seine ganze Seele. Unglücklicher Jüngling! warum flogst du nicht, kindlicher Reue voll, in die Arme deiner Mutter, warum fielst du nicht vor ihre Kniee nieder? Sie hätte sich mütterlich an ihre Brust gedrückt, dir vergeben, in dir wieder ihren einzigen Sohn erkannt! du warst kein Mörder. — Auch in diesem Falle hat übertriebener Ehrgeitz vielleicht deine Entschlüsse geleitet.

Der Entschluß war gefaßt. Roland reiste gerade nach Hamburg; hier wollte er sich nach Holland einschiffen, um von dort weiter nach Afrika oder Ostindien zu fahren. Er kam in die Stadt, wo sein ver-

treuer Freund Edelhold ein ansehnliches Amt bekleidete. Er sehnte sich, diesen treuen Freund einmal wieder zu sehen. Allein sein Ehrgeiz rief ihm mit lauter Stimme zu: wie? du könntest den rechtschaffenen Edelhold besuchen, an den dich nur Liebe zum Guten band? der dich bloß darum achtete, bloß darum dein Freund wurde, weil er dich für eben so edeldenkend hielt, als er selbst ist? Du bist der alte Roland nicht mehr. Zwar schlägt noch immer dein Herz für alles Edle und Gute; aber wird er dieß glauben? wird er dich nicht für einen leichtsinnigen Jungen halten, in dem er sich sehr getäuscht habe? wird er nicht dem Mörder sein Haus verschließen?

Roland kämpfte mit der Neigung und dem Ehrgeiz und entschloß sich endlich, Edelholden nicht zu besuchen. Hätte er dieses gethan, so wäre ihm eine Zentnerlast vom Herzen gefallen, er hätte sich und seine Mutter nicht unglücklich gemacht. Denn bey Edelholden lag bereits ein Brief von Brand, worin dieser ihm die angenehme Nachricht meldete, daß Sandmann bloß in eine Ohnmacht gefallen und nun wieder völlig hergestellt sey. Der akademische Senat, hieß es weiter, habe die Sache untersucht; Roland en seiner Handlung wegen einigermaßen entschuldigt; ihn aber doch, dem Gesetze gemäß, mit Sandmannen relegirt. Dieser Brief kam nie in Rolands Hände.

Aus Hamburg schrieb Roland seiner Mutter einen kurzen Brief. Er enthielt folgendes:

Beste Mutter!

Treu und redlich haben Sie allezeit für mein Wohl gesorgt. Ich erkenne dieß mit einem Herzen, welches ewig dankbar für Sie schlagen wird. Ach! gute Mut-

ter, als ich Sie verließ, als ich mich weinend aus Ihren mütterlichen Armen riß, damals konnte mein Herz nicht ahnden, daß es Sie nach zwey Jahren in eine Betrübniß versetzen werde, die ich in ihrer ganzen Stärke fühlen kann.

O Vergebung, zärtliche Mutter, Vergebung! Ich bin von einem meiner akademischen Mitbürger beleidigt worden. Ich war Thor genug, diese Beleidigung höher aufzunehmen, als sie es verdiente, ich war unredlich genug, ein gethanes Versprechen zu brechen, und mich mit meinem Beleidiger in ein Duell einzulassen. —

Fassen Sie sich, gute, theure Mutter! ich muß Ihnen noch das Traurigste melden. Thränen der innigsten Reue rollen auf das Papier herab, indem ich dieses schreibe. — Fassen Sie sich, und vergeben Sie mir, fluchen Sie wenigstens nicht Ihrem unglücklichen Sohne. — Mein Gegner erhielt von mir eine Wunde. Er war damit nicht zufrieden. Der Zweykampf begann von Neuem. Ein unglücklicher Hieb erreichte meinen Beleidiger. — Er sank zu Boden. —

Ich habe mich von Jena geflüchtet, bald bin ich nicht mehr auf Deutschem Boden. Ich eile fremden Ländern zu; vielleicht finde ich da die Ruhe wieder, die ich in Deutschland, verführt durch einen übertriebenen Ehrgeitz, verlohren habe; so viel ist gewiß, daß ich, wo ich auch immer seyn werde, mich bestreben will, edel und gut zu handeln, und das Böse wieder gut zu machen, wozu mich eine heftige Leidenschaft hingerissen hat. Ewig werde ich seyn

Ihr dankbarer Sohn
Bernhard Roland.

Frau Roland befand sich eben in ihrem obstreichen, schönen Garten, als dieser traurige Brief einlief. Es war ein herrlicher Tag; sie verlebte ihn mit einer vertrauten Freundinn im Schooße der Natur. Ein großer Theil der Bäume war reichlich mit schmackhaften Früchten behangen; besonders war der Birnbaum, den ihr verstorbener Mann am Bernhards Geburtstage pflanzte, mit dem edelsten Obste belastet. Einer der festlichsten Tage im Jahre für Frau Roland war gewiß auch der, an welchem sie die ersten Früchte von diesem Baume brach. Sie rief sich dann alle Freuden ins Gedächtniß zurück, die Bernhard ihrem Herzen bereits gemacht hatte, und erquickte sich an den Hoffnungen, zu welchen sie seine musterhafte Aufführung berechtigte. Ach! manche Freudenthräne quoll bey dieser Gelegenheit aus ihrem Auge.

Auch jetzt, da sie den erwähnten Brief erhielt, weinte sie solche Thränen. Es war gerade der Tag, wo sie die ersten Früchte von dem geweihten Baume brach. „Der Baum ist mir sehr lieb, sagte sie zu ihrer Freundinn! lieber als alle übrigen. Er trägt ein schmackhaftes Obst in Menge, und ist zum Andenken an Bernhards Geburtstag gepflanzt. Sehe ich seine Früchte an, so versetze ich mich immer in jene Tage, wo mein Sohn als ein gebildeter, edler Bürger des Staats das Wohl seiner Bürger befördern wird. O süß werden die Früchte meiner mütterlichen Bemühungen seyn! Ach! daß doch auch sein rechtschaffener Vater, der diesen Baum gepflanzt hat, diese Früchte genießen könnte! Dem Edlen sollte es nicht zu Theil werden, dieses größte Glück der Eltern. Er ruhe in Frieden, der treue Vater!“

So sprach sie mit trübem Auge, als eine Magd in den Garten trat und ihr den Brief überbrachte. Frau Roland erkannte gleich die Hand ihres Sohnes und war voll Freuden! „Es hätte nicht schöner kommen können! rief sie herzlich aus. Scheint es doch, als habe er den heutigen Tag geahndet, und mein Vergnügen durch eine freudige Ueberraschung erhöhen wollen. O laß uns, liebste Freundinn, in die erste Laube eilen und den lieben Brief öffnen!".

Man kam in die Laube. Der Brief ward hastig erbrochen. Die gefühlvolle Mutter liest — ein bedeutender Ernst verdrängt das holde Wesen aus ihrem Gesichte — Angst mahlt sich auf ihren Wangen; furchtbare Ungewißheit blickt aus ihrem Auge; sie zittert und sinkt bewußtlos zu Boden. Erschrocken springt ihre Freundinn herbey und weiß nicht, ob und wie sie ihr helfen soll. Eiligst läuft die Magd in die Stadt, und ein herbey geeilter geschickter Arzt läßt nichts unversucht, sie ins Leben zurück zu rufen. Es gelang ihm, sie aus der tiefen Ohnmacht zu wecken. Allein ihre Nerven waren zu stark angegriffen, ihr Herz zu sehr verwundet worden; der Gedanke an ihren unglücklichen Sohn erstickte jede Aeusserung von Lebenskraft, und noch waren nicht vier und zwanzig Stunden verflossen, als diese schöne Seele die Welt verließ. Die ganze Stadt beweinte sie. Ihre Anverwandten setzten ihr einen Denkstein auf ihr Grab mit der Inschrift:

Louise Roland schlummert hier.
Sie war fromm und tugendhaft.
Eine treue Gattinn.
Eine sorgsame Mutter.
Eine geliebte Menschenfreundinn.
Mütterliche Zärtlichkeit hat ihren Tod beschleunigt.

Edeldenkender Jüngling! gefühlvolles Mädchen! weiht dem Andenken einer zärtlichen Mutter eine stille Thräne. Nie möge durch ähnliche Vorfälle eine Mutter ihrem Grabe näher gebracht werden! —

Roland, dessen Herz von mancherley Gedanken oft beunruhigt ward, schiffte sich in Hamburg nach Holland ein. Die Seereise brachte die Wirkung auf sein Gemüth nicht hervor, die er sich davon versprochen hatte. Das Schiff schwebte zwar ruhig auf der Oberfläche des Meeres dahin; allein der Anblick der großen Leere, die ihm ohne Grenzen zu seyn schien, brachte auch in sein Inneres eine Leere, die oft peinigend für ihn war und vereinigt mit der Erinnerung an das nächst Vergangene ihn zuweilen kleinmüthig machte und der Verzweiflung nahe brachte. Dazu kam noch die Seekrankheit, die ihn überfiel und einige Tage abmattete. Wie froh bestieg er das Land, als das Schiff bey Amsterdam ankerte! Hier verlebte er einige Wochen. Einsam irrte er herum, und nur in manchen Augenblicken fiel ein Strahl von Ruhe und Hoffnung in seine Seele.

In einem halben Jahre befand sich Roland in Ostindien. Seine Kenntnisse, sein empfehlendes Aeußere, und vorzüglich sein männlicher Ernst, der beynahe an Schwermuth grenzte, verschafften ihm nähern Umgang mit einer reichen Familie in einer Englischen Kolonie. Man vertraute ihm die Führung wichtiger Geschäfte an, und da er sie treu und zur Zufriedenheit des Engländers verrichtete, so sah er sich bald mit dessen vollem Zutrauen beehrt. Nach zwey Jahren starb der Kaufmann, und willigte noch auf seinem Sterbebette in eine Heirath zwischen seiner Tochter und Roland.

Roland erhielt nicht nur ein großes Vermögen, er erhielt auch mit diesem eine gebildete, vortreffliche Gattinn. Alles besaß er nun, nur Ruhe des Herzens nicht. Der Gedanke an seine That in Jena und an seine Mutter, schlich sich oft unter seine Freuden und verdrängte sie aus seiner Brust. Er arbeitete stark an der Veredlung seines sittlichen Charakters, und suchte durch Wohlthätigkeit und einen musterhaften Lebenswandel das Geschehene einigermaßen wieder gut zu machen.

Eines Tages machte er eine Reise nach der Küste, wo eben ein Europäisches Schiff gelandet war. Unter den Matrosen erblickte er einen Mann, dessen Gesichtszüge ihm bekannt vorkamen. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand in ihm zu seiner größten Bestürzung und Freude — den Westphälinger Sandmann, den er noch immer todt glaubte. Wonnetrunken flog er ihm in die Arme, weinte vor Freuden, bat ihn um Vergebung und riß ihn mit sich in seine Wohnung, nachdem er die Schulden bezahlt hatte, die Sandmann auf dem Schiffe gemacht hatte. Aber wie sehr wurde sein Herz erschüttert, als er von ihm die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode seiner Mutter erfuhr. Es vergingen viele Monathe, bis er wieder etwas ruhiger wurde. Seine guten Handlungen hatten ihm oft Freude gemacht, aber nie ist er in den Besitz vollkommener Zufriedenheit gekommen.

Sandmann, der Jena verlassen mußte, und wegen des Duells in seinem Vaterlande keine Versorgung hoffen durfte, wollte sein Heil in einem fremden Welttheile versuchen, und kam deßhalb nach Ostindien. Durch Rolands Unterstützung erreichte er seine Absicht.

Roland lebte mit ihm in Freundschaft, stiftete des Guten viel und ließ der Sandmannschen Familie, die sich nicht in den glücklichsten Vermögensumständen befand, einen Theil der Hinterlassenschaft seiner Mutter zufließen, einen Theil davon erhielten seine Anverwandten, und eine Summe von viertausend Thalern wurde von ihm bey dem Magistrate seiner Vaterstadt niedergelegt, um durch die Interessen dieses Kapitals arme rechtschaffene Studierende aus der herumliegenden Gegend zu unterstützen.

In dem Hintergrunde seines schönsten Gartens ließ Roland seiner Mutter ein einfaches Denkmal mit der Inschrift errichten:

Dem stillen Andenken
Der edlen Mutter heilig.

In den heiligsten Stunden besuchte er dieses Denkmal. Dicht daran liegt auch er begraben.

Glatz.

Die ehrliche Frau.

In der kleinen Kreisstadt Oranienbaum, in Rußland, lebte eine Frau von neunzig Jahren, aus Holstein gebürtig. Ein kleines Häuschen war ihr ganzer Besitz, und der Besuch einiger Schiffer, die auf dem festen Lande günstigen Wind abwarteten, ihr ganzer Erwerb.

Einstmals da mehrere holländische Schiffer bey ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie beym Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tisch. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund ist

natürlich sehr groß; es mußte Jemand aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben, die Schiffer waren in See, der Wind günstig, und an keine Rückkehr der Gäste zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, wo er so lange ruhen sollte, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dieser meldet sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrt sie aufs sorgfältigste ihr Unterpfand, oft von Gelegenheiten versucht, noch öfter von Mangel gedrängt, das Geschenk des Zufalls zu benützen. Doch ihre Ehrlichkeit siegt über jeden Reitz der Gelegenheit und über jedes Gebot des Mangels. Nach sieben Jahren bewirthet sie abermals einige Schiffer. Drey unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragen jene diesen, ob er schon jemals in Oranienbaum gewesen sey? — „Was sollt ich nicht!" ist die Antwort. „Ich kenne das verdammte Nest nur zu gut, es hat mich sieben hundert Rubel gekostet." — Wie das? — „Ja ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen lassen." — War der Beutel versiegelt? fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da, ich trage das Petschaft noch bey mir, womit er zugesiegelt war." — Die Frau erkannte das nemliche Siegel. — Nun, sagte sie, so kann sich's wohl noch einmal wieder finden, was er verlohren hat. — Ja, wiederfinden, Mutter! Da müßt' ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt mal, sieben Jahre ists her! — Wollt' ich doch, daß der Beutel

bey allen — wäre, hat mir ganz meinen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch, Mutter!

Während die vier Herren beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall in Punsch zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinaus geschlichen, und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbeygewatschelt. — „Sieht er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als er glaubt, sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.“

Gruber.

Der ehrliche Bauer.

Ein Jude reiste einst von der Messe wieder zurück. Unterweges kam er an einen Strom, wo er durch mußte. Schon oft war er ohne Schaden durchgeritten; denn es ging eine seichte Furth durch; wenn man sich aber etwas zu sehr rechter Hand wandte, kam man in einen tiefen Schlund, wo schon mancher das Leben verlohren hatte. Der Jude, der diesmal nicht vorsichtig genug war, gerieth hinein. Ein lautes Geschrey, das er ausstieß, rief einen in der Nachbarschaft ackernden Bauer herbey. Er sah die Gefahr des Mannes, riß geschwind ein Pferd vom Pfluge, wagte sich ganz nahe an den ihn bekannten Schlund, und als ihn das Wasser, das sich dort in einem Wirbel drehte, hervor brachte, war er so glücklich, ihn bey dem Mantel, den er um hatte, zu erhaschen, und glücklich ans Land zu bringen. Des Juden Pferd ging verlohren, indem es, von der Last, die er ihm

im Mantelsack aufgelegt hatte, niedergedrückt, sich nicht hatte herausarbeiten können.

Nach vieler Mühe, die der Bauer und die Seinigen anwandten, brachten sie den halb todten und erstarrten Juden wieder ins Leben. Aber nun ging erst des armen Mannes Angst an. Sein Leben war gerettet, allein alles, was er erkauft hatte, war verlohren, besonders ein lederner Beutel, oder eine sogenannte Geldkatze, die er um den Leib gehabt, und worin viel Juwelen und Perlen sich befanden. Diese konnte er wahrscheinlicher Weise nicht im Strom verlohren haben; es war also der höchste Verdacht da, daß der Bauer sie ihm abgebunden, als er ihn ausgezogen und aufs Bette gebracht hatte. Der Bauer betheuerte ihm, daß er nichts gesehen noch gehört habe, und der Jude riß sich die Haare vor Verzweiflung aus, da er sein ganzes Vermögen hineingesteckt hatte, um damit einen vortheilhaften Handel an seinem Wohnplatze zu treiben. Er hätte den Bauer ohnstreitig gerichtlich belangen können, und dieser ehrliche Mann hätte einen sehr schweren Stand bekommen, da er aller Wahrscheinlichkeit nach den Beutel entwandt hatte. Der Jude war indessen großmüthig genug, solches nicht zu thun. Du hast, sagte er zu ihm, mit Gefahr deines eigenen Lebens mir das meinige gerettet, du raubst mir aber das Mittel, gegen dich dankbar zu seyn. Rechne das dafür, daß ich dich durch eine Anklage bey deiner Obrigkeit nicht ins Unglück bringe! Für den kleinen Aufwand, den du meinetwegen gehabt hast, bist du auch dadurch reichlich bezahlt; gib mir aber nur einen kleinen Zehrpfennig davon, daß ich an einen Ort kommen kann, wo ich einige von meinen Glaubensgenossen finde, und mir einige Unterstützung zu

verschaffen im Stande bin. Du hättest mir den Beutel nicht vorenthalten dürfen; ich hätte dir ihn ohnedieß ganz gegeben, denn ich bin dir tausendmal mehr schuldig, als ich dir dadurch hätte geben können, da mir und meiner Familie Gott und mein Fleiß gewiß wieder Mittel zur Erhaltung des Lebens verschaffen werden.

Der arme Bauer war eben so trostlos, da er, seiner Unschuld bewußt, sich einem so wahrscheinlichen Verdacht ausgesetzt sah; und ob er dem Juden gleich mit Thränen das Gegentheil versicherte, so war es doch schwer, ihn ganz frey zu sprechen. Endlich kam er selbst auf den Gedanken, daß der Jude, um ihm nicht den kleinen Aufwand, den er ihm gemacht habe, zu bezahlen, diesen Umstand erdichtet habe. Um sich aber doch nicht Verdrießlichkeiten auszusetzen, machte er, daß er ihn los wurde, und beyde schieden ziemlich mißvergnügt von einander. —

Bald darauf, als der Bauer Mist auf sein Feld fahren wollte, kriegte er ein langes ledernes Ding auf der Mistgabel zu fassen, und da er es untersuchte, fand er den ansehnlichen Schatz, der darin verwahrt lag. Wahrscheinlich war es auf die Art in den Mist gekommen: Als man den Juden nach Hause gebracht, hatte man ihn anfänglich gleich auf Stroh gelegt, um ihm indessen ein Bett zu wärmen, und ihm die nassen Kleider vom Leibe gerissen; der Beutel war also in das Stroh gekommen, und mit diesem in die Mistgrube geworfen worden. Das Erstaunen und die Freude des Bauers kann man sich leicht denken. Er legte ihn hin, verwahrte ihn sorgfältig, und rührte ihn auch nicht an. Wenn es gegen die Messe kam, war er mit seiner Frau und Kindern an der Landstraße sehr aufmerk-

sam, ob der Jude etwa zurückkommen und vorbeygehen würde; allein es vergingen zwey Jahre vergebens. Als er aber eines Abends mit seiner armen Familie bey einer Mehlsuppe saß, hörte er einen Wagen an seiner Hütte halten; er guckte durch die Scheiben, und sah, daß es Juden in einem kleinen Wägelchen waren. Frau und Kinder erschraken, daß sie des blassen Todes waren; denn sie glaubten sicher, der Jude brächte Gehülfen mit, sich wegen des Beutels noch zu rächen, und alles floh, wo es ein Loch fand, bis auf den Bauer, der sich im Nothfalle auf seinen unberührten Schatz verließ. Indeß kam der Jude selbst mit den übrigen in die Stube, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm: Er sollte nicht fürchten, daß er wieder käme, ihm den Beutel abzufordern; er wisse nunmehro gewiß, daß er ein ehrlicher Mann sey, und denselben nicht könne entwendet haben, und er käme, ihm seine Dankbarkeit für das ihm geschenkte Leben nunmehr noch thätig zu beweisen, da er das letzte Mal weder gekonnt, noch auch wegen des Verdachts gewollt hätte. Der Bauer stutzte, und sagte: warum hattet Ihr aber dazumal den Argwohn, und jetzt nach zwey Jahren habt Ihr ihn nicht mehr? — Ich habe, versetzte der Jude, alle Messen hier bey Euch mich durchgeschlichen, um nicht von Euch bemerkt zu werden, und alsdann allezeit in der ganzen Nachbarschaft und in dem Dorfe selbst sorgfältig nachgeforscht, ob Ihr eure Umstände verbessert, Euch ein größer Gut, oder Feld, oder sonst etwas erkauft hättet; habe aber nur erst neulich vernommen, daß Ihr statt dessen durch die große Theurung der letzten beyden Jahre in solchen Verfall gerathen, daß Euer Gütchen nächstens zum Anschlag kommen würde, weil Ihr ein klein erborgtes Kapital

von funfzig Thaler nicht zu bezahlen im Stande seyd, und Ihr schon einer Paar Stückchen Rindvieh verpfänden müssen. Ich will Euch diese Schuld bezahlen, da mich Gott gesegnet, und — — Der Bauer fing herzlich an zu weinen, ging, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Kammer, kam mit der Katze zurück, und legte sie zum Erstaunen der Juden hin auf den Tisch. — Was will das sagen? schrieen sie. — Da! sagte der Bauer, seht! ob etwas darin fehlt! Der Jude that es, hub die Hände und Augen gen Himmel auf, und betheuerte, daß nicht der kleinste Edelstein, nicht ein Stäubchen Gold, oder sonst etwas von dem, was darin gewesen sey, fehle. — Der Bauer erzählte ihm darauf die ganze Geschichte, sagte, wie oft er in der grossen Noth in Gefahr gewesen, sich daran zu vergreifen, aber lieber Hunger und Kummer gelitten, und die letzte Kuh verkauft habe; daß ihm immer noch Gott einen Weg gewiesen, wie er sich und seine Familie erhalten, wie er endlich alle Messen die Straße bewacht, in Hoffnung, den Schatz wieder überantworten zu können. Dem Juden flossen die Thränen vom Angesicht; erst wollte er den Beutel nicht einmal wieder nehmen. Nach einer kleinen Ueberlegung sagte er: „Du hast Recht, ehrlicher Mann! Du würdest für diese Juwelen nicht den dritten Theil des Werthes erhalten, weil du es nicht verstehst; aber das beste Bauergut, das in dem Dorfe feil ist, soll dein seyn.“ Es fand sich, daß wenige Tage darauf eines öffentlich zum Verkauf ausgerufen ward. Der Jude bezahlte es, und übergab es dem ehrlichen Landmann. Alle Messen besuchte ihn der dankbare Mann, und kommt nie nach und von der Messe, ohne ihm und seiner Familie etwas mitzubringen, und legt allezeit in seinem Hause eine Nacht

zurück. So belohnt sich die Ehrlichkeit: so zieht Großmuth Dankbarkeit, und Menschenliebe Wohlwollen nach sich.

Ehrlichkeit bey großer Armuth.

In Triest ging eines Tages ein Cavalier durch die Straße, und ließ unversehens seine Goldbörse fallen. Eine arme Frau, die eben hinter ihm ging, hob sie auf, und hätte sie, weil es Niemand bemerkt hatte, leicht behalten können. Sie war aber ehrlich, hinkte ihm nach, und schrie was sie konnte, daß er stille stehen sollte. Der Fremde, der nicht glaubte, daß dieses Rufen ihn anginge, setzte seinen Weg fort, bis die Frau ihn aus dem Gesicht verlor. Das ehrliche Weib aber kundschaftete ihn aus, und brachte ihm die volle Goldbörse in sein Quartier. Der Edelmann erstaunte über die Ehrlichkeit der Alten, und sprach zu ihr: Mutter, ich brauche auf meinen Gütern ehrliche Leute; ihr seyd alt; aber das thut nichts. Eure Ehrlichkeit wird mir schon Dienste genug leisten können. Behaltet diese Börse als ein Zeichen, daß ich ehrliche Leute schätze. Macht euch mit eurem Mann und mit euren Kindern reisefertig; ich will euch, weil ihr so rechtschaffen gehandelt habt, auf Zeitlebens versorgen. Diese Rede setzte die alte Frau in eine so ausserordentliche Freude, daß sie sich vor Entzücken ihrem Wohlthäter zu Füßen warf, und todt wieder aufgehoben wurde. Dieses rührte den edelmüthigen Cavalier dermaßen, daß er diese vor Freude Gestorbene sehr würdig begraben, und ihr einen kleinen Marmor aufs Grab legen ließ mit der Inschrift: Hier ruht der Staub

einer armen, aber ehrlichen Frau. Sie hatte zwey Töchter, die wegen ihrer äußersten Armuth in Gefahr waren, verdorben zu werden. Diese zwey Mädchen nahm der Cavalier zu sich, um sie als seine Töchter erziehen zu lassen.

Der ehrliche Knabe.

Albrecht und Gottfried, Brüder. Müller. Moses, ein Judenknabe.

Erster Auftritt.

Albrecht (liest in einem Buche.) Gottfried.

Gottfried. Ich möchte den Ball von Müllern gern haben, er ist allerliebst gestrickt, und springt, wenn man ihn auf die Erde wirft, so hoch! Aber er verlangt achtzehn Pfennige dafür, das ist mir doch zu theuer, jetzt zumahl, mein ganzes Vermögen ist grade ein Pfennig!

Albrecht. Ein Pfennig! Nun wie ginge denn das zu? du hast ja dein Wochengeld erst gestern bekommen.

Gottfried. Nun ja, einen Groschen war ich dir schuldig, und das Uebrige war bey der jetzigen Theurung auch bald ausgegeben. Es sind so kümmerliche Zeiten.

Albrecht. Freylich, freylich! alle Lebensmittel, Kuchen, Aepfel und dergleichen sind entsetzlich theuer. Man bezahlt und bezahlt, und weiß nicht, was man dafür hat. Auch alles andere, was man braucht, ist kostbarer als sonst. Wenn die Aeltern das bedächten, so gäben sie mehr Wochengeld, aber sie bedenken ja das nicht. (Es wird geklopft) Herein!

Zweyter Auftritt.

Moses (mit einem kleinen Kasten voll Waare.) Haben Sie nichts zu handeln? Kaufen Sie mir etwas ab. Lauter schöne Waare.

Gottfried. Je Moses, habe ich dich wer weiß wie lange nicht gesehen!

Albrecht. Ja, es ist wahr, du bist ja wohl seit einem Vierteljahre nicht mehr in die Schule gekommen. Es ist Schade, du lerntest so fleißig. Warum kommst du denn nicht mehr in die Schule?

Moses. Wer, kanns ändern? Ich hätte mich gern im Schreiben, im Rechnen, im Französischen, in der Geographie und dergleichen noch etwas geübt; aber ich muß mich selbst ernähren helfen. Am Tage habe ich zu laufen und zu handeln, und des Abends nach fünf Uhr, wann ich Zeit hätte, ist keine Schule mehr. Es thut mir ordentlich weh. Aber wer kanns ändern? Kaufen Sie mir etwas ab. Lauter schöne Sachen.

Albrecht. Was hast du denn, Moses?

Moses. Zopfband, Schnürbänder, Hemdenknöpfe, Schnupftücher, Halstücher, Nachtmützen, lauter schöne Waare. Kaufen Sie mir etwas ab. Zopfband recht fein, die Elle acht Pfennige. Hemdenknöpfe sehr schön, das Paar für einen Dreyer. Halstücher vorzüglich gut, das Stück vier Groschen. Kaufen Sie mir etwas ab. Ich verkaufe um den billigsten Preis, damit ich nur die Ehre habe, mit Ihnen zu handeln.

Gottfried. Ja, lieber Moses, wir haben kein Geld.

Moſes. Kein Geld? Sie ſcherzen, ſo reicher Leute Kinder!

Albrecht. Nein gewiß, wir haben kein Geld.

Gottfried. Aber verkaufen will ich dir etwas, wenn du etwas kaufen willſt.

Moſes. Warum das nicht? wenn ichs brauchen kann, und wenn Sie es verkaufen dürfen; aber ſonſt nicht, ſonſt gewiß nicht.

Gottfried (hohlt eine Schachtel hervor.) Ich habe da ganz viel ungültige Pfennige. Ich brauche achtzehn Pfennige zu einem Balle, wenn du mir die gibſt, ſo ſollſt du ſie haben. (Er zählt mehrere hin.)

Moſes, (beſieht und überzählt ſie.) Achtzehn Pfennige? Nun ja, die will ich geben. Aber dürfen Sie denn damit machen, was Sie wollen? hat denn Ihr lieber Vater, Ihre Mutter nichts dagegen?

Gottfried. Nein, ich kann damit machen, was ich will. Ich habe ſie mir allmählich geſammelt.

Albrecht. Ja, ja, Moſes, du kannſt dich darauf verlaſſen.

Moſes. Nun, ſo bin ichs zufrieden. (Er zählt achtzehn Pfennige hin, und nimmt die ungültigen weg.) Verzehren Sie ſie geſund. Haben Sie ſonſt nichts zu handeln?

Gottfried. Nein, dießmal nicht.

Moſes. Nun, ſo leben Sie wohl. (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Müller, Gottfried, Albrecht,

Müller (ſingt im Hereintreten mit einem Balle.)

Albrecht. Gottfried, das iſt wohl der Ball, den du gern haben willſt?

Gottfried. Ich glaube es; Müller, ists der Ball?

Müller. Ja er ists, wenn Sie ihn haben wollen; aber nicht anders, als achtzehn Pfennige.

Gottfried. Ich dächte, einen Groschen.

Müller. Nein, nein, nicht anders.

Gottfried. Funfzehn Pfennige?

Müller. Nein, ich kann nicht, sehen Sie nur, Cer fängt wieder, Gottfried und Albrecht besehen ihn) achtzehn Pfennige ist er unter Brüdern werth.

Albrecht. Der Ball ist wirklich hübsch.

Gottfried. Nun, ich wills nur thun. Da sind achtzehn Pfennige.

Müller. Da ist der Ball.

Gottfried (fängt damit.) Er ist recht leicht. (Es wird geklopft) Herein!

Vierter Auftritt.

Moses und die Vorigen.

Moses. Nehmen Sie es nicht übel, ich komme noch Ein Mal. Sie müssen sich geirrt haben. Unter den ungültigen Pfennigen habe ich ein Silberstückchen gefunden. Man kann es nur nicht recht erkennen, es ist so beschmutzt, aber es ist ein altes Silberstückchen, das allein wohl achtzehn Pfennige werth ist. Da haben Sie es wieder.

Gottfried (besieht es, und nachher besehen es auch die andern.) Ich habe es immer für eine Kupfermünze gehalten, und du bringst es mir wieder?

Moses. Nun ja, das ist meine Schuldigkeit, ich habe Kupfer bezahlt, und kein Silber.

Gottfried. Das ist ehrlich, das ist schön!

Albrecht (klopft ihn auf die Schulter.) Brav! sehr brav! Moses, wenn ich ein König wär', du solltest mein Hofagent seyn.

Müller. Moses war ja schon immer so gut, da er noch in die Schule ging.

Albrecht. Ja, was geben wir ihm doch?

Müller. Wenn wir doch etwas wüßten.

Moses. Nein, nein, ich nehme nichts, ich nehme nichts, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.

Albrecht. Sehr brav! aber weißt du was, Moses? mir fällt etwas ein. Du sagtest, du möchtest dich gern noch im Schreiben, im Rechnen und im Französischen üben. Sieh, wir haben jeden Abend um fünf Uhr Unterricht darin. Unsre Aeltern bezahlen den Unterricht, und werden es gerne erlauben, daß du umsonst daran Theil nimmst. Willst du das?

Moses. Ja, wenn Sie das wollten, das nehme ich an mit Danke, mit vielem Danke.

Gottfried. So komm, ehrlicher Moses, der Lehrer ist vielleicht schon da! (Alle gehen ab.)

Starke.

Eigendünkel.

Herr — — Mildencourt will ich den Mann nennen — also Herr Mildencourt hatte eine vortreffliche Gemählde*sammlung*. Wenn er eine tüchtige Summe Geld bekommen konnte, so verkaufte er sehr gern Stücke daraus. Weil er Kenner war von seinen Schätzen, die er besaß, so war das ihm nicht zu verdenken. Immer hatte er vornehme Besuche bey sich — und weil vornehme Leute oft am wer-

liebsten sich in allen Klassen von Künsten und Wissenschaften für Kenner halten, so konnte es nicht anders kommen, als daß er mit unter gar lustige Urtheile anhören mußte.

Schlau war Herr Mildencourt, und benutzte immer die Unwissenheit, die sich die Miene des Kenners gab; zwar machte er Anfangs gewisse Bemerkungen, wenn er hörte, daß man irrte; wollte man aber auf seinem Irrthum beharren, und wollte es durchaus besser wissen, so strafte er die stolze Lächerlichkeit, die man ihm mit einer ansehnlichen Summe bezahlen mußte, ließ über sich ganz ruhig lachen, und er lachte — hinter drein bey seinem Gewinne am meisten.

Ein junger Graf, der eben von seinen Reisen zurückgekommen war, die Schätze der Kunst in Italien in Augenschein genommen, und Frankreich noch vor seiner Zerstöhrung gesehen hatte, kam mit stolzer Miene in das Cabinet des Herrn Mildencourt. Nachdem er mit seiner Lorgnette in den Zimmern umher gefaselt hatte, rief er aus: „Wahr, Sie haben manch hübsches Bild, aber Sie können mir es nicht übel nehmen, wenn ich nicht so viel Aufhebens darüber mache, als Sie vielleicht zu hören gewohnt sind. All' die ganze Reihe taugt nicht viel, und kann höchstens von sehr mittelmäßigen Meistern seyn. (Er irrte sich aber gewaltig, denn es waren die ausgesuchtesten Stücke von Rembkand, Michael Angelo, Dieterich, Rubens und andern mehr). Eins indessen wünscht' ich davon zu haben; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, und ob Sie seinen Werth ganz einsehen, ganz fühlen. Nein heraus, ich muß mich wundern, wie das Stück in ihr Cabinet gekommen ist." Da verrieth der Herr Graf seine Unwissenheit außerordentlich; Herr

Mildencourt lachte sich heimlich ins Fäustchen und nahm sich vor, den jungen Thoren durch eine ansehnliche Summe zu züchtigen, denn das Gemälde war wirklich von keinem Meister, sondern von einem Stümper, der Herrn Mildencourt die Rahmen vergoldete, und ihm ein Geschenk damit machte, weil er eben nicht weniger Thor war, als der Herr Graf, sein Bewunderer. Das Stück war vom Besitzer des Cabinets in die Reihe jener vortrefflichen Gemälde bloß darum aufgenommen worden, um ihren Werth noch mehr zu erhöhen, und ihre Originalität noch mehr ins Licht zu setzen. Der Graf hielt das Gemälde für den Raub der Römer, den sie an den schönen Sabinerinnen begingen, und es war eine höchst elend vorgestellte — Sündfluth.

Wie nun der junge unwissende Bewunderer immer neue Schönheiten entdeckte, und Mildencourt von ihm immer einmal über das andere einen italienischen Namen hörte, so benutzte er das, und bot das Stück so theuer aus, als er für eins seiner bravern Stücke kaum gefordert haben würde. Sie werden eins. Der Graf bezahlt und läßt mit selbstgefälligem Lächeln das Gemälde nach Hause bringen.

Herr Mildencourt schwieg lange von dieser Geschichte. Wenn er die Unwissenheit des jungen Thoren gleich auf der Stelle bekannt gemacht hätte, so wären die andern vielleicht behutsamer geworden, und sein Handel würde gelitten haben, denn er schien es gewohnt zu seyn, von jungen und alten Thoren seinen besten Vortheil zu ziehen. Auch waren noch manche andere, sonst brave Männer, nicht ganz sicher, von ihm hintergangen zu werden, sobald sie nur ihre schwache Seite zeigten. Er aber selbst war klug genug, und

blieb

blieb bey seinem Fache, schweifte nie in andere Dinge aus, wovon er nichts verstand, und wer ihn hintergehen wollte, um das Vergeltungsrecht an ihm auszuüben, der mußte es gewiß sehr listig anfangen.

Wir wollen diesen Herrn Mildencourt noch eine ähnliche Scene ausführen sehen, um euch meine Leser recht lebhaft zu warnen, der Thorheit mit aller Aufmerksamkeit aus dem Wege zu gehen, weil allemal ein gewisser Jemand auf euch und den glücklichen Augenblick lauern wird, davon zu seinem Vortheil und zu euerm Schaden Gebrauch zu machen.

Ein durchreisender Große, man sagt gar, daß es ein Fürst gewesen seyn soll, war ebenfalls Liebhaber von Gemälden, hatte sich selbst eine treffliche Gallerie gesammelt, und wo er etwas Gutes um einen billigen Preis zum Kauf erhalten konnte, da säumte er nicht. Er hörte auch von Mildencourt, hörte, daß dieser viele Stücke hätte, die ihm in seiner Sammlung fehlten. Indessen bey wem er sich auch erkundigen mochte, so hörte er immer das Nemliche: Mildencourt sey ein Gauner, und mache außerordentliche Preise. Ueber dieses verkaufe er auch nur die Copieen, und behalte nicht selten die Originale.

Wie in der Welt nichts verschwiegen bleibt, so kam auch dieses Urtheil zu Mildencourts Ohren. Es war ihm gar nicht lieb, denn er hatte im Geiste schon berechnet, wie viel er am Fürsten verdienen könnte. So laß doch sehen, ob wir uns nicht helfen können. Der Fürst wünscht diese Stücke aus meiner Sammlung zu haben. Verstehen die Herren um ihn herum etwas von der Kunst, so wird es freylich nicht gelingen, und dann werden wir allerdings sehr billig seyn müssen. Also — will ich die Copieen von den Stücken nehmen,

und die Originale zu Hause lassen; geht es nicht, so holen wir die Originale und behalten die Copie. Der Fürst ist gewarnt, komme ich unter meinem Namen, so wird aus dem Handel nichts. Wir müssen das schon anders anfangen.

In tiefe Trauer gekleidet, läßt er sich einmal früh bey dem Fürsten anmelden, und gab sich einen fremden Namen. Er warf sich vor ihm, als er zugelassen wurde, auf die Kniee nieder.

„Euer Durchlaucht, begann er, ich war sonst sehr glücklich; jetzt bin ich elend, sehr elend, ich flehe Sie um Mitleid an.“

„Was ist Ihnen, erwiederte der Fürst sehr menschenfreundlich, was kann ich für Sie thun?“

„Alle Welt hält mich für einen reichen Mann, weil man allgemein meinen Vater für reich hielt. Auch ich glaubte es. Aber was hat er mir hinterlassen? Schulden, und eine Gemäldesammlung, wo die meisten die Augen der Kenner auf sich ziehen werden: indessen sollen einige zwanzig Stück vortrefflich von ihnen seyn. Ich höre, Ew. Durchlaucht sind Kenner der Kunst: könnten sie Ihnen gefallen, so hätte ich doch Hoffnung, meine Umstände in etwas zu verbessern. Man sagte mir von einem gewissen Mildencourt. Ich ging hin. Er war ausgelassen entzückt — aber sein Gebot machte mich ärgerlich.“

Fürst. Wie ich höre, soll er seinen Handel bis zur Gaunerey treiben. Man hat mich gewarnt, ich habe also sein Cabinet nicht gesehen. Ja, ja, ich glaube es Ihnen, daß er schimpflich geboten haben wird, denn Leute seines Schlags machen es nicht anders; was sie einkaufen, nehmen sie lieber geschenkt, und was sie verkaufen, da verlangen sie unmensch-

ihren Profit. Ich will Ihre Gemäldesammlung sehen, stehet mir etwas darunter an, so sollen Sie mich billig finden.

„Gnädigster Herr! Sie werden meine Unwissenheit gewiß nicht mißbrauchen, und ich werde durch Ihre gnädige Verwendung gewiß einen Theil meines Vermögens retten.“

Der Fürst ließ vorfahren.

Der schlaue Mildencourt hatte diejenigen Gemälde, die er gern los seyn wollte, in ein fremdes Logis bringen lassen, das er auf einige Tage gemiethet hatte. Der Fürst kam, sah — und freute sich, diejenigen Stücke hier zu treffen, die er sich lang gewünscht hatte. Weil er mehr Kenner scheinen wollte, als er war, so fand er keinen Unterschied zwischen Copie und Original, gegentheils versicherte er, daß eben diese Copieen die Originale wären.

In den ersten Augenblicken des Entzückens bietet er dem Eigenthümer viertausend Thaler —

Wer war froher als Mildencourt! Denn diese Summe, so sehr er auch bisweilen seine Preise übertrieb, würde er sicher nicht gefordert haben; mit Vergnügen ließ er dem Fürsten die Copieen, — und eilte, daß er sie aus seiner Wohnung los wurde.

Der Fürst stellte die Gemälde in seinem Zimmer auf, und konnte die Ankunft des Hofrath R. nicht erwarten, so begierig war er auf sein Urtheil; denn man hielt ihn allgemein für einen großen Kunstkenner.

Hofrath R. kam auch.

Der Fürst. Heute freue ich mich, Sie überraschen zu können. Kommen Sie, lieber Hofrath, in dieses Zimmer. Was sagen Sie zu diesen Gemälden?

Hofrath. Er. Durchlaucht befehlen und ich gehorche. Die schlechtesten Stücke Ihrer Sammlung sind weit vortreflicher, als die besten hier. Ich fürchte nicht, daß Sie solche werden gekauft haben.

Fürst. Sind diese zehn Stücke wenigstens nicht die viertausend Thaler werth? und was verliere ich, wenn ich die übrigen als Zugabe betrachte?

Hofrath, Ja, wenn es die Originale wären; aber so sind es Copieen, und über dieses noch sehr mittelmäßige Copieen. Sie haben solche wirklich gekauft? oder stehen Sie noch in Unterhandlung?

Fürst. Nein, ich habe sie wirklich gekauft, und das Geld ist auch schon ausgezahlt.

Der Hofrath betrachtete die Gemälde nochmals genau, und er entdeckte, daß dieses die Copieen wären, die er lange Zeit schon im Mildencourtschen Kabinet gesehen habe.

„Das kann nicht seyn, lieber Hofrath, erwiederte der Fürst — Steinelberg hieß der Mann, dem ich sie abgekauft habe.“

„Er. Durchlaucht halten zu Gnaden, es gibt in der ganzen Stadt keinen Steinelberg. Wie sah der Mann aus, der Sie hinterging? vielleicht kenne ich ihn — einen falschen Namen argwöhne ich schon im voraus. Der Streich sieht Mildencourt ähnlich. War der Mann hager?

„Sehr mager; eine Habichtsnase, etwas rothes Haar und graue Augen —

„Das ist er. Er. Durchlaucht sind hintergangen —

Fürst. (mit den Füßen stampfend) Und doch muß ich schweigen. Also sind es nur mittelmäßige Copieen?

„Richtig. Er hat die Originale auch gegen einander gehalten, so werden Sie einen auffallenden Unterschied finden.

„Ich mag nicht mehr von dem Gauner hören.“

„Aber das viele Geld wollen Er. Durchlaucht doch nicht im Stich lassen. Es ist offenbarer Betrug.“

„Nein, er hat mich nicht betrogen, ich selbst mich. Er hat nicht gefordert; ich bot freywillig; er hat mir diese Gemälde nicht für Originale aufgegeben; ich machte sie dazu, und er schwieg. Sorgen Sie, lieber Hofrath! dafür, daß diese Geschichte unter uns bleibe. Ich fürchte, bey den Klugen viel zu verlieren, wenn sie etwas von dem mir gespielten Streich erfahren sollten. Mildencourt wird hoffentlich schweigen müssen. Wie leicht straucheln man, wenn man sich zu viel zutraut. Was war ich nicht in meinen Gedanken für ein Gemäldekenner! und wie habe ich mich hintergangen. Wohl mir, daß ich noch so früh von meiner Sucht geheilt werde!“

Dieses Geständniß wird es bewirken, daß meine Leser vermuthlich den Fürsten bedauern werden, wenn sie auch vorher gelacht hätten. Klüger aber werden sie handeln, wenn sie dieses Beyspiel sich selbst zur Warnung nehmen. Es läßt sich gar oft im menschlichen Leben anwenden. Thorheiten werden nur äußerst selten unbestraft begangen.

Claudius.

Malchen.

Nun, wie hat es Euch denn gefallen? fragte jene Mutter ihre Kinder, als sie des Abends von einem

Besuch wieder zurück kamen, den sie, mit ihrem Vater, bey einer adeligen Familie, auf dem Lande gemacht hatten.

Je nun, sagte Lisettchen, ihre älteste Tochter, sie wurden zwar recht gut aufgenommen, und an Vergnügen hat es uns nicht gefehlt — aber ich weiß nicht, die Fräulein hat mir doch nicht recht gefallen. Bruder Adolph meint es auch, der Junker sey viel besser.

Adolph. Ein recht guter Junge, Mütterchen, aber Fräulein Mäschen? — Ja siehst du, Lischen, wenn du so wärest, ich könnte dich keinen Augenblick leiden!

Mutter. Ist sie Euch vielleicht ein wenig stolz vorgekommen? — Das wüßt ihr nicht so genau. —

Adolph. Stolz? — nichts weniger! — Sie schäkert so mit den Mägden herum, als ob sie ihres Gleichen wären, und so — wie sie es uns gewiß nicht erlauben würden. Nein! darüber hätten wir uns gewiß nicht zu beschweren! — aber — doch du weißt das besser, Lischen!

Lischen. Ihnen, gutes Mütterchen, kann ich es wohl sagen, aber ich möchte es nicht jedem erzählen, es ist wirklich fast zu schlimm, und ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll. Die Fräulein nahm mich vor Tische noch bey der Hand, und sagte mir: es würde noch nicht so bald angerichtet werden, ich möchte also noch zuvor mit ihr ein Weilchen in den Garten kommen. Ich folgte ihr — und als wir an die Gartenthüre kamen, stand ein armer, armer alter Mann da, der ein kleines Pelzmützchen in der Hand hielt, und kläglich um ein kleines Almosen bat.

Seyd ihr schon wieder da, ihr alter Sauf . . .

(ich mag es gar nicht nachreden, wie sie ihn nannte!) wenn ihr nicht gleich geht, so will ich den Vogt rufen! —

Er sah mich aber so wehmüthig an, daß ich ihm geschwind einen Sechser in sein Mützchen warf, ehe mich die Fräulein daran hindern konnte. Er dankte, ach! so herzlich — aber die Fräulein schimpfte immerfort auf ihn, — und dann verwies sie es mir, daß ich ihm etwas gegeben hätte. Und als ich ihr sagte: wenn den armen Leuten Niemand etwas geben wollte, so müßten sie ja verhungern. — Ey, meinte sie, sie dürften nur arbeiten und nicht so viel Brandwein saufen — verzeihen Sie, liebes Mutterchen, — sie redete wirklich nicht anders — da würden sie auch leben können. Aber wenn sie nun so alt und vielleicht gar krank sind, fragte ich, wie der arme alte Mann mir es wirklich schien. — Ach! die Alten könnten auch arbeiten, oder ihre Kinder könnten sie versorgen; und wer krank wäre, könne nicht betteln gehen, glaubte sie, aber sie stellten sich nur immer so, um andere zum Mitleiden zu bewegen. Ich suchte sie zu wiederlegen so gut ich konnte, aber ich hätte mir diese Mühe ersparen können, wenn ich zuvor gewußt hätte, was ich nachher erfuhr. Denn als ich ihr besonders sagte, daß es mir allemal eine wahre Freude sey, wenn ich einem Armen etwas geben könne — da schlug sie ein lautes Gelächter auf, und schrie dazu:

Gerade, wahrhaftig! gerade wie unser Hofmeister! Aber meine Mutter spricht immer: die Aermsten sind immer die Freygebigsten. Er beredete auch einmal meinen Bruder, daß er einen ganzen Gulden, den er von unserm Vater, ich weiß nicht bey welcher Gelegenheit, zu seinem Vergnügen bekommen hatte, ihr

ner solchen Bettelfamilie geben sollte, weil der Mann davon von einem Balken in unserer Scheune gefallen war und lange nicht arbeiten konnte. Denken Sie nur — einen ganzen Gulden! Aber die Mutter ließ nicht nach, er mußte ihn wieder herbeyschaffen! Mein Bruder sagte zwar, der Hofmeister hätte ihn von seinem eignen Gelde wieder gegeben, aber —

Mutter. Liebes Kind, das trau ich der Frau von T. kaum zu, hat dir vielleicht die Fräulein wohl nur ein Mährchen erzählt?

Lieschen. Ich wünschte, es wäre so, aber — ich hörte hernach von den Bedienten, und von ihrem eignen Bruder — da mußt es selbst mit angehört haben, Adolph — daß die Fräulein im ganzen Hause immer die leibhafte Mutter genannt wird, wenn sie einmal recht hart gegen die Leute ist. Das könnte doch nicht seyn, wenn nicht die Mutter eben so dächte. Denn hören Sie nur weiter, das ist wirklich noch Kleinigkeit, was ich Ihnen bis jetzt erzählt habe; die Fräulein sagte mir unter andern: wenn sie allen Armen geben, oder wenn sie alles thun wollten, was die Leute immer von ihnen verlangten, so hätten sie lange selbst um Almosen betteln gehen müssen. Ihr Vater wäre immer auch so gut, an ihn wendeten sie sich daher immer, aber wenn es nur die Mutter erführe, dann wäre es schon gut.

Wir kamen, indem sie so redete, an einen Kirschbaum, er hing voll reifer Kirschen, und eine Leiter stand angelehnt. Warten Sie, sagte sie, ich will Ihnen ein Paar Kirschen pflücken, aber gehen Sie ja ein wenig Achtung, daß Niemand kommt. Dürfen Sie denn keine abpflücken, fragte ich sie? — Nein, sie sind verpachtet, antwortete sie. Und als ich nun die

Kirschen verkauft, so sagte sie: Ach! der Hundsfott von Pächter hat sie ohnedem zu wohlfeil, der Vater hat sich von ihm hintergehen lassen. Sie stieg die Leiter hinauf, brach ein Paar Hände voll ab, und als sie wieder herunter steigen wollte, blieb sie mit den Schuhen hängen, und wäre herab gefallen, wenn ich sie nicht gehalten hätte. Sie las die verlohrnen Kirschen auf, und verzehrte sie mit großem Appetit, als ich keine davon genießen wollte. — Sie besah sich dabey die Schuhe, und da die Sohle abgetrennt war, sagte ich ihr: sie würde andere Schuhe anziehen müssen, weil sie sonst leicht fallen könnte. Ach nein, erwiederte sie, die müssen noch lange gehn, ich kann mir die Sohle selbst wieder anheften. Ich sah sie verwundernd an. Haben Sie denn Niemand, der Ihnen das machen kann? — Ja, versetzte sie, da wäre ich ein großer Narre, da müßte ich ihn ja bezahlen! Nein, sehen Sie, ich bekomme monathlich einen Thaler Schuhgeld, — und was ich davon erspare, ist mein. O Sie sollten nur mein Sparbüchschen sehen! Warten Sie, nach Tische! — da will ich Ihnen auch meinen Handel zeigen!

Mutter. Einen Handel? —

Lieschen. Ich wunderte mich freylich auch, aber nach Tische sah ich denn, was Sie kaum glauben werden. — Die Fräulein schloß mir einen Schrank auf, in welchem sie eine große Anzahl Cattunreste, seidene und wollene Bänder, Spitzen, Glaskorallen — schlechte baumwollene Tücher und viel mehr solchen Kram hatte — und erzählte mir, daß das Gesinde und viele Bauersleute zu ihr kämen und ihr alles gern abnähmen. Ihr koste es nicht viel, denn sie kaufe es in Leipzig, wohin sie jährlich mit den Aeltern

zur Ostermesse gehe, weil sie da gewöhnlich Caffee, Zucker und andere Waaren einkauften, um ein Spottgeld, und habe daher oft die Hälfte Profit. — Ihr Bruder sagte, daß sie sogar alte Bänder färbe und für neue verkaufe, — und sie nahm das nicht übel, sondern sagte nur — das dumme Volk versteht es doch nicht! — Aber ihre Sparbüchse war freylich auch sehr reich!

Pfui! sagte Adolph, lieber keinen Heller, als so erworben! —

Wohl Euch, lieben Kinder, setzte die Mutter hinzu, wenn Ihr nie so denken lernt. Gott sey Dank, Ihr sehet es, daß wir manchem Armen manche frohe Stunde machen, und noch hat es uns nicht gefehlt. Diese Art Menschen sind mehr zu bedauern, als sie glauben; wie viel Freude entbehren sie nicht, und wer kann sie lieben! wer wird ihnen helfen, wenn sie einmal in Noth sind?

Sft.

Der Eigensinn.

Standhaftigkeit ist immer eine schöne Tugend des Kindes, und des Mannes, aber Eigensinn ist nicht Standhaftigkeit. Durch Eigensinn macht man sich der ganzen menschlichen Gesellschaft, in welcher man lebt, zur Last, und nicht selten bringt man sich in großes Unglück damit. Der Pachter Müller hatte ein Töchterchen von vierzehn Jahren, die Hannchen hieß. Hannchen war ein ganz artiges Bauernmädchen, und jedermann würde sie geliebt haben, wenn sie nicht unbeschreiblich eigensinnig, zänkisch und die größte Wi-

verbesserin in der ganzen Gegend gewesen wäre. Sie kränkte ihren guten Vater mit diesen Untugenden nicht wenig. Keinen Widerspruch konnte sie leiden, und wenn sie am hellen Mittage behauptet hätte: es sey Mitternacht; so würde sie ärger gelärmt haben, als eine Mühle, wenn jemand vom Gegentheil sie hätte überzeugen wollen. Einst war ein Fest in der Stadt, die zwo Stunden von dem Gute ihres Vaters lag. Man mußte durch einen ziemlich dicken Wald dahin gehen. Hannchen hatte die Erlaubniß erhalten, mit ihrer jüngern Schwester Friederike der feyerlichen Gelegenheit beyzuwohnen. Sie kamen nun an den Wald, und zwey Wege lagen vor ihnen.

Friederike. Komm Hannchen, dieser hier ist der rechte Weg. Ich weiß es.

Hannchen. Nein, sage ich dir, Riekchen, dieser linker Hand ist der rechte.

Friederike. Gewiß nicht, liebes Schwesterchen, rechter Hand dort liegt die Stadt. Auf dem Wege linker Hand kommst du niemals dahin.

Hannchen. Schweig, dummes Ding! ich weiß es besser, und kurz, ich gehe den Weg linker Hand.

Friederike. Du irrst dich gewiß. Ich bitte dich, komm mit mir!

Hannchen. Und ich will nicht. Gehe du deinen Weg, und laß mich meinen gehen. Ich muß es besser wissen.

So zankte Hannchen fort, und ließ ihre Schwester allein gehen. Der Weg, den Friederike vorgeschlagen hatte, war der rechte Weg, und bald war sie in der Stadt. Die Eigensinnige wandelte lange linker Hand, ohne nur eine Thurmspitze von der Stadt zu sehen. Sie kam immer weiter ins Dickicht, und end-

lich verlohr sie gar den Weg. Sie ward unruhig, und fing an ihren Eigensinn zu bereuen. Aber noch war Hannchen lange nicht genug gestraft. Die Sonne fing an unterzugehen, und die Vögel, die durch ihren Gesang die Verirrte bis jetzt noch ermuntert hatten, schwiegen. Durch die Aeste der Tannen und Buchen sah sie schwarze Wolken emporsteigen, und in der Ferne donnerte es schon ziemlich stark. Wer beschreibt nun die Angst der eigensinnigen Hanne! Sie wollte auf einen kleinen Felsen hinaufklimmen, um besser sehen zu können, ob nicht irgend ein Ort in der Nähe wäre, wo sie Schutz vor dem Gewitter und der Nacht finden könnte. Aber kaum war sie mit vieler Mühe bis zur Mitte des Felsens geklettert, so gleichte die Erde unter ihr hinweg, und sie stürzte, stark verwundet, und ohnmächtig hinab. Nun lag sie da, hülflos, und halb verzweifelnd, indessen kam mit der Nacht das Gewitter immer stärker. Es fielen Schlossen, und ein gewaltiger Platzregen folgte. Hannchen weinte die ganze Nacht durch, bethete und verfluchte den Eigensinn, den sie nun so schwer büssen mußte. Endlich ward es Tag, und die Sonne ging auf. Mit ihr kam neues Leben in Hannchens Glieder. Sie raffte sich auf, und durchlief aufs Neue den Wald. Auf einmal hörte sie eine menschliche Stimme: „Ach Gott! ach Gott! Wo ist meine Schwester?" Sie glaubte einen Engel zu hören, lief auf die Stimme zu, — und fand ihre Schwester Friederike. Sie fiel ihr mit Weinen um den Hals, bath sie um Verzeihung, und versicherte sie, nie wieder eigensinnig zu seyn. Auch hat sie ihr Versprechen redlich gehalten, und nun ist sie von jedermann geliebt.

Armbruster.

Die eitle Sibylle.

Sibylle war die einzige Tochter eines Böttchers in einer kleinen Stadt an der Elbe. Weil sie gesund, gut gebildet und wohl gewachsen war: so sagten ihr die Leute manchmal, sie wäre hübsch. — Man kann alle Kinder hübsch nennen, so lange sie nicht ungezogen sind. — Als sie größer geworden war, und einst mit andern Mädchen aus der Nähschule nach Hause ging, begegnete sie einigen fremden Herren. Einer davon wies auf sie und sagte zu seinen Begleitern: „Die Große da ist ein hübsches Mädchen!“ — Das hörte Sibylle, und dieses Lob fuhr ihr dergestalt in den Kopf, daß sie fast verrückt ward. Von Stund an strebte sie nach Nichts eifriger, als von allen Menschen für hübsch gehalten zu werden. Ist das erlaubt? und wie muß man es anfangen, um für hübsch gehalten zu werden?

Ich will euch erzählen, was Sibylle that, und ihr mögt dann urtheilen, ob sie den rechten Weg erwählt hatte?

Sie besah sich unaufhörlich im Spiegel und ärgerte sich, so oft sich ein kleiner Ausschlag oder einige Sommersprossen in ihrem Gesichte zeigten, und beschmierte sich die Backen mit rother Farbe, die man Schminke nennt. Weil sie sich einbildete, daß geputzte Leute hübscher aussähen, als schlecht gekleidete, so wollte sie immer neue und immer kostbarere Kleider haben, behing sich auch mit Bändern und Schleifen und Ringen und Perlen oder Steinchen, so viel sie ihrer nur zusammen bringen konnte. Wenn Jahrmarkt am Orte war, so ging sie den ganzen Tag auf der Gasse herum, und zeigte sich den Leuten, und da geschahe es denn

wohl zuweilen, daß ein Handwerksbursche stehen blieb und sie angaffte. Nachdem sie etliche Mal vornehme Leute hatte reden hören, so wollte sie auch nicht mehr so sprechen, wie Vater und Mutter; sondern sie wollte die Worte immer so aussprechen und setzen, wie sie es von den vornehmen Leuten gehört hatte. Weil sie aber nicht von Jugend auf daran gewöhnt war, so mißlang es ihr gemeiniglich. Sie ward daher oft ausgelacht und wegen ihrer Einbildung von ihres Gleichen sehr verachtet.

Ihre getreueste Freundinn war Erdmuthe, welche mit ihr von gleichem Alter, aber nicht ganz von gleicher Gesinnung war. Diese fragte einmal ihre Mutter im Vertrauen: „Wie kommts doch, daß Sibylle so wenigen Leuten gefällt?“ Die Mutter antwortete: „Sie gefällt darum nicht, weil sie durchaus gefallen will.“ Findet ihr wohl Etwas wahres in diesem Urtheile?

Thieme.

Die eitle Aurelie.

Sieh' einmal, Hannchen, ob mein Kopf ganz in Richtigkeit ist? sprach Aurelie, die vor dem Spiegel stand und sich putzte. Die hintern Haare liegen doch gut? Daß mir ja kein einziges Härchen unordentlich liegt! Was sagst du zu meinem neuen Schmiesel? Gefällt dir die Stickerey, gefallen dir die Spitzen darum? Mein neues, lillafarbnes Kleid hast du doch gesehen? Ich hatte es gestern zum erstenmale an. Schöner scheint es mir doch, als das neue Kleid der Emilie. Karolinchen hat dir doch ihren Fächer gezeigt?

Sieh' einmal meinen an. Ich habe ihn gerade aus Wien bekommen. Er ist recht nett, und jetzt ganz in der Mode. Ich glaube, ich werde die erste in dieser Gegend seyn, die einen solchen Fächer hat. Was glaubst du, soll ich die großen Ohrringe nehmen, die mit den Opalen?

Ich weiß nicht, was du treibst, Aurelie, sprach Hannchen, dir steckt nichts als der Putz im Kopfe. Warum willst du dich denn heute so sehr schmücken? Wir gehen ja auf keinen Ball, in keine Assemblee, an keinen Hof! Wir sind zu Emilien eingeladen, um in dem Garten uns zu belustigen. Da braucht man allenfalls reinlich und ordentlich angezogen, aber nicht geputzt zu seyn.

Ich bin aber recht gern hübsch gekleidet, versetzte Aurelie, man wird noch Ein Mal so stark besehen, wenn man schmuck angezogen ist. Und wer weiß, wer bey Emilien ist. Es wäre mir äußerst fatal, wenn die Karoline schöner gekleidet wäre als ich.

Du bist ein eitles Närrchen, sprach Hannchen wenn du nur an der Toilette sitzen, und dich schmücken kannst, dann bist du schon glücklich!

Gesteh' es nur, Hannchen, versetzte Aurelie, auch du bist gerne hübsch angezogen, und ein schönes Kleid macht dir gewiß auch große Freude.

Ich kann es nicht läugnen, antwortete Hannchen, aber ich lege kein gar so großes Gewicht darauf, als du. Man kann auf einen schmucken Anzug etwas halten, aber man muß darein nicht einen übertriebenen Werth setzen; man soll darauf sehen, daß man durch sein Aeußerliches nicht mißfällt, aber zu viel, vielleicht einzig und allein auf das Aeußere sehen, taugt auch nicht; reinlich, ordentlich, nett soll sich jedes

Mädchen kleiden, aber deßhalb muß es nicht gleich eitel seyn.

Du sprichst ja wie ein Buch, sagte Aurelie; höre, Hannchen, du mußt einmal eine Schriftstellerinn werden.

Dann werde ich vor allem andern, versetzte Hannchen, ein eitles Mädchen beschreiben, und ich weiß schon, wen ich mir dabey denken werde.

Gottlose Hanne! rief Aurelie, und gab lächelnd Hannchen einen Schlag mit dem Fächer. — Aber laß uns eilen, damit wir zur rechten Zeit bey Emilien sind.

Dein langes Putzen hat uns schon eine halbe Stunde lang aufgehalten, sprach Hannchen. Wir hätten längst bey Emilien seyn sollen. Die wird mißvergnügt seyn, daß wir so spät kommen. Aber so geht es; Eitelkeit ist gewöhnlich eine große Zeitverschwenderinn.

Die beyden Mädchen gingen nun fort. Aurelie trat stolz auf wie ein Pfau. Man konnt' es ihr deutlich anmerken, welch' ein großes Gewicht sie auf ihren Anzug und auf ihr ganzes Aeußere lege. Es begegneten ihr mehrere ärmere Mädchen. Sie blickte sie kaum an. Lächelnd gingen diese bey ihr vorbey, und sagten, so laut, daß Aurelie es hören konnte: Da sehe man die stolze Phantastinn! sie glaubt, sie sey die Schönheit selbst!

Diese Worte standen Aurelien nicht an. Sie that indeß so, als hätte sie dieselben nicht gehört, wurde aber ganz still, und sprach kein Wort.

Hannchen und Aurelie kamen in dem Garten an, wohin sie von Emilien eingeladen waren. Diese war aber nicht mehr hier. Sie hätte, hieß es, lange auf Hannchen und Aurelien gewartet, da sie aber nicht

ge-

gekommen wären, sey sie mit einigen Freundinnen und ihrem Vater in ein nahes Wäldchen gegangen; sie würde aber wohl bald zurück kommen.

Für Aurelie war dieß ein verdrießlicher Umstand. Sie hatte sich schon so sehr darauf gefreut, wie sehr man sie besehen, und ihren schönen Anzug bewundern würde. Jetzt war sie bloß von Bäumen umringt, und die Bäume waren, leider! blind für alle die Schönheiten, die sie in und an sich zu vereinigen glaubte. Sie spazierte mit Hannchen in dem Garten herum. Um ihr Mißvergnügen zu vergrößern, mußte es sich treffen, daß sie mit ihren neuen gestickten Schuhen in einen Sumpf trat, und sich beschmutzte. Sie wollte sie reinigen, und trat in ein Gebüsch, um hier Gras abzupflücken. Unglücklicher Weise blieb sie hier mit ihrem Schleppkleide hängen, und riß sich ein Loch. Diese Unfälle waren hinreichend, sie in eine sehr üble Gemüthsstimmung zu versetzen.

Nach einer halben Stunde kam Emilie aus dem Wäldchen zurück. Nun wurde Aurelie etwas heiterer. Es versammelten sich noch mehrere junge Leute in dem Garten, und unterhielten sich auf verschiedene Weise. Aurelie hatte immer etwas an ihrem Anzuge zu verbessern, und legte es augenscheinlich darauf an, die Augen der andern auf sich zu ziehen.

Dieß eitle Benehmen entging den übrigen nicht. Einige lächelten darüber, andere ärgerten sich über Aureliens Eitelkeit. Dieß blieb von ihr nicht unbemerkt, und brachte sie in einige Verlegenheit.

Bald hatte Aurelie ihre gute Laune verlohren. Man vernachläßigte sie offenbar. Mit Hannchen sprach jedermann; mit Emilien, mit Carolinen und den übrigen auch. Nur Aurelie saß wie verlassen da. Aber

sie selbst war Schuld daran. Denn theils hatte sie sich von der frühesten Jugend auf gewöhnt, nur von Kleidern, Putz und dergleichen Dingen mehr zu sprechen, und war als Gesellschafterinn auf diese Weise sehr fade; theils benahm sie sich mit einer so lächerlichen, abgeschmackten Eitelkeit, daß sie dadurch alles von sich entfernte.

Aurelie wollte glänzen, und wurde nicht beobachtet, sie wollte sich in der Gesellschaft vergnügen, und war dafür voll Mißmuth. Die üble Laune nahm ihre ganze Seele ein; sie wünschte sich weg aus dieser unartigen, abscheulichen Gesellschaft, wie sie sich ausdrückte, und begab sich auch bald nach Hause. Die eitle Thörinn! hätte sie nicht so ungereimte Ansprüche gemacht, so wäre man ihr artiger begegnet. Eitle Menschen sind nirgends wohl gelitten.

Auch als Aurelie älter war, machte sie sich durch ihr eitles Wesen lächerlich und verhaßt. Um ihrer zu spotten, hängte man oft in dem Zimmer, in welchem sie sich gerade befand, mehrere Spiegel auf. Denn es war allgemein bekannt, daß sie nichts lieber thue, als sich im Spiegel betrachten. Aber in diesen Spiegeln sah sie auch, zu ihrem Verdrusse, gar oft, was hinter ihrem Rücken vorging, daß man nemlich auf verschiedene Weise ihrer kindischen Eitelkeit spotte.

Aurelie heyrathete einen Kaufmann, der in seinem Fache viele Kenntnisse besaß, aber nicht vermögend war. Es zweifelte indeß niemand daran, daß er durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit sich bald empor arbeiten, und sich einiges Vermögen erwerben würde, wenn nur seine Frau die Kunst verstände, das Erworbene zu Rathe zu halten.

Allein diese Kunst verstand Aurelie nicht. Sie

sah, daß mehrere Kaufmannsfrauen großen Aufwand machten, und auf ihren Anzug viel verwendeten. Es sind alte, runzlichte Gesichter, sprach Aurelie zu ihrem Manne, und doch machen sie einen Staat, wie wenn sie die ersten Schönheiten des Landes wären. Ich könnte dieses wohl mit größerem Rechte thun. Bey mir würde wenigstens ein schönes Kleid und mein Gesicht nicht so grell abstechen!

Die eitle Thörinn quälte ihren Mann so lange, bis er die Wünsche ihrer Eitelkeit befriedigte, und ihr mehrere kostbare Kleider machen ließ, und eine niedliche goldene Uhr und einen Brillanten-Ring kaufte.

Wer war nun glücklicher als Aurelie! Sie trug mit aller Absicht ihre Schönheiten zur Schau, und, stolz auf ihre kostbaren Kleider und ihr hübsches Gesicht, sah sie selbst auf die wohlhabenden Frauen der Stadt herab. Diese wurden darüber unwillig, und sprachen unfreundlich von Aurelien, nannten sie eine eitle Närrinn, ein Zieräffchen, ein stolzes Gänschen, u. s. w.

Aureliens Mann litt auch darunter. Jetzt, da dieß eitle Weib sich zeigen konnte, wünschte sie nur immer in Gesellschaft zu seyn, vernachlässigte die häuslichen Geschäfte, und schadete ihrem Hauswesen dadurch sehr. Die Vernünftigen der Stadt sahen voraus, daß Aureliens Mann, der Spanau hieß, durch sein Weib zu Grunde gerichtet werden müsse; sie entzogen ihm fast allen Credit, und borgten ihm wenig. Auf diese Weise geriethen seine kaufmännischen Geschäfte in große Unordnung. Er sah sich gezwungen, auswärts Schulden zu machen.

Zwey Jahre lang trieb Spanau seine Geschäfte fort. Jetzt erfuhren seine auswärtigen Gläubiger, in

welchen Umständen er sich befinde. Sie forderten ihre Gelder zurück. Er konnte nicht zahlen. Die Sache wurde gerichtlich betrieben, und dem unglücklichen Manne so wie seinem eitlen Weibe alles weggenommen, und verkauft, damit durch das gelöste Geld die Schulden, wenigstens zum Theil, getilgt würden.

Spanau starb nach wenigen Jahren. Ihn bedauerte man und schrieb die Schuld seiner Verarmung ganz auf die Eitelkeit seiner Frau. Aurelie lebte in Verachtung noch zwanzig Jahre.

Glatz.

Friede und Eintracht ist immer besser, als Haß und Prozesse.

Ein wohlhabender Bauer starb, und hinterließ zwey Söhne, davon der älteste Stephan, und der andere Niklas hieß. Sie erbten von ihrem Vater, der ein sehr ordentlicher und fleißiger Mann war, ein ansehnliches Vermögen, so daß sie beyde sehr bequem leben konnten, wenn sie sich nur bemühet hätten, durch Ordnung und Fleiß das Ihrige zu erhalten.

Unter den Gütern des Vaters war ein schöner Garten, der ehedem ein wüster Platz gewesen, und den der Vater an sich gekauft und mit Obstbäumen besetzt hatte, welche schon jedes Jahr eine große Menge von allerley Obst lieferten.

Diesen Garten wollte nun jeder Bruder gerne haben; und jeder konnte ihn doch nicht bekommen. Da-

über wurden sie uneinig, und stießen gegen einander sehr unfreundliche Reden aus.

„Du bist ein schlechter Mensch — sagte Stephan — du bist nicht werth, daß du den Garten bekommst!"

Darüber ward Niklas böse, und sagte: „Was „willst du reden, du liederlicher Kerl du! Hast du „nicht immer meinem Vater Verdruß gemacht? Was „will denn so ein liederlicher Mensch mit einem so „schönen Garten anfangen? In drey Jahren ist er ja „ruinirt."

Der Prediger des Dorfs erfuhr dieses, daß die beyden Brüder so uneinig waren, ging zu ihnen und sagte:

„Guten Leute! was thut ihr da? warum wollt „ihr euch hassen um dieses Gartens willen? Wer der „Verständigste unter euch ist, trete ihn doch dem an„dern ab!"

„Das thue ich nicht!" — sagte Stephan. „Und ich auch nicht!" — sagte Niklas.

Nun fuhr der Geistliche fort: „So laßt doch das „Loos entscheiden, welcher von euch beyden ihn ha„ben soll."

„Ich loose nicht," sagte Stephan; „ich auch nicht," sagte Niklas.

„So behaltet ihn doch gemeinschaftlich," sagte der Geistliche ferner, „bearbeitet ihn mit einander, und „theilet euch in die Früchte."

„Daraus wird nichts" — gab Stephan zur „Antwort — „ich muß ihn allein haben."

„Nein, ich muß ihn allein haben!" sagte Niklas.

Der Geistliche schlug endlich vor, sie sollten den

Garten verkaufen, und das Geld theilen; aber auch dieser Vorschlag wurde von ihnen verworfen.

„Nun so kann ich euch nicht helfen!“ — sagte der Geistliche. „Ihr werdet es schon erfahren, wie „unglücklich die Leute sind, die sich unter einander „hassen, und Prozeß führen.“

Die Brüder kehrten sich aber nicht daran, sondern jeder nahm einen Advokaten an, und ging zur Obrigkeit, um sie dahin zu bringen, daß der Garten dem andern entzogen, und ihm zugeschlagen würde. So entstand ein Prozeß, der viele Jahre dauerte, und viel Geld kostete. Wenn sie etwas erworben hatten, damit sie ihre Umstände hätten verbessern, und sich allerhand nützliche Sachen kaufen können, so mußten sie es dem Richter oder dem Advokaten bringen.

Dieser Prozeß verbitterte ihnen alle Freuden des Lebens. Gegen ihre Weiber und Kinder sahen sie immer verdrießlich und mürrisch aus; und wenn die Kinder etwas versahen, so bekamen sie erschreckliche Schläge. Das Essen schmeckte den beyden Brüdern niemals, weil sie sich immer ärgerten, und den Magen voll Galle hatten. Und des Nachts konnten sie nicht schlafen, weil sie immer über ihren Prozeß nachdachten und ein jeder nur darauf sann, wie er den andern verderben wollte.

Das war aber ihr Elend noch nicht all. Jeder redete dem andern alles Böse nach. War Stephan in einer Gesellschaft, so suchte er alle Anwesende zu bereden, sein Bruder wäre ein böser, gottloser Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth sey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in die Gesellschaft, so sprach er eben nicht besser von seinem Bruder. Da

glaubten denn die Leute ihnen allen beyden, und hielten sie beyde für schlechte, nichtswürdige Menschen.

Nachdem sie etliche Jahre ein so elendes Leben geführt hatten, wurden sie beyde vor Gericht beschieden, um das Endurtheil anzuhören. Da that denn der Richter den Ausspruch, daß der Garten verkauft, und mit dem Gelde die aufgelaufenen Prozeßkosten bezahlt werden sollten.

Da sahen beyde Brüder einander voll Erstaunen an, und Stephan sagte:

„Hätten wir dieß nicht gleich Anfangs thun können? Da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andere Gärten kaufen können, hätten uns nicht so geärgert, und einander nicht so vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von alle dem Aergerniß?"

„Nichts, — antwortete Niklas, — als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächtlich gemacht haben. Sind wir nicht Narren gewesen?"

„Ja wohl! — sagte Stephan. — Komm, Bruder, da ist meine Hand, ich will dich nicht mehr hassen."

„Ich dich auch nicht, — antwortete Niklas. — Da ist meine Hand."

Sie umarmten sich, weinten, und hörten auf, einander zu hassen. Da befanden sie sich nun wohl besser, als vorher; aber die Folgen ihrer Thorheit mußten sie doch nachher noch empfinden. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Gesundheit hatte gelitten; — und, was das Schlimmste war, sie hatten sich durch Haß und böse Nachreden vielfältig versündiget.

Dieses und tausend andere Beyspiele lehren, daß bey Prozessen selten etwas gewonnen wird. Die Unkosten betragen öfters mehr, als das, was man dadurch erhält. Aber wenn man auch wirklich etwas dadurch gewinnt, so hat man doch auf der andern Seite einen größern Schaden, denn durch den Prozeß wird das Gemüth unruhig, und das Herz mit Haß und Neid erfüllt.

Deßwegen wird auch in der heiligen Schrift gerathen, sich um geringer Ursachen willen nicht in einen Prozeß einzulassen, sondern lieber ein kleines Unrecht zu leiden, und wo möglich Alles durch einen friedlichen Vergleich beyzulegen. Davon sagt der Herr Jesus: (Math. 5, 40.)

So Jemand mit dir rechten (Prozeß führen) will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel.

Und der heilige Paulus schreibet davon: (1. Korinther 6, 7.)

Es ist schon ein Fehler unter euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht thun? warum laßt ihr euch nicht viel lieber vervortheilen?

Carl und Henriette.

Das soll dir nicht so hingehen, Jettchen! rief Carl, ihr Bruder. Du Modenärrinn, glaubst du denn, daß du mich so ungestraft necken könntest? Ja, wart', wäre nicht die Mutter in der Nähe, du solltest — — —

Hahaha! rief Jettchen, was sollte ich, mein schöner Herr Bruder? Ich bitte, besehen sich Euer Gnaden nur im Spiegel. Sie werden Wunderdinge erblicken. Roth sind Sie wie ein Scharlachmantel, und aufgebläht vor Zorn wie ein Puterhahn!

Das konnte Carl nicht verschmerzen. Er sprang zu Henrietten und zauste sie bey den Haaren. Mutter! Mutter! rief die Schwester, und suchte sich gegen den unartigen Bruder zu wehren.

Die Mutter hörte in der Nebenstube das Geschrey, und kam zu ihren Kindern gelaufen. Sie sah beyde erhitzt vor Zorn und zog sie aus einander.

Kinder! sagte sie mit mütterlichem Ernste, was soll dieser Auftritt bedeuten? Habt ihr denn die guten Lehren schon wieder vergessen, die euch erst vor ein Paar Tagen der Vater gegeben hat? Pfui! schämt euch! Sagt mir nur, was hat es wieder gegeben?

Jettchen fing jetzt an zu weinen und sagte: Ich bin recht unglücklich, einen solchen Bruder zu haben! kein Tag vergeht, ohne daß er mich neckte, wo er nur kann, sucht er mir wehe zu thun.

Jette! Jette! versetzte Carl, schiebe nicht die Schuld auf mich! Wenn dir etwas Unangenehmes begegnet, so schreibe es dir selbst zu. Deine Unarten sind mir unausstehlich, du knurrst und murrst beständig wie eine Katze — —

Du bist gleich still, Carl! sagte die Mutter. Solche Vergleichungen verbiethe ich dir gegen deine Schwester für immer. Geschwister dürfen einander nicht unhöflich und hart begegnen! — Sagt, was ist unter euch vorgefallen? Noch weiß ich nicht, was ihr vorhattet.

Sie hat meinen Nelkenstock, rief Carl, gerüttelt, und — —

Liebe Mutter, fiel ihm Henriette in die Rede, ich hatte ihn kaum berührt, so sprang er gleich dazu, und gab mir einen Schlag auf die Hand.

Das ist wahr, rief Carl, den kannst du nicht einmal gefühlt haben; dafür nanntest du mich gleich einen Wolf, und so etwas werde ich nicht dulden.

Die empfindlichen Geschwister hätten sich noch weiter gestritten, aber die Mutter legte ihnen Stillschweigen auf. Seht, sagte sie, das war wieder eine Kleinigkeit, worüber ihr in Zank und Balgerey geriethet. Ihr macht mir und eurem Vater das Leben recht unangenehm. Kann euch das Freude machen? Ihr seyd Geschwister, ihr solltet in Eintracht und Liebe mit einander leben, euch unter einander behülflich seyn, eines die Schwächen des andern mit Geduld tragen, und euch und euren Eltern dadurch das Leben angenehm machen. Sagt mir nur, was kommt aus eurer beständigen Uneinigkeit heraus? Nichts als Verdruß, und wer euch kennt, tadelt euch. Da ist eben Marlys Köchinn bey mir gewesen, und hat euch zu den Marlyschen Kindern zu einer Lustparthie in ihrem Weingarten eingeladen. Weil ihr euch aber wieder so übel betragen habt, so erlaube ich euch nicht hinzugehen. Das soll eure Strafe seyn.

Henriette und Carl hingen die Köpfe; sie sahen betrübt die Mutter an, flehten um Verzeihung, und bathen, daß sie ihnen die Strafe erlassen möchte. Allein es blieb dabey — sie mußten den ganzen Nachmittag zu Hause bleiben.

Dergleichen Auftritte gab es unter Henriettenund Carln oft. Jedes hatte manche gute Eigenschaften,

nur vertragen konnten sich beyde durchaus nicht. Ueber jede Kleinigkeit geriethen sie an einander, und wenn oft die Gegenwart ihrer Eltern den lauten Ausbruch ihres gegenseitigen Unwillens verhinderte, so suchten sie einander durch Blicke und Mienen wehe zu thun. Wie glücklich hätten sie nicht leben können! Sie wußten von keiner Noth. Ihre Eltern waren wohlhabend, und ließen es ihnen an nichts fehlen. Sie kamen ihnen mit Liebe entgegen, und nichts lag ihnen mehr am Herzen, als das Wohl ihrer zwey Kinder. Diese erkannten alles — aber ihr unglücklicher Hang, mit einander allezeit im Streite zu liegen, verleitete sie oft, ihren guten Eltern unangenehme Empfindungen zu machen. Die Unverständigen! wenn sie doch über ihr Betragen ernstlich nachgedacht und der Stimme ihres Herzens Gehör gegeben hätten!

Was die Ermahnungen der Eltern nicht ausrichteten, das richtete ein Vorfall aus, der sich noch in diesem Jahre ereignete. Henriette und Carl waren zu einem Ball gebethen. Kaum hatte Carl ein Paar Angloisen getanzt, als ihn ein heftiger Schwindel überfiel, und er ermattet in einen Winkel des Tanzsaales hinsank.

Als er wieder zum Bewußtseyn kam, fand er sich in Henriettens Armen, die ihn mit Theilnahme und schwesterlicher Besorgniß ansah, und sein Gesicht sanft streichelte. Das rührte Carln sehr, er legte seine Hand auf ihre Schulter, und gab ihr zu verstehen, daß ihre Schwesterliebe auf ihn Eindruck gemacht habe.

Ein Arzt, der mit unter den Tänzern war, untersuchte Carls Zustand, und verordnete ein Hausmittel, nemlich Fliederthee. Henriette sprang sogleich hin, um ihn zu bestellen. Unglücklicher Weise mußte

ſie erſt durch einen Garten, ehe ſie in das Haus kam, wo ſie den Fliederthee kochen wollte. Sie war erhitzt. Es wehte eine rauhe Luft. Der Schweiß wurde zurückgetrieben, und Henriette fühlte ſich gleich etwas unbehaglich. Indeß bereitete ſie den Thee, und brachte ihn dem Bruder, der ſich ſchon beynahe ganz wieder erhohlt hatte. Er bath ſie, ſie möchte in den Tanzſaal gehen, und an dem Vergnügen der Geſellſchaft Theil nehmen. Sie war aber durchaus nicht dahin zu bringen. Ich bleibe bey dir, lieber Carl, ſagte ſie; für heute iſt meine Freude dahin. Wie könnte ich vergnügt ſeyn, da du dich ſo übel befindeſt! Sie ſtreichelte ihm ſanft die Stirne, und Carl wurde beynahe zu Thränen gerührt. So liebreich hatte ſich ſeine Schweſter gegen ihn noch nie gezeigt; ja er hatte ihr ſo viel ſchweſterliche Liebe nicht einmal zugetraut. In welchem ſchönen Lichte erſchien ihm jetzt Henriette! Sie ſelbſt befand ſich bey dem Gefühl ihrer Geſchwiſterliebe ungewöhnlich wohl.

Am andern Morgen war Carl wieder völlig geſund, aber Henriette befand ſich deſto übler. Die nächtliche Erkältung hatte ihr einen Katharr zugezogen, der zurücktrat, und ſich auf die Bruſt zog. Sie verlohr ihre Stimme faſt ganz, und konnte kein verſtändliches Wort vorbringen. Carl errieth die Entſtehung dieſes Uebels ſogleich. Der Arzt, der herbeygerufen wurde, ſtimmte ihm bey, und ſchrieb den gegenwärtigen Zuſtand Henriettens einzig and allein der Erkältung zu.

Das that Carln weh. Ich bin, ſagte er, die Urſache ihrer Krankheit; mir zu Liebe hat ſie ſich der kühlen Luft ausgeſetzt und ſich das Uebel zugezogen. — Gute Schweſter! fuhr er nach einer Pauſe fort, und

faßte Henrietten zutraulich bey der Hand, wenn ich für dich leiden könnte, gern thäte ich es! Sage mir, womit kann ich die einen Gefallen erweisen? verlange, was du willst, ich will alles herzlich gerne thun — liebe, theure Schwester! —

So hatte Carl noch nie zu Henrietten gesprochen. Seine Worte rührten sie. Sie drückte ihm sanft, doch mit Innigkeit, die Hand, und sagte, etwas ermattet: Ich danke dir für deine Liebe, guter Carl! mein Leiden will ich schon ertragen. Es freut mich, daß du nur wieder gesund bist! willst du mir ja eine Gefälligkeit erweisen, so lies mir aus einem schönen Buche eine unterhaltende Erzählung vor.

Carl sprang an seinen Bücherschrank und hohlte Mundts „Burgheim unter seinen Kindern.“ Ich will Dir aus einem recht nützlichen und schönen Buche ein Paar artige Geschichten vorlesen, sagte er, blätterte herum, und las ihr die Geschichte von dem vierbeinigen Gaste und der Ludwigsburg vor. Henrietten gefiel alles sehr wohl, und Carl mußte ihr noch mehr aus diesem Buche vorlesen. Sumal und Lina von Lossius las er ihr zur Hälfte, Alwin und Theodor ganz vor.

Der Arzt verordnete für die Kranke verschiedene Arzneyen, die recht gut wirkten; aber schon waren acht Tage verflossen, und noch immer war sie nicht völlig wieder hergestellt. Doch jetzt schien alle Hoffnung zu einer baldigen gänzlichen Genesung da zu seyn, und der Doctor versicherte, daß sie nach ein Paar Tagen wieder in die freye Luft werde gehen können. Darüber hatte nicht nur Henriette, sondern auch Carl eine große Freude.

Doch diese Freude verwandelte sich bald in Traurigkeit. Henriette mußte den Abend darauf etwas

Schweißtreibendes einnehmen. Die Nacht war kühl. Die Kranke gerieth in Schweiß. Halb im Schlafe schob sie die Bettdecke weg, und erkältete sich so stark, daß sie am Morgen sich sterbenskrank befand. Ihre Eltern und Carl geriethen darüber in große Angst; der letztere lief sogleich zu dem Arzte. Dieser that alles, was in seinem Vermögen stand, Henriettens neues Uebel zu mildern, allein die verordneten Arzneyen schlugen nicht so gut an, als die vorigen.

Henriettens Zustand verschlimmerte sich, und jedermann glaubte, daß sie nicht mit dem Leben davon kommen werde. Ihre Mutter war untröstlich. Sie rang die Hände, vergoß Thränen und bat den Himmel, ihr doch ihre einzige Tochter nicht durch den Tod zu entreißen. Auch der Vater war niedergeschlagen, denn er liebte Henrietten recht zärtlich. Am traurigsten aber war Carl. Dieser kam fast nicht von dem Bette der kranken Schwester; der Anblick ihrer Leiden und der schönen Geduld, womit sie dieselben ertrug, ging ihm ans Herz; er konnte sich in seinen Thränen nicht mäßigen; alles, was er Henrietten nur an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen, und als in einer Stunde sich ihr Uebel so sehr verschlimmerte, daß sie nur noch schwach röchelte, und alle Umstehenden ihren letzten Athemzug erwarteten, war er außer sich vor Schmerz, schluchzte laut, und zitterte an allen Gliedern, sah dann wehmüthig nach der Leidenden und mit dem Tode Ringenden, und stürzte an das Bett und über sie hin, streichelte ihr Gesicht und sagte mit leiser Rührung: Liebe, liebe Schwester! gehe nicht von uns, ohne dich mit mir ausgesöhnt zu haben! Ach, ich habe dir in deinem Leben viel Unangenehmes zugefügt. Vergib mir, Jettchen! vergib es mir, Schwester!

Henriette warf ihm einen matten, aber zärtlich verzeihenden Blick zu. Der Vater riß ihn von ihrem Lager weg, und führte ihn in eine Nebenstube, wo er sich auf ein Kanapee warf, und in laute Klagen ausbrach. O Gott! sagte er, bald ist sie nicht mehr! bald liegt sie im Grabe, und ich bin ohne Schwester, bin allein im Hause! Ach, jetzt, wo ich sie erst lieb gewonnen habe, wo ich erst anfangen wollte, gefällig gegen sie zu seyn, jetzt gerade muß sie mir dahin sterben! O Gott! o Gott! wenn ich sie nur nicht so oft beleidigt, wenn ich mich nur immer brüderlich gegen sie betragen hätte! Wie schmerzt es mich, daß ich das nicht gethan habe! Gute, gute Schwester! o könnt' ich mein Leben für dich hingeben! — —

So klagte er laut, und ging dann mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab. Wenn er jemand in der Nähe der Thüre hörte, erschrak er, denn er glaubte, man käme, um ihm den Tod seiner Schwester zu melden. Endlich konnte er sich nicht länger enthalten; er ging in das Zimmer, worin Henriette lag, und gerieth in eine Art von Entzücken, als der Vater, der ihm entgegen kam, leise sagte: Es ist wieder besser geworden! der Doktor meint, wir dürften neue Hoffnung fassen.

Diese Hoffnung ging in Erfüllung, und verbreitete in der ganzen Familie eine große Freude. Henriette besserte sich, und war in einem Monathe wieder ganz hergestellt. Freudenthränen vergossen Vater und Mutter und Bruder darüber, und dieser wußte sich vor Wonne über die Wiedergenesung seiner Schwester kaum zu fassen. Er umarmte sie einmal ums andere, wiederhohlte ihr oft die Versicherung seiner Liebe, und rührte durch dieses herzliche, liebevolle Benehmen das gute Mädchen so sehr, daß es vor inniger Freude Thränen vergoß.

Der Tag, an welchem Henriette wieder zum ersten Male in die freye Luft in Gottes schöner Welt kommen würde, sollte ein festlicher Tag seyn. Ein außerordentlich milder und schöner Herbsttag wurde dazu bestimmt. Ein großer Theil desselben sollte in dem Garten, der nicht weit vom Hause lag, zugebracht werden. Carl hatte verschiedene Anstalten getroffen, seine Schwester zu überraschen.

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, nahm die Mutter Henrietten am Arm, und spazierte mit ihr, in Begleitung des Vaters, in den Garten. Als sie durch die Thüre desselben getreten waren, erblickten sie vor sich einen schönen Ehrenbogen, an welchem rothe und blaue Bänder flatterten, Blumenkränze hingen, und folgende Worte zu lesen waren:

Der glücklich genesenen Henriette zu Ehren.

Nicht weit von diesem Bogen war eine grüne Laube errichtet, vor welcher eine Fahne stand. Eben wollte Henriette hineintreten, als Carl heraustrat, und sie mit inniger Zärtlichkeit umarmte. Er wollte sie mit einer kleinen Anrede empfangen, und hatte sich darauf schon seit einigen Tagen vorbereitet. Aber der Anblick seiner geliebten Schwester, die Rührung, die damit verbunden war, und die Thränen, die Henrietten in das Auge traten, verwirrten ihn ganz. Er vergaß seine gelernte Rede, und überließ sich ganz dem Gefühle seines Herzens. Liebste Schwester, stammelte er bewegt, sey uns in Gottes schöner Welt herzlich willkommen! O wie sehr freu' ich mich, dich gesund zu sehen! Liebe Henriette, dieser Tag ist ein Tag der Freude für mich. O schenke mir an diesem frohen Tage für immer deine Liebe! Vergiß, was sonst unter uns vorgefallen ist, und laß

uns

uns von dieser Stunde an in Liebe und Eintracht mit einander leben! — Ich liebe dich recht innig. —

Weiter konnte er nicht sprechen. Die Thränen rollten ihm von den Wangen herab, und Henriette stand gerührt und weinend da in des Bruders Armen, an seinem Bruderherzen, und bald umschlungen von Vater und Mutter, die der Anblick einer so großen Geschwisterliebe im Innersten bewegt hatte.

Gott segne euch, Kinder! sagte der Vater.

Seyd glücklich in eurer Liebe! sprach die zärtliche Mutter, und in diesem Augenblicke traten aus der Laube die zwey vertrautesten Freundinnen von Henrietten, wünschten ihr Glück zu ihrer Wiedergenesung, herzten und küßten sie, bothen ihr Blumensträußer dar, und machten ihr, die eine mit einem Buche von der liebenswürdigen Frau la Roche, die andere mit den Kinderspielen von Louise Meynier ein angenehmes Geschenk. Von Carln erhielt sie ein schönes Zeichenbuch, und die in Altona bey Hammerich erschienenen kleinen Romane für die Jugend, deren Zweck es ist, die Jugend auf eine unschuldige und angenehme Weise zu unterhalten, ihr Gefühl für das Schöne zu bilden, und das Herz zu veredlen.

So rührende Beweise von zärtlicher Liebe hatte Henriette nicht erwartet. Sie machten den tiefsten Eindruck auf ihr Herz. Bewegt dankte sie ihren guten Eltern, ihren Freundinnen, und besonders ihrem Bruder dafür, und versprach diesem, ihn immer mit schwesterlicher Liebe zu umfassen.

Nach einer Stunde kamen mehrere Anverwandte und Freunde des Hauses in den Garten, und nahmen an der gemeinschaftlichen Freude herzlichen Antheil. Des Nachmittags erschienen mehrere junge Freunde von Carl,

und belustigten sie damit, daß sie mit Armbrüsten nach einem hölzernen Vogel schossen. Wurde etwas abgeschossen, so brannte man einen Mörser los, und als der Kopf, getroffen von einem Pfeile, herabfiel, entstand ein lauter Jubel. Man führte denjenigen, der ihn getroffen hatte, triumphirend in die Laube, und wollte ihm hier einen schönen Blumenkranz aufsetzen; er nahm denselben aber, ging zu Henrietten, und krönte sie damit. Ein Lebehoch! das alle Anwesenden laut ausriefen, und das Henrietten galt, wurde mit einem dreymal wiederhohlten Schusse aus dem Mörser begleitet. Beym Genusse der reinsten Freuden vergingen der frohen Gesellschaft mehrere Stunden. Vergnügt verließen sie dann den Garten, und erinnern sich noch jetzt mit Freude an dieses Genesungsfest; denn so hatten sie es zu nennen, einmüthig beschlossen.

Aber nicht nur ein Genesungsfest war dieser schön verlebte Tag, er war auch ein Tag der Versöhnung und der Liebe. Denn an ihm verschwand in Carls und Henriettens Herzen jede Erinnerung an ihre sonstige Zwietracht, und der Geist der Eintracht, des Vertrauens und der Liebe erwachte in ihrer Brust. — Nach immer hängen sie mit Wohlwollen an einander — sorgfältig meiden sie alles, was ihre Liebe schwächen, und ihre Eintracht stören könnte — sie fühlen sich ungemein glücklich bey dieser guten Stimmung ihrer Seelen — gewähren durch ihr Betragen ihren Eltern die reinsten Freuden, und werden nicht nur von allen Guten, denen sie bekannt sind, geschätzt und geliebt, sondern erscheinen sich auch in ihren eignen Augen achtungswürdig.

Ende.

Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit?

Ich seh' es wohl ein, daß es um die Enthaltsamkeit eine schöne Sache sey, sprach Thereſe zu ihrer Mutter; aber es ist nur schwer, sich daran zu gewöhnen.

Was schwer ist, ist noch nicht unmöglich, meine Tochter! versetzte die Mutter. Sey nur fein aufmerksam auf dich — dann geht es schon. Du wirst dich in der Enthaltsamkeit zweckmäßig üben, wenn du bisweilen bey Tische eine oder zwey Speisen unberührt lässest, besonders dann, wenn deine Eßlust groß ist, und die Gerichte zu deinen Lieblingsgerichten gehören.

Ferner wirst du wohl thun, bisweilen, wenn du etwas sieḧst, wornach du Lust hast, dein Auge davon schnell abzuwenden, und zu thun, als wenn du nichts gesehen hättest.

Bist du in einer Gesellschaft, wo ein angenehmes Spiel unterhalten soll, und fühlst du große Lust, Theil daran zu nehmen, so denke bey dir: ich spiele heute einmal nicht mit; diesen Vorsatz führe aus, und entferne dich aus der Gesellschaft, so bald dir dieß zu schwer wird.

Hast du einmal in einem schönen Kleide irgendwo erscheinen sollen, und dich schon darauf gefreut, vieler Augen auf deinen Anzug zu ziehen, so kleide dich schnell um; ziehe ein einfaches, bescheidenes Kleid an, und erscheine so in der Gesellschaft.

Bist du einmal sehr schläfrig, so stehe von deinem Sitze auf, und nimm dir vor, nicht einzuschlafen. Waſche dein Gesicht mit kaltem Wasser, und gehe schnell

im Zimmer auf und ab, wenn der Schlaf nicht weichen sollte. Morgen ist die Reihe an dir, mit mir eine Spazierfahrt nach Heimthal zu machen. Du freust dich schon eine Woche lang darauf. Unterdrücke diese Freude, und mache deinem Bruder Carl das Vergnügen, daß er statt deiner mit mir nach Heimthal fährt.

Liebe Mutter! sprach Thereſe mit Aengſtlichkeit und Verlegenheit. Carl war erſt vor einem Monathe in Heimthal — —

Das dacht' ich gleich, daß das Jüngferchen widerſprechen werde, verſetzte die Mutter. Aber ſo ſeyd ihr Kinder. Ihr ſehet es ein, daß dieſe und jene Tugend eine nöthige und ſchöne Tugend ſey; ihr wünſchet, ſie zu beſitzen; aber ſobald die Erlangung etwas ſchwer iſt, ſo ziehet ihr euch zurück, und wollet von der geprieſenen Tugend nichts wiſſen.

Liebe Mutter, erwiederte Thereſe, du ſollſt ſehen, daß es mir ein Ernſt iſt, mich in der Enthaltſamkeit zu üben. Ich fahre nicht nach Heimthal; nimm immerhin Carln mit.

Das iſt ſchön, meine Tochter! das iſt lobenswerth! das iſt ein guter Anfang! verſetzte die Mutter, und erzählte Thereſen einige Beyſpiele von Mädchen, die ſich auf verſchiedene Weiſe in der Enthaltſamkeit zu üben ſuchten.

Emilie, erzählte die Mutter, hatte oft eine groſſe Sehnſucht, dieß und jenes zu erhalten. Um ihre Gedanken davon abzuziehen, dachte ſie ſchnell an manches, das ihr ſehr lieb war, und das ſie bereits hatte, an ihre Blumen, Bücher, Bilder und dergleichen mehr. Dieß zerſtreute ſie, und das, wonach ihr gelüſtete, war bald vergeſſen.

Adelheide besitzt ein frohes Herz. Sehr oft ist sie zum Lachen aufgelegt. Nun weiß sie aber, daß das viele Lachen abgeschmackt sey, und ein Mädchen verunstalte. Fühlt sie sich dazu aufgelegt, so denkt sie an etwas Trauriges, das ihr entweder schon begegnet ist, oder doch noch begegnen könnte, z. B. an einen Bruder, der vor einem Jahre gestorben ist, oder an die geliebte Mutter, die sie einst durch den Tod verlieren wird. Statt zu lachen, vergießt sie dann sehr oft Thränen.

Die kleine Prinzessinn Amalia hat ein eigenes Mittel, sich in der Enthaltsamkeit zu üben. Wenn sie Eßwaaren sieht, deren Genuß schädlich für sie wäre, so blickt sie dieselben lächelnd an, und sprichtr Ja, du Teufel, da! du möchtest wohl, daß ich zugriffe, aber ich danke; bleibe weg von mir! — Oder sie wünscht auszugehen, und es sind Gründe da, die dieß widerrathen, so ruft sie lächelnd aus: Ja, du Teufel, da! du lockst mich aus dem Hause! aber nein! ich komme nicht! bleibe ferne von mir! —

Thereſe ließ sich über diesen Gegenstand noch mancherley von der Mutter erzählen, und versprach ihr, alle Mittel anzuwenden, sich in der Enthaltsamkeit zu üben. Sie hielt Wort, und machte in der gedachten Tugend große Fortschritte.

Glatz.

Die Entschädigung.

Christine und Eleonore lebten in freundschaftlichen Verhältnissen; beyde zeichneten sich durch Bildung des Verstandes, Güte des Herzens und ein zartes, feines

Gefühl aus. Sie lebten nachbarlich auf dem Lande, in einer ganz anmuthigen Gegend. Rasche Thätigkeit, Natur und Freundschaft schützten sie gegen die Einförmigkeit des Lebens, und gewährten ihnen Freuden, wie sie selten der Städter kennt, und noch seltener genießt.

Eleonore, die Sanftmuth und Güte selbst, genoß in ihrem Blumen- und Gemüsegarten viel Vergnügen. Täglich sah man sie in demselben irgend ein Gewächs pflanzen, oder das aufgeschossene Unkraut ausjäten, oder die gereiften Gartenfrüchte für die Küche einsammeln. Der Anblick ihrer blühenden und reifenden Beete war ihr so angenehm, so reitzend! — O ihr Bewohner großer Städte, die ihr euch in enge Mauern einengt, und in dumpfen Schauspielhäusern und langweiligen Assembleen den Sinn für die reinen Freuden der Natur erstickt, ewig unbekannt bleiben euch gewöhnlich die angenehmen, süßen Regungen des Herzens, die der schlichte, gebildete Landbewohner an seinem fruchtbaren Acker, auf seiner grünenden Wiese, in seinem fruchttragenden Garten empfindet!

So wie der sanften Eleonore der Garten viel Freude gewährte, so fand Christine, ein Mädchen voll heiterer Laune, ihr Vergnügen an dem Hausgeflügel. Unter ihrer Aufsicht standen die Enten, Gänse und Puter des Hauses. Sorgfältig wartete sie diese muntern Thiere. Erschien Christine in dem Hofe, so war sie augenblicklich mit einer Menge geflügelter Geschöpfe umringt, die von ihr Futter erwarteten. Du hast eine große, große Familie, liebe Christine, sagte oft Eleonore im Scherze zu ihr, und alle lieben dich kindlich.

Schön ſtanden eines Jahres auf Eleonorens Beeten verſchiedene Gartengewächſe. Sie freute ſich ihres Anblicks und der herbſtlichen Ernte. Chriſtine genoß ein anderes Vergnügen. Aus Böhmen hatte ſie ein Dutzend der ſchönſten Callecutſchen Hühner erhalten. Sorgfältig von ihr gepflegt, wurden dieſe Thiere immer beleibter, und ließen für anzuſtellende Schmauſereyen die ſchmackhafteſten Biſſen erwarten.

Die böſen Puter! ſagte eines Tages Eleonore zu Chriſtinen, die böſen Puter!

Was haben dir die armen Thiere gethan? fragte Chriſtine.

Räuberiſch, erwiderte Eleonore, ſind ſie in meinen Garten eingefallen, und haben mir ein Paar Beete zu Grunde gerichtet.

Das thut mir leid, verſetzte Chriſtine, iſt der Schade wohl groß?

Lächelnd fragte Eleonore: willſt du mir ihn etwa erſetzen, liebe Chriſtine? — Laß es gut ſeyn. Geſchehen iſt geſchehen. Die Sache iſt von keiner Bedeutung.

Chriſtine ſchwieg, und von dem Schaden, den die Puter Eleonoren zugefügt hatten, war nicht mehr die Rede.

Ein Paar Wochen darauf ſaß Eleonore eben bey Tiſche, als in dem Vorſaale ein Geräuſch entſtand. Sie öffnet das Zimmer, und erblickt einen ſchönen, wohlgemäſten Puterhahn, mit einem Briefe an dem Hals.

Ein Puterhahn in dem nicht offenen Vorſaale? und ein Papier an ſeinem Halſe? was ſoll das heißen? Eleonore ruft die andern aus dem Zimmer heraus. Der Puter wird gefangen, der Brief ihm abgenom-

men. Er ist an Eleonoren gerichtet; sie erkennt Christinens Handschrift.

Ein Späßchen von Christinen! ruft Eleonore, und öffnet den Brief. Lächelnd wird er gelesen, und wiedergelesen. Er enthielt ein reuiges Bekenntniß des Puterhahns, daß er mit seinen Gefährten in Eleonorens Garten Schaden angerichtet habe, und von den andern übrigen einmüthig dazu erkohren worden sey, die Besitzerinn des Gartens zu entschädigen. Er bringe sich daher selbst zum Söhnopfer dar; man möchte ihn schlachten, mit Appetite verzehren, und dabey seiner und seiner Cameraden Versündigungen vergessen.

Christinens poetischer Einfall gefiel. — Der Puter wurde geschlachtet, und an Christinen in seinem Namen eine Einladung zur Theilnahme an dem Schmause abgeschickt. Die Schalkhafte erschien. Es gab ein Freudenfest.

Möchten alle Entschädigungen von dieser Art seyn, möchten sie alle so fein ausgedacht werden!

Glatz.

Die empfindliche Lotte.

Lottchen hatte alles, was ihr nöthig war, und doch war sie nicht glücklich. Selten verging ein Tag, an welchem sie nicht ihre Seelenruhe verlohren und sich geärgert hätte. Bald war sie mit diesem, bald mit jenem Menschen unzufrieden, bald war ihr dieses, bald jenes anstößig.

Lottchen besaß zu viel Empfindlichkeit, und all' ihre Aergernisse und Unannehmlichkeiten entsprangen aus dieser Quelle. Sie hielt große Dinge auf sich, und

empfand es sehr übel, wenn andere nicht auch große Dinge auf sie hielten. Sie wollte gern in allen Gesellschaften hervorgezogen werden, und ärgerte sich, wenn dieses nicht geschah. Gab sie einmal einen Rath, und man befolgte ihn nicht, so that ihr dieß sehr weh. Schienen die Aeltern gegen Lottchens Geschwister freundlicher, gefälliger und freygebiger zu seyn, so konnte Lotte darüber oft weinen und sich nicht sobald wieder beruhigen. Ging es nicht nach ihren Wünschen, so wurde sie darüber gewöhnlich verdrießlich. Oft waren es unbedeutende Kleinigkeiten, die sie übel nahm und über die sie sich ärgerte.

Sie war noch klein, als sie am ersten May mit ihren Geschwistern, Adolph und Lorette, zur Großmutter gehen wollte, um ihr zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen. Adolph und Lorette waren bereits angezogen, als Lotte noch im Bette lag und schlief. Adolph kam zu ihr gesprungen, und weckte sie. Weißt du nicht, rief er ihr zu, daß heute der Großmutter Geburtstag ist? Auf! auf! wir müssen bald fort! auch Lorette ist schon angekleidet.

Aber Lotte that noch sehr schläfrig. Adolph hohlte Loretten herbey. Aber Lotte wollte nicht aufstehen. Die zwey angekleideten Geschwister nahmen ein Glas Wasser, und bespritzten die Siebenschläferinn mit einigen Tropfen.

Da hätte man den Lärmen hören sollen, den Lotte erhob. Sie schrie so laut, daß ihre Mutter herbeyeilte, und sich erkundigte, was ihr begegnet sey.

Weinend klagte Lottchen ihren großen Unfall. Die Mutter lächelte. Ey, das große Unglück, das dir begegnet ist! sagte sie spottend. Wir müssen es in die Zeitungen setzen lassen.

Darüber wurde Lottchen sehr böse. Als die Mutter ihren Unwillen bemerkte, sagte sie: Du bist eine empfindliche Thörinn, meine Tochter! Erstlich weinst und schreyst du über einige Tropfen Wasser so sehr, daß man glauben sollte, du befändest dich in Wasser- oder Feuersnoth. Dann wirst du unwillig, daß ich deine Albernheit nicht billige, und einige spottende Worte darüber sage. Kann man sich eine größere, lächerlichere Reitzbarkeit und Empfindlichkeit denken? Sie verunstaltet dein ganzes Wesen und macht dich unleidlich.

Lotte fuhr fort, verdrießlich zu thun. Ihre Geschwister wollte sie nicht einmal ansehen. Adolph fragte sie, wie lange er mit Loretten noch auf sie warten sollte. Ihr könnt immerhin fortgehen, antwortete sie, mit euch Spöttern mag ich gar nicht gehen.

Lorette suchte sie zu beruhigen, aber sie erhielt spitzige Reden von ihr. Nachdem man die Empfindliche mehrmals aufgefordert hatte, zur Großmutter zu kommen, und sie sich immerfort weigerte, gingen Adolph und Lorette allein hin.

Darüber ärgerte sich Lotte ungemein; Thränen des Verdrusses rollten auf ihren Wangen herab. Sie wollen mir auf alle mögliche Weise wehe thun! sagte sie zu sich selbst. Ich bin ein unglückliches Mädchen!

Ja wohl war Lotte unglücklich, aber ihre Empfindlichkeit allein war ihr Unglück.

Adolph und Lorette wurden von der Großmutter sehr freundlich empfangen und beschenkt. Als sie dieselbe verlassen hatten, kam auch Lotte zu ihr. Auf die Frage: warum sie nicht in Gesellschaft ihrer Geschwister gekommen sey? antwortete sie, Adolph und Lorette hätten wohl gesehen, daß sie noch nicht angekleidet

sey, aber um ihrer zu spotten, sie immer erinnert, daß es schon Zeit sey, die Großmutter zu besuchen, bis sie ihnen dann habe sagen müssen, sie möchten allein gehen.

Das war nun nicht ganz wahr. Adolph und Lorette waren weit davon entfernt, ihrer Schwester zu spotten; daß Lotte dieses glaubte, daran war einzig ihre Empfindlichkeit Schuld; diese täuscht den Menschen sehr oft.

Die Großmutter beschenkte auch Lotten. Sie kam wieder nach Hause. Die Geschenke, welche ihre Geschwister von der Großmutter erhalten hatten, waren nicht mehr werth als Lottens Geschenk. Da aber diese noch immer empfindlich war, und die Empfindlichkeit uns oft Dinge glauben läßt, die nicht da sind, so schien es Lotten, als wenn die Großmutter Adolphen und Loretten reichlicher beschenkt hätte. Sie nahm dieß sehr übel auf, und äußerte laut ihre Unzufriedenheit darüber. Daran ist niemand anders Schuld, als Adolph und Lorette, sagte sie. Wären diese nicht eher zur Großmutter gelaufen, so wäre mein Geschenk ganz anders ausgefallen.

Du bist eine empfindliche Närrinn! sagte Adolph, und ging zur Mutter, um ihr alles zu erzählen.

Die Mutter mißbilligte Lottens thörichte Reden. Das vermehrte Lottens Unzufriedenheit. Den ganzen Tag blieb sie mißmuthig und mürrisch. Die andern Geschwister hingegen waren voll guter Dinge, sie erzählten einander lustige Geschichten, scherzten und lachten.

Das gilt mir! sagte Lotte zu sich; sie sind heute so lustig, um meiner zu spotten.

Die böse Empfindlichkeit! Sie hatte Lotten den ganzen schönen Tag geraubt. Keine frohe Empfindung hatte an demselben ihr Herz erquickt, keine Regung von

Liebe und Heiterkeit ihr den Geburtstag der Großmutter verschönert!

Den Tag darauf hatten die Geschwister Unterricht in der Pflanzenkunde oder Botanik. Der Lehrer brachte mehrere Pflanzen mit, machte seine Schüler auf die einzelnen Theile derselben aufmerksam, und erzählte ihnen von ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Eine der mitgebrachten Pflanzen hieß Lottus.

Als Adolph und Lorette diesen Namen hörten, lächelten sie, und sahen die Schwester Lotte an. Diese wurde darüber so empfindlich, daß sie zu weinen anfing. Sie necken mich auf alle mögliche Weise, sprach sie, ich will es schon der Mutter sagen.

Liebes Lottchen, sprach der Lehrer, du bist abermals sehr empfindlich. Adolph und Lorette haben es ja nicht böse gemeint. Ihr Lächeln war ganz unschuldig. Wer wird gleich so reitzbar seyn. Die böse Empfindlichkeit raubt dir alle Ruhe der Seele und alle Freuden des Lebens. Auch macht sie dich ungerecht gegen andere, und bringt dadurch diese wirklich gegen dich auf.

Aber Lotte fuhr fort, zu schmollen. Des Nachmittags war sie mit Loretten bey einer Freundinn, bey der sie eine Menge Mädchen fand. Sie schlug ein Spiel vor, aber die Mädchen hatten keine Lust dazu. Dieß nahm sie übel auf. Sie hing ihr Köpfchen, und wollte nichts mehr sprechen. Stumm zu seyn ist sonst deine Sache nicht, sprachen mehrere Mädchen zu ihr, auf, Lottchen! lustig und gesprächig!

Dieß beleidigte sie noch mehr. Die Mädchen lächelten über ihre Empfindlichkeit. Lotte ärgerte sich darüber, und verließ in ihrem Verdrusse die Gesellschaft, welche ihre lächerliche Empfindlichkeit scharf tadelte.

Als Lottens Mutter das Vorgefallene erfuhr, gab sie ihr einen scharfen Verweis. Deine Empfindlichkeit, sprach sie, macht dich lächerlich, ungerecht gegen andere, thöricht im Handeln, unleidlich für die menschliche Gesellschaft, und unfähig, dich des Lebens zu freuen.

Aber Lotte blieb empfindlich bis in ihr sechzehntes Jahr. Jetzt kam der Verstand. Sie sah ein, daß sie bey ihrer Empfindlichkeit nur unglücklich sey, und bekämpfte sie.

Ihr, die ihr dieses leset, und auch an Lottens Fehler leidet, leget ihn früher ab, und wartet nicht, wie sie, bis zum sechzehnten Jahre.

Glatz.

Molly und Fanny, oder Empfindsamkeit und Empfindeley.

Molly und Fanny waren die Töchter eines reichen Einwohners von London, der in Amerika beträchtliche Pflanzungen besaß. Gutherzig und gefühlvoll waren beyde, nur hatte Fanny eine viel weichere, zartere Empfindung als ihre Schwester. Sie las sehr viel, und liebte besonders die sogenannten empfindsamen Bücher, die das Herz zur Rührung, zur Theilnahme und Wehmuth stimmen. Oft saß sie allein auf ihrem Zimmer, ließ die Vorhänge herab, daß es dunkel wurde, und überließ sich dann ihren lebhaften Gefühlen, bethete und weinte. Ins Theater ging sie nie, als wenn ein recht rührendes Trauerspiel aufgeführt wurde, wobey sie dann ihren

Thränen freyen Lauf ließ. Dadurch wurden Fannys Gefühle gespannt und nach und nach so zart und reitzbar, daß sie durch die geringste Veranlassung, bey der andere vernünftige Menschen ruhig blieben, in eine heftige Gemüthsbewegung gerieth, und zuweilen eine Art convulsivischer Zufälle bekam.

Sah Fanny einen armen, leidenden Menschen, so gingen ihr die Augen über, sie klagte mit den Unglücklichen, und unterstützte sie reichlich, ohne vorerst nachzuforschen, ob sie ihre Theilnahme auch verdienten. Dieß machten sich viele Betrüger zu Nutze, stellten sich arm und elend, und wußten Fanny so gut zu rühren, daß sie ihnen große Summen zufließen ließ, die sie dann in Bier und Wein vertranken, oder verspielten, wobey sie sich über die blinde Gutmüthigkeit der Närrinn — wie sie ihre Wohlthäterinn nannten — lustig machten.

Bey ihrer großen Theilnahme an fremder Noth trat aber auch bisweilen der Fall ein, daß ihr Elende zu Gesichte kamen, die ihre Unterstützung wohl verdienten, aber durch ihr abschreckendes Aeußerliche, durch ihre körperliche Gebrechen und Krankheiten auf sie einen so widrigen Eindruck machten, daß sie sich mit Ekel von ihnen wegwendete, und sie ohne Unterstützung ließ.

Fannys Gefühl war so weichlich, daß sie den Anblick gewisser Thiere nicht ertragen konnte. Einmal fiel sie in Ohnmacht, als eine Maus über ihre Füße lief, ein ander Mal war sie bey dem Anblick einer Spinne vor Entsetzen außer sich; Frösche konnte sie vollends nicht ansehen, und das Geheul der Katzen war ihr in den Tod zuwider. Ihr Vater mußte ein anderes Haus kaufen, weil in der Nähe seiner bisherigen Wohnung ein Metzger wohnte, der zuweilen Schweine schlachtete, die, wie das gewöhnlich ist, dabey jämmerlich schrieen, wo-

durch die reitzbare Fanny fast immer der Ohnmacht nahe gebracht wurde. Sie konnte es nicht begreifen, wie Menschen es über ihr Herz bringen, und Thiere, besonders Vögel, tödten könnten, und Molly stand in dem Rufe der Hartherzigkeit bey ihr, weil sie sich nicht scheuete, Gänse, Hühner und Tauben zu schlachten, die Fanny übrigens sehr gerne aß.

Und doch war Molly nichts weniger als hartherzig; jedermann, der sie kannte, gab ihr das Zeugniß, daß sie eine gefühlvolle Seele habe, innigen Antheil an den Freuden und Leiden ihrer Nebenmenschen nehme, ihre Noth zu mildern suche, und auch jenen Unglücklichen beystehe, die an Krankheiten litten, welche äußerlich Ekel erregen. In Ohnmacht war sie freylich noch nicht gefallen, auch hatten convulsivische Zufälle ihren Körper noch kein einziges Mal zerrüttet.

Menschen, die beyde Schwestern genau beobachteten, und die Sache zu beurtheilen wußten, nannten die sanfte Molly ein empfindsames, ihre Schwester Fanny aber ein empfindelndes Mädchen. Von jener versprachen sie sich viel, von dieser sehr wenig. Empfindeley, hieß es, ist nichts als eine Krankheit des Gefühls, eine Schwäche, die mehr schadet, als nützt, mehr bedauert als geschätzt zu werden verdient. Empfindelnde Menschen werden nie etwas Grosses unternehmen, sie sind dazu zu ohnmächtig, ja oft trifft es sich, daß aus ihnen die hartherzigsten Menschen werden.

Das letzte traf nach einigen Jahren auch bey Fanny ein. Sie hatte oft in Büchern gelesen, daß die schwarzen Sklaven von den Europäern in Amerika hart behandelt, zu den schwersten Arbeiten angehalten, mit der elendesten Kost gesättigt, und mit Schlägen und

Mißhandlungen überhäuft werden. Fanny vergoß dabey immer Thränen, und verwünschte die Grausamkeit der Weißen. Nichts wünschte sie sehnlicher, als einmal nach Amerika zu kommen, wo sie dann den Zustand dieser bedauernswürdigen Sklaven nach Kräften erleichtern, ihre Arbeiten vermindern, ihre Kost verbessern, alle Züchtigungen verbannen, und ihnen nach und nach die Freyheit schenken wollte. Solche Entwürfe beschäftigten ihre ganze Seele; sie sprach oft mit ihrem Vater darüber, und bath ihn zu wiederhohltenmahlen, wenn er einmal nach Amerika reisen sollte, um seine dortigen Pflanzungen zu besuchen, so möchte er sie doch mitnehmen.

Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Nach einigen Jahren faßte ihr Vater den Entschluß, sich mit seiner ganzen Familie nach der neuen Welt einzuschiffen, und sich dort für immer niederzulassen. Fanny war bey dieser Nachricht entzückt. So ist denn, rief sie aus, einer meiner heissesten Wünsche erfüllt! So soll ich denn wirklich in ein Land kommen, wo die Menschheit noch in Fesseln liegt, wo Menschen von Menschen gemartert und zum Viehe herabgewürdigt werden! O welche Freude wird es für mich seyn, das Elend der Armen zu lindern, und ihren traurigen Zustand in einen glücklichen zu verwandeln!

Molly hörte ihre Worte und — schwieg. Fanny erklärte dieß für unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen fremdes Elend, schalt ihre Schwester gefühllos und hartherzig, und ward dieses in diesem Augenblicke selbst gegen Molly, die alles geduldig ertrug, und sich, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen, aus dem Zimmer entfernte.

Man kam in Amerika an. Mollys Vater vermehrte

te seine Pflanzungen durch neuen Ankauf, und bereiste bald diese, bald jene davon. Eine derselben, die am schönsten gelegen war, wählte er zu seinem Aufenthaltsorte, und übergab die Leitung derselben seinen beyden Töchtern. Es arbeiteten an derselben dreyßig Sklaven.

Bey dem Anblicke der harten Arbeiten, die diese Sklaven verrichten mußten, entrüstete sich Fanny, und bejammerte das Loos der Unglücklichen. Sie wollte ihnen Anfangs den größern Theil ihrer Geschäfte abnehmen, allein die Vorstellungen des Aufsehers, dieses doch ja nicht zu thun, weil theils die Landereyen darunter sehr leiden, theils die Sklaven selbst sich bey dieser allzugroßen Erleichterung nicht wohl befinden würden, brachten sie von diesem Vorhaben ab. Indeß that sie alles, den Zustand der Schwarzen zu verbessern, sie erließ ihnen vieles von ihren Arbeiten, sie ließ ihnen bessere Nahrungsmittel reichen, das Gebäude, worin sie sich aufhielten, bequemer einrichten, und dergleichen mehr.

Aber diese Milde und Gutthätigkeit dauerte nicht lange. Die Rohheit der Sklaven mißfiel ihr sehr, sie schienen ihre Wohlthaten nicht dankbar genug anzuerkennen, ihr nicht genug Ehrerbietung zu erweisen, und Fanny, obgleich ihre Schwester ihr zu beweisen suchte, daß man so etwas von diesen unwissenden, ungebildeten Menschen nicht erwarten könne, war dessen ungeachtet so ungerecht, daß sie auf sämmtliche Sklaven einen bittern Haß warf, ihre Hand von ihnen ganz zurückzog, ihre Arbeiten, statt sie zu verringern, vermehrte, und endlich durch Härte ihren Zustand fast unerträglich machte. Dieß erbitterte die Schwarzen gegen sie so sehr, daß sie den schrecklichen Vorsatz faßten, in einer gelegenen Stunde ihre weiße Quälerinn zu ermorden. Zum

Glück wurde dieser schwarze Anschlag noch zur rechten Zeit verrathen. Fanny befahl, die Rädelsführer nach aller Strenge der vorhandenen, unvollkommenen Gesetze zu richten, und vier davon wurden gevierttheilt.

Von dieser Zeit an schwebte Fanny in beständiger Todesangst. Sie ging nie allein aus, schob immer den Riegel vor, wenn sie sich in ihrer Stube befand, ließ nie einen Sklaven zu sich, bevor er nicht von dem Aufseher, der ein Europäer war, untersucht worden war, ob er kein Mordgewehr bey sich habe, schlief unruhig und fuhr immer bey dem geringsten Geräusche in der Nacht vor Schrecken zusammen.

Zum Unglück war ihr Vater auf einer sehr weit entfernten Pflanzung, und kehrte erst nach einem halben Jahr zurück. Fanny stand unterdeß Höllenangst aus. Da ihr Nervensystem etwas zerrüttet und ihr Gefühl so weich und reitzbar war, so wußte sie sich bey den kleinsten Vorfällen nicht recht zu fassen, ihre überspannte Einbildung mahlte ihr alles ins Schwarze und Grausenvolle, selbst gegen ihre Schwester war sie argwöhnisch, und befand sich überhaupt in einem Zustande, der ihr bald unerträglich wurde.

Ihre Erbitterung gegen die Sklaven stieg mit jedem Tage. Sie befand sich nicht eher besser, als bis sie ihre Wuth an ihnen durch Züchtigungen ausgelassen hatte. Ihr Lieblingsgeschäft war es jetzt, daß sie einen Sklaven nach dem andern vortreten, ihn seine Finger auf einen Stein legen ließ, und dann mit einer Peitsche oder einem Stocke so lange mit eigenen Händen auf die Nägel hieb, bis das Blut hervorspritzte.

Molly, die von der Schwester oft den Vorwurf der Hartherzigkeit hatte anhören müssen, handelte ganz anders. Sie hatte mit den Schwarzen Geduld, nahm

wenn sie etwas versahen, es nicht gleich so übel auf, suchte allmählich ihre Lage zu verbessern, rechnete dabey weiter auf keine große Erkenntlichkeit, und wurde von den Sklaven ungemein geliebt und geehrt. Wären alle Weißen so wie diese, sagten sie, so wär' es eine Lust, ein Sklave zu seyn.

Endlich kam ihr Vater zurück. Fanny klagte ihm ihre Noth, und betheuerte, daß sie in Amerika unmöglich länger bleiben könnt. Zu ihrer Freude hielt ein junger reicher Engländer, der in der Nähe Besitzungen hatte, und gerade nach Europa zurückkehren wollte, um ihre Hand an. Er war ein verzärteltes Männchen, dem bey dem geringsten Unfalle ein kalter Schauer über den Rücken lief, bey jedem traurigen Worte Thränen in die Augen traten, und die Welt voll Jammers und Elendes schien. Fannyn gefiel dieser Mann von zartem Gefühle, wie sie sich ausdrückte, ungemein, sie könnte so gut mit ihm in Klagelieder über Welt und Leben einstimmen, und bedachte sich daher nicht lange, wurde seine Gattinn, und reiste mit ihm nach London.

Allein schon auf der Reise wurde das empfindliche Ehepaar gegen einander gleichgültig, und bald waren beyde sich völlig unausstehlich. Sie kamen nur selten zusammen, der Mann suchte Zerstreuungen außer dem Hause, und Fanny winselte einsam über die Falschheit und Unbeständigkeit der Männer. Zwey Töchter, die sie ihm gebohren hatte, starben in ihrem ersten Jahre an der Epilepsie, und Fanny in ihrem acht und zwanzigsten an den Folgen der Auszehrung.

Molly wurde eine glückliche Gattinn, genoß viele Freuden auf der Welt, und ward, als sie die Welt verließ, von sechs Töchtern und vier Söhnen, vielen Freunden und Armen aufrichtig beweint. Noch lebt ihr

Andenken bey ihren Nachkommen; man nennt sie noch immer das Muster einer edlen, empfindsamen Frau, und bestreut zuweilen ihr Grab mit Blumen.

Empfindsamkeit ist eine schöne Sache, und verschönert besonders den weiblichen Charakter; Empfindeley hingegen entnervt Körper und Geist, macht zum Guten untüchtig, und verunstaltet das Wesen der Weiber.

Gn Glatz.

Traurige Folgen der Faulheit.

Kilian dachte, weil sein Vater viele Aecker und Vieh hätte, so brauche er nicht zu arbeiten. Wenn der Vater mit Tages Anbruch auf das Feld ging, und sich mit Bearbeitung seines Landes beschäftigte, so wälzte sich der träge Kilian in seinem Bette herum, stand auf, wenn sein Vater von der Arbeit schon ziemlich ermüdet war, und fragte, was seine Mutter gekocht hätte.

Ehe er sein Frühstück verzehrt hatte, wurde gemeiniglich schon das Mittagsessen aufgetragen, und er verzehrte davon so viel, als er in den vollen Magen bringen konnte. Dann ging er wohl mit an die Arbeit, wenn er aber eine halbe Stunde sehr langsam gearbeitet hatte, glaubte er schon müde zu seyn, und legte sich unter einen Baum, um zu ruhen.

Ob nun gleich seine Eltern ihr ganzes Vermögen durch ihren Fleiß erworben hatten, also wohl wußten, wie wohl man sich bey der Arbeitsamkeit befinde, so verstattete ihnen doch die blinde Liebe zu diesem ihren einzigen Kinde nicht, ihn zur Arbeit zu treiben. Sie waren so thöricht, zu glauben, daß er mit der Zeit sich bessern,

und von dem Vermögen, das sie ihm hinterließen, einst hinlänglichen Unterhalt haben würde.

Aber was geschah? Vater und Mutter starben in einem Jahre, und Kilian übernahm die Güter, die sie ihm hinterließen.

Nun dachte er, könnte er recht bequem leben, weil nun alle Einkünfte von denselben ihm allein zufielen. Er betrog sich aber sehr. Weil er jeden Tritt scheute, den er thun mußte, so überließ er die Sorge für sein Vieh, Gärten und Aecker lediglich dem Gesinde, und weil dieses sah, wie faul der Herr war, so glaubte es nicht verbunden zu seyn, sich in Betreibung seiner Geschäfte große Mühe zu geben. Es überließ sich also ebenfalls dem Müßiggange. Das arme Vieh mußte die größte Noth leiden, es bekam nie sein Futter zur rechten Zeit, bald bekam es zu wenig, bald gar nichts. Da gaben die Kühe nicht mehr so viel Milch, die Schaafe nicht mehr so viele Wolle. Die Pferde arbeiteten nicht so viel als sonst. Selbst von den Hühnern und Tauben bekam er nicht so viel, als seine Eltern bekommen hatten. Weil das Gesinde gar keine Aufsicht hatte, so wurde es auch diebisch, und entwendete einen großen Theil von dem, was es ihm hätte bringen sollen. Ja weil das Vieh so gar unordentlich gewartet wurde, so wurde es krank, und starb dahin. Es verging keine Woche, da ihm nicht ein Schaf fiel, bisweilen fielen ihm auch Pferde und Kühe.

Gärten und Aecker verwilderten. Da, wo sonst die schönsten Bohnen, Erbsen und Kohlköpfe wuchsen, stunden jetzt Nesseln und Disteln. Die Bäume standen kahl da, weil die Raupen, die der faule Kilian nicht hatte ablesen lassen, das Laub gefressen hatten. Von den Aeckern erntete er mehr Unkraut als Getreide.

Gegen das Ende des Jahrs forderte das Gesinde seinen Lohn; der Sattler, Schmid, Rademacher, und alle, die für ihn gearbeitet hatten, wollten bezahlt seyn. Und er hatte doch so viel Geld von seinen Gütern nicht bekommen, als zu ihrer Bezahlung nöthig war. Er mußte also borgen.

Das folgende Jahr nahm er noch weniger ein, und mußte noch dazu Interesse von dem erborgten Gelde geben. Da mußte er noch mehr borgen.

So bekam er von Jahre zu Jahre weniger Einnahme, aber mehr Schulden und Ausgabe. Am Ende war er nicht mehr im Stande, seinen Gläubigern die Interessen zu entrichten. Er wollte noch mehr borgen, um sie abzutragen; aber niemand wollte sein Geld in die Hände eines so unordentlichen Menschen geben.

Da nahmen endlich seine Gläubiger sein Vieh, Haus, seine Gärten und Aecker weg, und er mußte, als ein Bettler, sein elendes Leben beschließen.

Solch Elend zieht die Faulheit nach sich.

Salzmann.

Faulheit und Fleiß, oder Meier, Christoph und Gottfried.

Du kennst doch den langen Meier? wie ihn die Leute immer nennen. So sprach der Vater zu seinem Sohne. Sieh, der bettelt von Haus zu Haus, und niemand gibt ihm gern, weil er faul ist, und nicht arbeiten will. Oft wird er mit harten Worten und mit Beschimpfungen abgewiesen. Jedermann sagt ihm: Was bettelst du denn, du fauler Mensch, du könntest ja arbeiten! — Da wimmert er nun frey-

lich sehr, wenn er zuweilen keinen Rock und kein Hemde mehr hat, welche etwas taugten, oder im Winter im dünnen leinenen Kittel frieren muß, aber es ist seine Schuld, niemand bedauert ihn; jeder sagt, warum arbeitest du nicht? Alle Leute verachten den Menschen.

Du kennst auch den Taglöhner Christoph. Der arbeitet nun wohl, aber doch nicht gern. Immer ist er träge und verdrossen, wenn er arbeiten soll, und eher thut er nichts, bis ihn nicht die höchste Noth zwingt. Sieh aber auch, wie elend es bey ihm hergeht! Oft hat er kein Stückchen Brod im Hause, seine armen Kinder können sich oft beynahe nicht satt essen, und müssen fast halb nackend gehen. Da ist im Winter kein warmes Süppchen für die armen Kleinen, kein Bettchen, in dem sie schlafen können, kein Röckchen, in dem sie sich wärmen könnten, und kein Stückchen Holz, mit dem sie einheitzen könnten. Du weißt wohl, wie es ihnen so gut schmeckt, wenn sie die Mutter einmal speiset, und wie hungrig sie da immer sind! Sieh, das ist alles die Schuld seiner Faulheit. Niemand will ihn auch gern in seinem Hause zur Miethe haben, weil er das Miethgeld nicht bezahlen kann, und wenn er nun auch zu Zeiten aus Noth arbeiten will, so will ihn doch niemand zur Arbeit haben, wenn er sonst einen andern Arbeiter bekommen kann, denn alles, was er thut, das thut er langsam, und macht es schlecht.

Du kennst aber auch den fleißigen Gottfried. Sieh, der Mann klagt nie über Noth, und er hat immer so viel, daß er und seine Kinder satt werden, und reinlich und ordentlich gekleidet seyn können. Aber er verdient das alles durch sein Arbeiten. Von früh bis zum Abend ist er geschäftig, und Frau und Kinder helfen ihm. Jedermann hat auch den fleißigen Gottfried lie-

ber zu seinen Arbeiten, als viele andere Leute, und gibt ihm gern etwas mehr Geld, weil er es durch seinen Fleiß wieder einbringt. — An Gottfried kann man recht deutlich sehen, daß der arbeitsame und fleißige Mensch sich wohl durchhilft, und meistens das hat, was er braucht, wenn der Faule oft an allem Mangel leiden und betteln muß.

Zusatz. Jedes Vermögen, was man durch Erbschaften und so weiter erhält, ist doch meistentheils irgend einmal durch den Fleiß eines Menschen zuerst erworben worden. — In sehr schweren Zeiten, welch ein Unterschied zwischen Fleiß und Faulheit alsdann!

Löhr.

Der brave Bauer.

Arm, aber mit Gott und der Welt zufrieden, lebte Conrad Hiller in einem kleinen Dorfe, das in einer waldigen Gegend lag. Eine kleine Hütte und drey eben so kleine Aecker waren alles, was er besaß. Eine Tochter, sein einziges Kind, war an einen noch ärmern Miteinwohner des Dorfs verheirathet. Einsam und einfach lebte er mit seinem Weibe Anna sein Leben hin.

Wer Conrad Hillern genauer kannte, schätzte ihn als einen arbeitsamen, stillen, braven und gottesfürchtigen Mann. So arm er war, so erwies er doch andern mancherley Gutes, und was diesem Verdienste die Krone aufsetzt, ist der Umstand, daß er das Gute, welches er verrichtete, im Verborgenen that.

In dem nächsten Städtchen wohnte der Förster Harting, ein Mann von störrischem Sinn und auf-

braufstudem Wesen. Dieser besuchte eines Tages den Bauer Conrad Hiller. Conrad empfing ihn mit der Treuherzigkeit eines alten Biedermannes. Ey, ey, Herr Förster, sprach er, das ist was Seltenes, daß Sie mich mit einem Besuche beehren. Seyn Sie mir herzlich willkommen!

Anna tummelte sich, dem Förster einen Stuhl vorzusetzen. Doch Harting versicherte, Eile zu haben. Ich bin, sprach er, bloß deßhalb zu euch gekommen, um euch um etwas zu bitten.

Mich armen Mann um etwas zu bitten? versetzte Conrad. Herr Förster, kann ich mit etwas dienen, so soll es gern geschehen.

Deste besser, sprach Harting. Also zur Sache. Ihr habt in eurem Garten drey alte Aepfelbäume. Ob sie noch tragen, weiß ich nicht. Aber sollte auch das der Fall seyn, so werdet ihr sie doch nach ein, zwey Jahren nicht benutzen können. Mir aber wäre damit sehr gedient; ich brauche jetzt Apfelbaumholz sehr nöthig; überlasset mir die Bäume, ich will sie euch zahlen.

Mit gutmüthigem Lächeln klopfte Conrad dem Förster auf die Schulter, und sagte: gerne, Herr Förster, diente ich Ihnen. Begehren Sie von mir etwas Anderes, und ich will es Ihnen lassen, wenn es mir auch noch so lieb wäre. Aber die Aepfelbäume — bewahre der Himmel, die haue ich nicht weg!

Harting verzog bey diesen Worten verdrießlich sein Gesicht. Ihr sollt ja keinen Schaden leiden, sprach er, ich bezahle euch die Bäume nach Recht und Billigkeit.

Geht nicht, in der That geht nicht! antwortete Hiller. Sehn Sie, Herr Förster, diese Bäume tra-

gen noch reichliche Früchte. Ich bin ein armer Mann. Diese Bäume helfen mich ernähren. Das weiß meine Anna, im vorigen Winter haben wir kein anderes Abendmahl gegessen, als Aepfel, die auf diesen Bäumen gewachsen waren. Herr Förster, ein wichtiger Nahrungszweig fiele uns weg, wenn sie abgehauen würden. Dann möchte ich sie auch darum nicht gern verlieren, weil sie mir im Frühling mit ihren Blüthen, im Sommer und Herbst mit ihren Früchten eine Freude und einen Trost gewähren, wie ihn mir nicht leicht etwas anderes gewähren kann.

Der Förster schüttelte den Kopf, und Anna sah ihren Mann bedeutend an, gleich als wollte sie ihm zu verstehen geben, daß es doch hart wäre, des Försters Wunsch unerfüllt zu lassen, aber noch härter, die Bäume umzuhauen.

Herr Förster, fuhr Conrad fort, das sind nicht bloß leere Worte; es ist die reine, lautre Wahrheit. Wenn ich oft von mühseligen Arbeiten ermattet, oder in meinem Herzen nicht so war, wie ich wünschte, so ging ich in meinen Garten, und setzte mich unter die Bäume, und sah sie mit ihren Blüthen oder Früchten an, und dachte daran, daß Gott sie alle Jahre neu ausschlagen, Blätter und Blüthen bekommen, und Früchte tragen lasse, und daß dieser Gott auch mein Gott, auch mein Erhalter und Versorger sey. Herr Förster, da ward mir immer warm in meinem Busen, und ich dankte dem Herrn, von dem alles Gute kommt, und wurde getrosten und guten Muthes. Das alles haben die Bäume gethan. Nein, nein — und wenn man sie mit hundert Dukaten bezahlte, ich ließe sie nicht umhauen!

Ihr seyd nicht klug, Conrad, versetzte der Förster, und wollte gehen.

Noch Eines, sprach Hiller. Ich sage es Ihnen darum, Herr Förster, damit Sie mir nicht böse werden, weil ich Ihr Verlangen nicht befriedige. Die Bäume hat mein guter Vater gepflanzt, als ich einst von einer gefährlichen Krankheit wieder genesen war. Sie sind mir deßhalb gleichsam heilig. Sehe ich sie an, so denke ich auch an den, der sie gesetzt hat. Es war ein braver Mann. Wünschen Sie, Herr Förster, noch, daß ich die Bäume umhaue?

Adieu! sagte verdrießlich der Förster, und verließ die Hütte des wackern Conrad.

Das war ein finsterer Blick, sprach Anna, als Harting sich entfernt hatte. Der wird es dir nicht vergeben, daß du ihm nicht zu Willen bist.

Laß gut seyn, Anna, versetzte Hiller, was kann ich dafür, daß der Mann mich gerade um meine Aepfelbäume bath! Hätte er sonst etwas gewünscht, ich hätt' es ihm nicht abgeschlagen.

Voll Verdruß kehrte Harting nach Hause zurück. Die drey schönen Aepfelbäume lagen ihm sehr am Herzen, und er zürnte dem braven Conrad, daß er sie ihm nicht hatte zukommen lassen. Wart', alter Narr, murmelte er vor sich, es wird schon eine Zeit kommen, wo ich es dir werde entgelten lassen. Hart will ich dann gegen dich seyn, wie du hart gegen mich warst.

Fest war es bey dem Förster beschlossen, sich an Conrad Hiller zu rächen. Gelegenheit dazu both sich den darauf folgenden Winter dar. Conrad hatte, so wie jeder Einwohner des Dorfes, Ansprüche auf einiges Holz in dem nahen Walde. Harting, von dem die Vertheilung abhing, wies dem guten Manne nicht

nur sehr schlechtes Holz an, sondern auch auf einem weit entlegenen Platze, der fast unzugänglich war. Jedermann hielt dieß für ungerecht, aber der Förster fühlte nicht das Niedrige in seiner Denkart.

Bescheiden bath Conrad um besseres Holz, und zwar auf einem Platze, dem er beykommen könnte. Aber Harting wies ihn mit grausamer Heftigkeit ab, und schwor, daß, wenn er sich nicht heimpacke, ihm gar kein Holz zu Theil werden sollte.

Der gekränkte Conrad entfernte sich. Wo die Ursache dieses hartherzigen Benehmens des Försters zu suchen sey, war ihm nicht unbekannt. Mit Schmerzen erzählte er seinem Weibe das Vorgefallene. Laß es gut seyn, sagte Anna, du richtest mit dem harten Manne nichts aus. Wir wollen uns mit dem Holze begnügen, das er uns angewiesen hat.

Der Winter trat dieses Jahr früher ein als man erwartete. Conrad wollte das nöthig gewordene Holz nach Hause hohlen. Es lag auf einer steilen Anhöhe. Im Hinaufklettern glitt er aus, und stürzte hinunter. Gesicht und Hände wurden stark beschädigt. Unten schlug Conrad mit dem Kopfe an einen Baum, und verlohr dadurch sein Bewußtseyn. Glücklicher Weise war er nicht allein. Sein Nachbar, der ihm bey dem Holze helfen wollte, sprang zu ihm, hob ihn auf, legte ihn auf den Karren, und fuhr mit ihm nach dem Dorfe.

Alle Miteinwohner, die von Conrad Hillers Unfalle hörten, nahmen herzlichen Antheil an ihm, und tadelten die Hartherzigkeit des Försters. Conrad wurde der Gegenstand des Taggespräches, und so geschah es, daß die Sache auch dem Oberforstmeister zu Ohren kam. Dieser stellte eine Untersuchung an, und befahl am Ende derselben Hartingen, dem Bauer Hiller nicht nur

ein besseres Holz, sondern auch einen bequemern Platz anzuweisen.

Hartings Groll gegen Conrad wurde dadurch vermehrt. Er gehorchte dem Befehle des Oberforstmeisters, schwor aber Hillern heimlich Rache.

Conrad war nach einigen Tagen wieder hergestellt. Seine Freunde freuten sich nicht wenig, daß der Förster den kürzern gezogen habe, aber Conrad bemerkte dabey, dieß freue ihn nicht, er kenne Hartings rachsüchtiges Gemüth, und werde sich von nun an vor ihm noch mehr in Acht nehmen müssen.

Der Winter war ungemein strenge. Das Holz, welches Hiller erhalten hatte, brannte nach und nach weg, und da er einen Theil davon seiner Tochter zukommen ließ, so war es damit am Ende, lange ehe der Winter dem Frühlinge Platz machte.

Einige Tage hindurch hatte Anna bereits nur mit Spähnen die Stube dürftig geheitzt. Conrad dachte auf Mittel, Holz herbey zu schaffen. An einem rauhen Tage ging er über Land zu einem Bekannten, der ihm schon mehrmals, wenn ihn Holzmangel drückte, brüderlich beygestanden hatte. Ihn bath er auch jetzt um Aushülfe. Aber leider war der dienstfertige Freund jetzo nicht im Stande, zu helfen.

Unverrichteter Sache kehrte Conrad nach Hause zurück. Auf dem Wege traf er ein Paar Handwerksburschen an, die vor Erstarrung kaum weiter gehen konnten. Ihre Ermattung war so groß, daß zu besorgen stund, sie würden sich niedersetzen, einschlummern, und auf diese Weise erfrieren.

Conrad Hiller ließ sich mit den Wanderern in ein Gespräch ein, munterte sie auf, ihre Kräfte zusammen zu nehmen, und rüstig zuzuschreiten. Sie thaten es,

und kamen glücklich bis zum Dorfe, in welchem Hiller wohnte. Er nahm sie mit sich in seine Wohnung, und labte sie durch einfaches, aber erwärmendes, gesundes Essen.

Die Handwerksgesellen waren gerührt über die Theilnahme des ihnen unbekannten Bauers. Dankend wollten sie in einer Stunde seine Hütte verlassen; allein er widersetzte sich ihrem Vorhaben, stellte ihnen die Gefahr vor, in die sie sich begäben, wenn sie schon jetzt, wo sie kaum aufgethaut wären, sich abermals der grimmigen Kälte aussetzten, und nöthigte sie, den übrigen Theil des Tages und die Nacht über bey ihm zu bleiben. Es fehlt mir freylich an Holz, sprach der treuherzige Alte, aber ich will sogleich in den Wald, um dort zu sehen, ob ich nicht zu dürren Aesten, die jeder sammeln darf, gelangen kann; dann machen wir uns ein hübsch warmes Stübchen, und ihr erzählet mir, was ihr auf euren Wanderungen in fremden Ländern gesehen und gehört habt.

Nach einer Viertelstunde begab sich Conrad mit der Axt in den Wald. Noch hatte er ihn nicht ganz erreicht, als er schon die Hiebe mehrerer Aexte vernahm. Gewiß sind es Holzdiebe, dachte er bey sich, und erinnerte sich dabey an das strenge Verboth des Holzdiebstahles, das erst vor kurzem erneuert war.

Hiller hatte sich nicht geirrt. Als er in den Wald trat, sah er vier starke Männer mit Aexten eiligst davon laufen. Sie hatten ihn erblickt und flohen, weil sie in ihm den Förster oder einen Aufpasser vermutheten. Einige Schritte weit von ihm lag der Baum, der von ihnen eben gefällt worden war.

Conrad besah den Baum, und fand an demselben viele dürre Aeste. Er hieb sie ab, und freute sich, daß

er so bald Holz gefunden habe. Doch in demselben Augenblick wurde er durch den heftigen Zuruf: ha, du Schelm! erschreckt.

Conrad sah sich um, und erblickte — den Förster Harting.

Bald stand Harting vor dem unschuldigen Conrad. Mit grimmiger Miene rief er ihm zu: alter Hiller, so eine Schelmerey hätte ich euch nicht zugetraut! Habt ihr das fürstliche Edict gegen den Holzdiebstahl so bald vergessen?

Bescheiden und seiner Unschuld sich bewußt, stand Conrad da. Herr Förster, sprach er, der Baum ist nicht von mir gefällt, nur die dürren Aeste habe ich abgehauen.

Vergrößert eure Schuld nicht durch Lügen! rief ihm Harting in drohendem Tone zu.

Diese Worte wären für den wahrheitsliebenden Hiller sehr empfindlich. Er betheuerte noch ein Mahl seine Unschuld, erhielt aber darauf eine höhnende Antwort und die Weisung, alsogleich den Wald zu verlassen.

Conrad bath den Förster, ihm zu erlauben, die abgehauenen dürren Aeste mit zu nehmen, weil er zu Hause durchaus nichts mehr zu brennen hätte.

Der hartherzige Mann aber schlug ihm auch diese geringe Bitte ab, und geboth ihm von neuem, augenblicklich zu gehen, und sich auf die Strafe gefaßt zu halten, der er als Holzdieb nicht entgehen würde.

Was Hiller auch immer zur Vertheidigung seiner Unschuld sagen mochte, es rührte den hartherzigen Förster nicht. Seinem rachsüchtigen Herzen war es erwünscht, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dem ehrlichen Conrad zu schaden.

Mit betrübtem Gemüthe entfernte sich Hüller aus dem Walde. Es that ihm in dem Innersten der Seele weh, daß der Förster ihn, aus Rachsucht, so mindenschenfreundlich behandelt hatte, und daß er nun ohne Holz zurückkehren müsse in seine Hütte, wo er seinen Gästen durch ein warmes Zimmer einen angenehmen Nachmittag zu machen gedachte. O Christenthum! sprach er, wie viele bekennen sich mit dem Munde zu dir, aber ihr Herz ist ferne von dir!

Mit Verlangen sah Anna ihrem Manne entgegen. Sie zweifelte nicht, daß er mit einer Bürde Holz zurückkehren werde. Es befremdete sie daher nicht wenig, als sie ihn durch das Fenster ohne Holz kommen sah. Er trat in die Stube. Leider kann ich meine Gäste heute nicht erwärmen, sprach er, ich bringe kein Holz mit.

Conrad erzählte seinen Auftritt mit dem Förster. Anna schüttelte den Kopf. Hab' ich es nicht gleich gesagt, sprach sie, er wird es dir nicht vergeben, daß du ihm die Apfelbäume abschlugst.

Conrads Gäste beurtheilten den Förster strenge, und hießen ihn einen rachsüchtigen, hartherzigen, bösen Mann. Er hätte beschämt erröthen müssen, würde er ihre Urtheile über ihn mit angehört haben. Der Ungerechte hat in der Regel eine strenge Beurtheilung hinter dem Rücken zu erwarten. Vernimmt er sie auch nicht, so muß er sie doch immer voraussetzen. Da, wo man, unbemerkt von ihm, frey sprechen darf, ist er gewöhnlich der Gegenstand strengen, aber gerechten Tadels. Sollte nicht schon dieser Umstand vor Ungerechtigkeiten zurückschrecken?

Der Tag verging. Am andern Morgen verließen die Handwerksgesellen Conrads Hütte, und segneten ihn

dank-

dankbar für die freundschaftliche Bewirthung. Kaum hatten sie sich entfernt, als ein Amtsdiener in Hillers Wohnung trat, und ihm den Befehl brachte, diesen Vormittag auf dem Amte zu erscheinen.

Anna erschrak. Er wird dich doch nicht gar verklagt haben! sprach sie zu Conrad.

Fast scheint es so! war seine Antwort, er drohte mir mit Strafe.

Das wäre die größte Bosheit! rief Anna, und war für ihren Mann sehr besorgt.

Zur bestimmten Zeit begab sich Hiller ins Amtshaus, wo er schon den Förster Härting fand. Nun zweifelte er nicht länger, daß dieser böse Mensch ihn wirklich verklagt habe.

Der Amtmann redete Hillern scharf an, und fragte ihn, wie er sich unterstanden habe, die Holzgesetze zu übertreten, und zum Holzdiebe zu werden.

Conrad Hiller verbath sich den beschimpfenden Nahmen Holzdieb, indem er denselben nicht verdiene. Der Amtmann, dadurch beleidigt, fuhr fort, die härtesten Reden gegen ihn zu führen. Der Schein zeigte gegen Conrad, und der ehrliche Mann wurde auf acht Tage zum Arreste verurtheilt, wobey der Amtmann bemerkte, daß er eigentlich das Zuchthaus verdient habe, und es bloß seiner Gnade zuschreiben müsse, daß er damit verschont bleibe.

Conrads Betheurungen seiner Unschuld waren fruchtlos. Er mußte sich es gefallen lassen, sogleich in das Stockhaus zu wandern.

Anna, die begierig die Rückkehr ihres Mannes erwartete, begab sich, als dieselbe bis Mittag nicht erfolgte, selbst auf das Amthaus, wo sie Conrads Schicksal erfuhr. Sie drang in des Amtmanns Zimmer, und

erzählte mit Thränen den Zusammenhang der Geschichte, versicherte, daß ihr Mann unschuldig, und nur aus Rachsucht des Försters in das Gefängniß gekommen sey.

Der Amtmann, durch diese Reden erbittert, befahl ihr, augenblicklich sich zu entfernen, wenn sie nicht mit Gewalt aus seinem Hause geworfen werden wolle.

Trostlos ging Anna davon, kehrte aber bald wieder, und bath um die Erlaubniß, ihren Mann zu besuchen.

Der Amtmann, der sich in Leidenschaft befand, schlug ihr diese Bitte ab, und sie kehrte nach ihrer Wohnung zurück, ohne ihren Mann gesehen zu haben.

Das Dorf war mit dem Verlaufe der Sache noch an diesem Tage bekannt. Alle nahmen Theil an Conrads Schicksal, und tadelten die Boßheit des Försters mit Bitterkeit.

Nach acht Tagen wurde Conrad frey gelassen. Anna und alle Miteinwohner empfingen ihn mit lauter Freude, die ihn nicht wenig rührte. Als man ihn des erlittenen Unrechts wegen trösten wollte, sprach er: ich bedarf, meine Freunde, keines Trostes, denn das Unrecht, das mir widerfahren ist, hat mich nicht niedergeschlagen. Mein Gemüth ist heiter geblieben; denn ich dachte: es ist besser, Unrecht leiden als Unrecht thun!

Recht so, braver Hiller! riefen mehrere, die Schande fällt auf den zurück, der andern Unrecht zufügt, nicht auf den, der sie leidet!

Einige Einwohner des Dorfes veranstalteten einen Abendschmaus. Conrad wurde dazu eingeladen. Die erste Gesundheit brachte man ihm, und erfreute überhaupt sein Herz durch mehrere Beweise von Achtung und Vertrauen, so, daß er, als er wieder nach seiner Wohnung ging, ausrief: Freunde, wenn man nur weiß,

daß so viele brave Menschen unsre Ehrlichkeit kennen und schätzen, so ist es ein Leichtes, nicht bloß acht Tage, sondern acht Jahre lang im Stockhause zu sitzen.

Der Förster Harting hatte nun Gelegenheit gehabt, sich an dem ehrlichen Hiller, der Aepfelbäume wegen, zu rächen. Die harten Urtheile, die über ihn gefällt wurden, kamen ihm nicht zu Ohren, und er war deßhalb der Meinung, daß niemand sich um den Vorgang mit Conrad bekümmert, vielweniger den eigentlichen Zusammenhang der Geschichte erforscht habe. Wie viele Boßhafte leben in diesem thörichten Wahne; während sie von Abwesenden auf das strengste getadelt werden, glauben sie in dem besten Rufe zu stehen!

So ungerecht auch Hiller behandelt worden war, so war doch gerade er derjenige, der über Harting noch am gelindesten urtheilte, und in dessen Seele nicht der entfernteste Gedanke an Rache kam. Versöhnlichkeit und Entfernung aller Rachsucht ist ein unverkennbares Zeichen eines guten, edlen Gemüthes!

Anna fing zwar einige Mahle an, von dem Unrechte zu sprechen, das ihrem Manne widerfahren sey; allein Hiller lenkte das Gespräch sogleich auf andere Gegenstände, und erinnerte, als ein wahrer Bekenner der Religion der Liebe, an mehrere Aussprüche ihres Gelsters, z. B. an den: Vergeltet nicht Böses mit Bösem.

Der Winter war glücklich überstanden, und jedermann freute sich des freundlichen, holden Frühlings. Conrad benutzte einen schönen Tag zu einem Besuche, den er in einem etwas entfernten Dorfe einem alten Freunde machte. Dieser hatte eine große Freude, als er nach mehreren Jahren wieder einmal seinen braven Conrad erblickte. Seine Frau mußte das Beste an-

achten, und mehrere Freunde im Dorfe wurden gela-
den. In brüderlicher Eintracht und Liebe verzingen
ihnen unter ernsten und frohen Gesprächen mehrere
Stunden.

Hiller wollte bald nach Tische seinen Freund verlas-
sen, und nach Hause zurückkehren. Dagegen aber erklärte
sich nicht nur der Freund, sondern auch alle Gäste de-
selben. Wenn er auch nicht bey ihnen übernachten
wollte, hieß es, so müßte er doch bis Abends in ihrer
Gesellschaft bleiben; der Mond schiene, und er könne
daher in der Nacht marschieren; sie wollten ihn ein
Stück begleiten.

Conrad, dem es in einer so braven Gesellschaft
wohl that, entschloß sich, den Bitten der Freunde nach-
zugeben, und bis Abends bey ihnen zu bleiben.

Der Mond ging auf, und Hiller griff nach sei-
nem Stocke. Eine Stunde weit von seinen Freun-
den begleitet, trennte er sich von ihnen mit dem Verspre-
chen, sie im künftigen Frühlinge, wenn er noch lebte,
wieder zu besuchen. Einsam wandelte er nun seines
Weges, freute sich der Mondhelle der Nacht, und dach-
te mit seinem Herzen bey dem, der das Firmament mit
unzähligen leuchtenden Welten geschmückt hat.

Schon näherte er sich dem Städtchen, in welchem
Harting wohnte. Der Anblick desselben rief ihm die
Ungerechtigkeit ins Gedächtniß zurück, die sich der hart-
herzige Förster gegen ihn erlaubt hatte. Doch er un-
terdrückte den Gedanken daran, und die Gefühle, die
sich in seinem Innern zu regen anfingen.

Bisher war es still gewesen, jetzt erhob sich ein
etwas starker Ostwind. Schon war Hiller kaum ein
Paar hundert Schritte von Hartings Wohnstube ent-
fernt, als er plötzlich in der Mitte desselben einen be-

ken Rauch, und gleich darauf eine helle Flamme aufsteigen sah.

Gott! rief er aus, das ist Feuer! und eilte schnell nach dem Städchen, um Lärm zu machen. Doch hatte er es noch nicht erreicht, als schon die Feuerglocke ertönte, und von einem nahen Bergschlosse zwey Kanonen gelöst wurden.

Als Hiller in dem Orte ankam, standen schon zwey der größten Häuser in Flammen. Da noch viele Einwohner schliefen: so waren auch nur wenige beym Feuerlöschen zugegen. Conrad gesellte sich ihnen bey, und half ihnen aufs kräftigste. Ihre Zahl wurde bald größer, und sie würden bey stillem Wetter die Flammen bald unterdrückt haben; allein der Wind fachte sie so stark an, daß die Löschenden wenig auszurichten vermögend waren.

Gegen acht Häuser brannten bereits. Auch das des Försters Harting stand an der einen Seite in Flammen. Zu spät war er mit den Seinigen erwacht, und hatte kaum so viel Zeit, sein Leben zu retten. Als er mit seiner Gemahlinn, einer rechtschaffenen Frau, vor der brennenden Wohnung stand, kam ihnen erst ein, daß ihre einzige Tochter, ein liebenswürdiges Mädchen von acht Jahren, in dem Schlafzimmer zurückgeblieben sey.

Vater und Mutter erhoben laute Klagen. Das Haus stand bereits von den meisten Seiten in Flammen. Allen schien es unmöglich, unter diesen Umständen das Mädchen zu retten. Groß war der Jammer der Aeltern.

Da erschien Conrad Hiller. Er hörte die Klagen des Försters und seiner Frau, fragte, wo Lisette, ihre Tochter, zu finden sey, und stürzte sodann in das

brennende Haus. Nach wenigen Minuten war er wieder da, Liseten im Arme. Er übergab sie den staunenden Eltern. Sie wollten ihm danken, aber er verschwand, half an einem andern Orte löschen, und begab sich, als das Feuer glücklich unterdrückt war, nach seinem Dörfchen.

Alle, die von Hillers Muthe hörten, priesen laut den wackern Bauer. Der Stadtmagistrat schickte zwey aus seiner Mitte an ihn ab, die ihm dankten, und eine Belohnung im Gelde überbrachten. Bald erschien auch der Förster Harting mit Frau und Tochter bey ihm. Sie wußten nicht Worte genug zu finden, um ihm, seines Edelmuthes wegen, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Er mußte, so sehr er sich auch dagegen sträubte, ein Geschenk in Geld und eine Kuh von ihnen annehmen. Conrad, sagte Harting, ihr habt feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Aber auf ewig habt ihr mich euch verbunden.

Die ganze Gegend, die von Conrads Edelmuthe hörte, sprach: Hiller hat als wahrer Christ Böses mit Gutem vergolten.

Glatz.

Der brave Indianer.

Ein wilder Indianer, welcher sich auf der Jagd verirrt hatte, wendete sich zu einem Englischen Colonisten, den er vor seiner Hausthüre antraf. Er bath den Colonisten zuerst um ein Stück Brod, und da er dieses von ihm nicht erhalten konnte, ersuchte er ihn um einen Trunk Bier oder Wasser. Allein der gesittete Colonist schlug ihm beydes ab, und schalt ihn

noch dazu einen indianischen Hund, mit dem Zusatze, was er sich unterstehe, einen Mann, wie er wäre, zu beunruhigen? — Einige Monathe nachher kam der Colonist in eben denselbigen Fall, worin der Indianer vorher gewesen war, da er mit seinen Freunden auf die Jagd ging, und sich verirrte. Er sah sich also genöthigt, einen Wilden, welchem er begegnete, um Beystand anzusprechen, und zu bitten, ihm den Weg nach seinem Hause zu zeigen. Der Wilde sagte ihm: es sey zu spät, dahin zurückzukehren, und lud ihn ein, mit ihm nach seiner Hütte zu kommen. Der Colonist nahm die Einladung an, und als er in der Hütte angekommen war, setzte ihm dieser sogleich Wildpret und einige Erfrischungen vor, und bereitete ihm eine Haut, um darauf zu schlafen. Beym Anbruch des folgenden Tages unterließ der Indianer nicht, seinen Gast nach Hause zu begleiten. Als er ihn nun nach Hause gebracht hatte, fragte er den Colonisten, ob er sich nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben? — Der Colonist betrachtete auf diese Frage den Wilden etwas genauer, und erkannte in demselben eben den Indianer, dem er vor einiger Zeit Brod und Wasser abgeschlagen hatte. Mit großer Beschämung bekannte er ihm sein damaliges schlechtes Betragen. Der Indianer machte ihm aber weiter keine Vorwürfe darüber, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen und ging weg. — — Dieser Wilde wußte nichts von den Lehren des Christenthums, und doch handelte er christlich. Sagt, Leser, ob er nicht nach des Apostels Foderung that: „vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet!“ Er beschämt doch also wohl

manche Christen, die so gern an ihren Feinden sich rächen? — Seyd seine Nachfolger! —

Schnellfuß.

Der junge Schnellfuß, der große Lust zu reisen hatte, begab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen.

Sein Hofmeister bath ihn, er möchte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern bloß von einem Ort zum andern geflogen seyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch nach Hause kam, wußt' er von allen Orten, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derselben zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich entschließen, dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, nicht

eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

Kampe.

Kilian.

Der kleine Kilian besuchte sehr fleißig die Schule, wo einige Lehrer waren, die den Kindern sehr viel Gutes sagten. Sie zeigten ihnen, was sie thun mußten, um ihre Gesundheit zu erhalten und ein zufriedenes Leben zu führen; sie lehrten sie die lateinische Sprache, erzählten ihnen von fremden Ländern, den Begebenheiten voriger Zeiten, lehrten sie vielerley Thiere, Pflanzen, Stein- und Erdarten kennen. Das machte nun den mehresten Kindern viel Vergnügen; sie wurden immer verständiger und besser, und gingen immer lieber in die Schule. Kilian hatte aber seine Gedanken immer auf andere Sachen, als auf den Vortrag der Lehrer gerichtet. Er brachte allerley Spielwerk mit in die Schule und beschäftigte sich damit, während daß seine Mitschüler aufmerksam waren. Dadurch that sich nun das thörichte Kind großen Schaden. Andere kamen immer in höhere Classen, und er mußte zurückbleiben. Wenn andere gelobt wurden, so wurde er getadelt. Oft bekam er auch Strafe. Dadurch wurde ihm die Schule immer verhaßter, und als er sie verließ, war er so unwissend, daß ihn jedermann verachtete.

Salzmann.

Der flatterhafte Ernst.

Der kleine Ernst war selten ernsthaft; man konnte ihn vielmehr mit Recht einen Flattergeist nennen, denn beständig flatterte er mit seinen Gedanken herum, gleich einem Schmetterlinge.

Er hatte einen guten Lehrer, der sich alle Mühe gab, aus Ernsten einen geschickten Menschen zu bilden.

Aber der Lehrer allein thut es nicht; der Schüler muß fein aufmerksam seyn, wenn aus ihm etwas Tüchtiges werden soll. Ist er dieß nicht, so hilft ihm auch der beste Lehrer nichts.

Lieber Ernst, sagte oft der Lehrer zu ihm, wenn ich dir etwas erkläre, so gib Acht, und strenge dich an, daß du mich verstehst und dir das behältst, was ich dich lehre.

Diese Ermahnungen fruchteten nichts. Ernst blieb, was er war, ein flatterhafter, zerstreuter Junge.

Sprach der Lehrer in der Lehrstunde von einem Gegenstande aus der Naturgeschichte, so dachte Ernst an seinen Drachen; erzählte er dem Schüler etwas aus der Geschichte, so sann dieser darüber nach, was wohl zu Mittage oder des Abends auf den Tisch kommen werde; erklärte er ihm etwas aus der deutschen Sprachlehre, so blätterte Ernst in einem lateinischen Buche herum; sollte er aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, so guckte er in ein deutsches Lesebuch und las darin.

Bloß etwas that Ernst sehr gern; er besah mit vielem Vergnügen Bilder. Wenn der Lehrer ihm nur immer Kupferstiche gezeigt hätte, dann wäre Ernst mit seinen Lehrstunden sehr zufrieden gewesen.

Da Ernst sich an keine Aufmerksamkeit gewöhnte, und beständig zerstreut war, wenn er lernen sollte, so konnte es nicht anders kommen — er mußte unwissend bleiben.

Sein Lehrer sagte oft zu ihm: Ernst! Ernst! denke doch an das Sprichwort: Wer etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt!

Aber Ernst legte seine Flatterhaftigkeit nicht ab.

Schon war er funfzehn Jahre alt, und noch immer wußte er sehr wenig. Seine Briefe waren schlecht und unrichtig geschrieben; im Rechnen hatte er nie Fortschritte gemacht, und in der Geographie, in der Geschichte und in Sprachen war er fast ganz zurück geblieben.

Bey aller seiner Unwissenheit hatte Ernst doch viel Ehrgeitz. Er verlangte, daß man ihn mit Achtung behandeln und von ihm große Dinge denken sollte.

Niemand aber wollte dieß thun; denn jedermann kannte seine Unwissenheit. Darüber empfand er vielen Mißmuth, und wann andre sich freuten, schlich er mißvergnügt und zornig herum und brummte.

Er suchte den Umgang einiger jungen Leute von seinem Alter. Aber da diese bemerkten, wie ungebildet Ernst sey, zogen sie sich von ihm zurück, und er selbst befand sich in ihrer Gesellschaft nicht wohl, denn er sah, daß sie alle weit, weit mehr wußten als er, worüber er sich schämte.

Nun beschloß Ernst, sich an Jüngere zu halten. Aber auch unter diesen fand er die meisten besser gebildet, als er selbst war. Sie staunten, wenn er zuweilen seine Unwissenheit verrieth, und riefen oft aus: Wie, Ernst, weißt du nicht einmal das?

Das verdroß ihn immer sehr; er wurde empfindlich, fing Zänkereyen an, und mußte sich mehrmals mit Schand' und Spott aus der Gesellschaft seiner jüngern Gespielen entfernen.

Seine Eltern fragten ihn, was er werden wolle? Nichts anders als ein Kaufmann, war seine Antwort.

Sein Vater sprach mit einem Handelsmanne, und bath ihn, seinen Sohn in die Lehre zu nehmen.

Das will ich gerne thun, sprach der Kaufmann, wenn Ihr Sohn nur Geschicklichkeit besitzt. Schicken Sie ihn zu mir, dann will ich gleich sehn, ob er für mich taugt.

Den Tag darauf mußte Ernst sich zu dem Kaufmanne begeben. Sein Herz schlug unruhig. Er sah voraus, daß es mit ihm nicht gut gehen werde.

Der Kaufmann empfing ihn mit aller Artigkeit. Ernst mußte sich niedersetzen. Er wurde über dieß und jenes befragt. Seine Antworten waren verkehrt.

Der Kaufmann merkte bald, wie viel es geschlagen habe.

Ernst schwebte in einer beständigen Angst. Der Kaufmann merkte dieß, und sprach ihm Muth ein. Es geschieht dir ja nichts, lieber Freund, sagte er zu ihm; sey unbesorgt; antworte mir nur, wie du es verstehst.

Ernst antwortete freylich, wie er es verstand; aber die Antworten fielen oft sehr sonderbar aus.

Laß doch einmal sehen, sprach am Ende der Kaufmann, ob du einen ordentlichen Aufsatz niederschreiben kannst.

Ernst mußte sich an das Schreibepult setzen, und einen Brief schreiben.

Wohl eine Stunde schrieb er daran, und doch wurde er nur eine Seite lang, obgleich die Feder von ihm ganz zerkaut wurde.

Der Kaufmann sah den Brief durch, und erstaunte über die Menge Fehler, die darin vorkamen. Nein, dachte er bey sich selbst, so einen Dummkopf mag ich nicht haben!

Der Kaufmann ergriff ein Blatt Papier, schrieb darauf einige Zeilen an Ernsts Vater, versiegelte es, und gab es Ernsten mit.

Als dieser nach Hause kam, eilte ihm sein Vater entgegen, und fragte ihn, wie es gegangen sey.

Ach, ich bin früh, antwortete Ernst, daß ich wieder frey bin. Ich habe tüchtig geschmitzt.

Er überreichte dem Vater den Zettel des Kaufmanns.

Der Vater erbrach ihn, und las darin Folgendes: „Ich habe Ihren Sohn ein wenig geprüft, und gefunden, daß er die Kenntnisse nicht besitzt, die mich sein Alter bey ihm erwarten ließ. Sie werden mir es daher nicht übel auslegen, daß ich Ihren Sohn nicht in die Lehre nehmen kann.“

Der gute Vater hatte so eine Nachricht nicht erwartet. Er wurde unmuthig, und sagte zu Ernst: Sieh, wie oft habe ich dich zum Fleiße ermahnt. Du hast nicht gefolgt. Jetzt bist du aber auch so unwissend, daß man nichts mit dir zu schaffen haben will. Pfui! schäme dich.

Ernsten traten Thränen in die Augen. Beschämt schlich er sich aus des Vaters Stube.

Ein anderer Kaufmann entschloß sich, Ernsten in die Lehre zu nehmen; aber kaum war noch acht Tage

bey ihm gewesen, so schickte er ihn wieder fort, weil er noch, wie er sagte, zu unwissend sey.

Nichts als Schande erlebe ich an dir! sagte unwillig der Vater zu Ernst, als derselbe zu ihm zurückkehrte. Deine verdammte Flatterhaftigkeit! sieh, wie sehr sie sich an dir rächt! Wie verächtlich mußt du dir selbst bey deiner Unwissenheit vorkommen!

Solche Vorwürfe kamen oft wieder. Sie waren für Ernst sehr schmerzhaft; denn er fühlte wohl, daß er sie verdiene.

Ob er gleich sehr wünschte, Kaufmann zu werden: so entschloß er sich doch am Ende zu einem andern Gewerbe. Er trat bey einem Schreiner in die Lehre. — Hier mußte er sich manches harte Wort gefallen lassen. Denn da er sich einmal an ein flatterhaftes, zerstreutes Wesen gewöhnt hatte: so beging er bey seinen Arbeiten oft einen Fehler, der ihm, wenn der Meister denselben bemerkte, gewöhnlich scharfe Verweise zuzog.

Da Ernst in sehr vielen Stücken immer unwissend blieb, so wurde er auch nicht geachtet, und man befand sich nicht gern in seiner Gesellschaft.

Dieß schmerzte ihn sehr. Wenn er in seinen ältern Jahren über sein Leben nachdachte, sagte er oft: O was bin ich für ein Thor gewesen, daß ich in der Jugend nicht mehr lernte! Jetzt wäre ich ein anderer Mensch! Ach, wenn ich noch Ein Mal jung werden könnte, wie ganz anders würde ich meine Zeit benutzen! O die böse Flatterhaftigkeit in den Lehrstunden, die ist an allem Unheile Schuld, das mich getroffen hat!

So sprach er oft, und wenn er von einem flatterhaften Kinde hörte, ermahnte er es, seinen bösen Fehler abzulegen.

Glatz.

Beyspiele des Fleißes.

Cleanthes hatte nicht viele natürliche Fähigkeit zum Studiren, und war dabey so unglücklich, daß er in der größten Armuth lebte. Sobald er aber eine Neigung zum Studiren erhielt: so ersetzte sein großer beständiger Fleiß, seine geringe Geschicklichkeit dazu. Er begab sich in die Schule des Zeno, dessen Unterricht er den Tag über anhörte. Des Nachts aber vermiethete er sich bey einem Gärtner, dem er für sehr wenig Geld Wasser aus einem Brunnen schöpfte, um sich dadurch seinen nöthigsten Unterhalt zu verdienen.

Einmal ward er vor das Gericht gefordert, weil man ihn beschuldigte, daß er, ohngeachtet seines starken und gesunden Körpers, keine Arbeit verrichtete. Um zu beweisen, daß er kein Faullenzer sey, und man eine falsche Klage wider ihn vorgebracht habe: berief er sich auf den Gärtner, dem er das Wasser schöpfte, ingleichen auf eine Frau, welcher er das Korn mahlte. Er wurde hierauf nicht nur los gelassen, sondern auch von den Richtern mit einer grossen Summe Geldes beschenkt, welche er aber nicht annehmen wollte.

* * *

Der Philosoph Taurus hatte die Gewohnheit, seine Schüler durch die Vorstellung der besten Beyspiele zum Fleiß zu ermuntern. Besonders pflegte er ihnen das Beyspiel des Euklides zur Nachahmung zu empfehlen. Dieß Beyspiel ist sehr merkwürdig.

Die Athenienser hatten einmal, aus Erbitterung gegen Megare, die Verordnung gemacht, daß kein Megarenser bey Lebensstrafe sich unterstehen sollte, nach Athen zu kommen. Euklides, der in Mega-

re wohnte, kam in seiner Jugend, ehe dieser Befehl gegeben wurde, nach Athen, den Sokrates zu hören. Seine Begierde, etwas zu lernen, war so groß, daß er sich durch die bekannt gemachte Verordnung nicht von Athen zurückhalten ließ. Er zog Frauenzimmerkleider an, hüllte sich in einen langen Mantel ein, und bedeckte sein Angesicht, daß er nicht kenntlich war, und so schlich er sich gegen Abend zu dem Sokrates, um einige Stunden seine Unterweisung zu haben. Bey anbrechender Morgendämmerung ging er in dieser Kleidung nach Hause zurück.

* * *

Sophia, Herzogin von Pommern, war, bey ihren andern großen Tugenden, besonders ein Exempel des Fleißes und der Arbeitsamkeit. In ihrem höchsten Alter verfertigte sie täglich mit ihren eignen Händen noch allerley Frauenzimmerarbeiten, und unter ihren Arbeiten wiederhohlte sie oftmals, um die bey ihr stehenden jungen fürstlichen Personen zum Fleiß zu ermuntern, diese Gedanken:

Nicht beten, gern spazieren gehn,
Vorm Fenster und dem Spiegel stehn,
Viel geredt und wenig gethan,
Mein Kind, da ist nichts Gutes an.

* * *

Ein jeder von euch, der dieses liest, meine Kinder, und Lust zum Guten hat, wird gewiß auch sein Vergnügen darin finden, fleißig zu seyn. Ein träges und nachläßiges Kind, wird niemals etwas Gutes lernen, es wird unwissend bleiben, und einmal in der Welt weder Glück noch Ehre haben. Aber solche Kinder, die einen rechten Trieb haben zu lernen, die nicht müde

wer-

werden, wenn ihnen das Lernen auch sauer wird, die gern früh aufstehen, um in die Schule zu kommen, die in derselben mit Begierde auf des Lehrers Worte hören, und keinen Augenblick durch Plaudern, Herumgaffen, fremde Gedanken und Kinderpossen verderben, die gern bey ihren Büchern zu Hause sitzen, und allem Müßiggange feind sind — solche fleißige Kinder sind ihren Eltern und Lehrern und allen guten Menschen lieb und werth; Gott gibt seinen Segen zu ihrem Fleiße, daß sie verständige, geschickte und glückselige Menschen werden.

Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang,
Sind wir, o Gott, auf Erden;
Drum laß mich doch mein Lebenlang
Kein Müßiggänger werden!
Gib mir Verstand, Fleiß, Lust und Kraft,
Mir Frömmigkeit und Wissenschaft
Von Jugend auf schon zu erwerben.

Feddersen.

Omar.

Karl verstand das Lied zur Arbeit recht sehr gut, sagte aber kein Wörtchen davon, und war nicht gesonnen, sich viel merken zu lassen. Die Nutzanwendungen — die hätte er nur gar zu gern vermieden, allein er sollte dießmal so wohlfeil nicht wegkommen. Seine übrigen Geschwister, unwissend, daß ihrem armen Bruder jedes ihrer Worte ein Stich in das Herz sey, sprachen so viel von der Thätigkeit,

und wie nur sie munter und froh mache, und wie nur der Thätige recht glücklich sey, so daß Karln beynahe die Augen übergegangen wären. Die Mutter Berthold erinnerte sich bey der Gelegenheit einer morgenländischen Erzählung, und erzählte sie wieder.

Hier ist sie.

Unweit Bagdad lebte ein Mann, der im großen Rufe der Weisheit war. Ehemals hatte er eine Staatsbedienung am Hofe des Kalifen bekleidet, jetzt brachte er seine Tage in der Stille auf einem Landhause zu, welches Aecker, Wiesen und Gärten hatte. Er beobachtete die Sterne, die Winde, die Kräfte der Kräuter, und das Schicksal der Menschen. Er gab Brod denen, die es brauchten, und Rath denen, die ihn verlangten.

Eines Morgens fragte ein Unbekannter nach ihm. Er ließ den Fremdling zu sich führen. Er war ein Jüngling in der schönsten Blüthe — ein stolzer Wuchs, eine gewölbte Brust, funkelnde Augen, hochgewölbte schwarze Augenbraunen, eine offene Stirn und Wangen, die von Gesundheit glühten.

Wer bist du Jüngling? und woher kommst du? fragte ihn der Weise freundlich.

„Ich heiße Omar, weiser Mann, und bin aus Bagdad. Ich komme, dich um Unterricht und um Rath zu bitten.“

„Setze dich, Omar! — Was willst du denn von mir wissen?

„Ich möchte dich fragen, woran es liegt, daß es mir nicht wohlgeht?“

Sage mir deine Umstände, Omar, und ich will dir sagen, ob es an dir liegt.

„Ich bin reich, weiser Mann, ich habe Freunde

am Hofe des Kalifen; aber das Leben ist mir zur Last."

Das ist sehr möglich. Dir fehlt alles, weil dir nichts fehlt.

„Meinst du wohl, daß sich mein Zustand verbessern ließe?"

Die Schuld liegt bloß an dir, Omar.

An mir?"

Verdiene dein Glück, sey thätig!

„Ist das dein ganzer Rath?"

Weiter kann ich dir nichts sagen. Folge mir, und die Schuld wird wenigstens nicht mehr an dir liegen.

„Du bist ein sonderbarer weiser Mann."

Verdiene dein Glück, sey thätig! — Mit diesen Worten stand der Weise auf, ließ Omar sitzen, und ging davon.

Omar ging um nichts klüger, als er gekommen war; er hatte den Weisen nicht verstanden. Omar war jung und schön, gesund und stark, und unermeßlich reich; Omar hatte einen der schönsten Paläste, die reichsten Ländereyen, gewann hundert auf hundert; aber Omar schmachtete im Elend, er war nicht zufrieden. Um es zu werden, wollt' er sich zerstreuen.

Endlich ging er in eine Gesellschaft, in welcher sich alles versammelt hatte, was in Bagdad von gutem Tone war, und viele müßige Stunden hatte. Man lachte, man scherzte, man sang, man hörte singen, man war zufrieden, oder vergaß wenigstens unter dem Schwarme, daß man es nicht war.

Omars Herz erwärmte sich ein wenig an diesen Strahlen von Vergnügen, die in aller Augen funkelten. Er kehrte nach Hause, und gestand, daß die Geselligkeit ihre Freuden haben könnte. Er ließ sich be-

reden, den muntern fröhlichen Zirkel mehrmals zu besuchen, und als er ihn ohngefähr zum zehntenmale verließ, umarmte er seinen Freund Ali.

„Habe Dank, Ali, für deinen Rath — sagte er. — Nun weiß ich, wie ich die Güter dieses Lebens genießen werde. Ich will mich in der Gesellschaft zerstreuen, und mein Haus soll jedem offen stehen, der sich vergnügen will."

Omar ließ Köche verschreiben, und kurze Zeit darauf speiste man bey ihm nie unter zwanzig Couverts. Ein Fest wechselte mit dem andern, und sein Haus war der Tempel der Gastfreyheit, des guten Geschmacks und des Vergnügens.

„Nun werd' ich beständig glücklich seyn," sagte Omar; denn ich komme nunmehr kaum zu mir selbst."

Omar hatte also Köche, aber er mußte nun auch bald Aerzte haben. Er bemerkte nach und nach, daß er nicht so sanft mehr schliefe, als ehedem; er klagte, daß er oft mit schwerem Kopfe erwachte; er gestand sich, daß er sich sogar bisweilen mitten unter seiner guten Gesellschaft über langer Weile überraschte. Mit der Zeit fastete Omar, wenn Alle speisten, und gähnte, wenn Alle lachten.

Nunmehr verschloß Omar seinen Pallast in Bagdad, und ging aufs Land. Er wohnte da kaum eine Stunde vom Landhause des weisen Mannes, und verlief sich eines Morgens in die Nähe desselben. Er ging hinein, traf den Alten, erinnerte ihn an den Omar, der ihn ehedem um Rath gefragt hätte, und erzählte ihm sein Schicksal. Der weise Mann hörte ihm aufmerksam zu, seufzte, legte die Finger an die Stirne, und sann ein Weilchen.

„Omar — sagte er endlich — du wohnst in der Nähe; komm morgen um diese Zeit wieder.“

Omar kam, und fragte, was er thun sollte, um seines Daseyns froh zu werden.

Dein Glück verdienen, und thätig seyn.

„Das hast du mir ehedem gesagt; aber ich hab' es nicht verstanden.“

Ich will meine Enkelinn rufen, Omar. — Bleib hier, ich habe mit meinen Arbeitern zu sprechen.

Der Alte rufte Zemiren, und ließ Omar allein.

Zemire kam; sie hatte ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, und ihr langes einfaches Gewand war wie zur Arbeit aufgeschürzt.

„Lieber Omar — sagte sie mit einer bescheidenen Treuherzigkeit — mein Großvater will haben, daß du zum Mittagessen bey uns bleibst.“

So werdet ihr einen stillen Gesellschafter haben, antwortete Omar mit einem tiefen Seufzer.

„Aber du mußt mir zuvor ein Paar Blumenbeete graben helfen, Omar.“

Das will ich mit Vergnügen.

Zemire ging voran, und Omar folgte ihr in ein kleines Gärtchen, das Zemire, wie sie sagte, mit eignen Händen baute, und dessen Ordnung und niedliche Anlage er bewunderte. Sie wies Omarn an, und beyde fingen, und gruben. Die Sonne fiel senkrecht auf Omars Haupt; er fragte, als das erste Beet gegraben war, ob eine frische Quelle in der Nähe wäre.

„Du darfst mir nicht eher trinken, lieber Omar, — sagte sie — als bis wir mit dem zweyten Beete auch fertig sind.“

Omar bath; Zemire war nicht zu erbitten. Omar mußte dursten und graben. — Endlich war das zweyte

Beet fertig. Zemire ging an die Quelle, schöpfte, und gab ihm zu trinken.

„Hat dir der Trunk geschmeckt, lieber Omar?“ fragte Zemire mit einem schalkhaften Lächeln.

Liebes Mädchen, wie mir nie ein Trunk geschmeckt hat, seit ich lebe. — Aber dort seh' ich drey schöne Palmbäume. Wir wollen uns in ihren Schatten setzen, Zemire, und uns abkühlen.

„Hernach, Omar! Aber jetzt wollen wir erst noch eine Weile durch das Gärtchen auf- und abgehen.“

Omar begriff nicht, was Zemire für ein Vergnügen an der brennenden Sonnenhitze finden könnte; aber wollte er nicht unartig seyn, so mußt' er gehorchen. Sie unterhielt ihn mit der Geschichte der Blumen, die sie gezogen hatte, und sagte, einige darunter wären ihr unbeschreiblich sauer geworden, aber sie hätte auch nunmehr ein desto größeres Vergnügen darüber. — Endlich als Omar vor Mattigkeit kaum fortgehn konnte, führte sie ihn zu den Palmbäumen, und man setzte sich in ihren Schatten.

„Thut dir der Schatten wohl, lieber Omar?“ fragte Zemire wieder.“

O so wohl, daß ich glaube, dieses Plätzchen ist ein Vorschmack vom Paradiese.

„Glaubst du wohl, daß man den Schatten so genösse, wenn man sich nicht heiß gearbeitet hätte?“

Das ist unmöglich, Zemire.

Zemirens Großvater kam diesen Augenblick, schickte das Mädchen ins Haus, um das Mittagsmahl zu bereiten, und setzte sich neben Omar in den Schatten.

„Ist dir ein wenig besser, Omar?“ fragte der Alte.

Mir ist diesen Augenblick so wohl, als jemals. Ich habe mich müde gemacht, und genieße hier der Ruhe.

„Fahre so fort, Omar, und du wirst bald glücklich seyn.“

Zemire rufte, und man ging ins Haus und setzte sich zu Tische. Omar hatte Hunger; das Geschirr und Tafelzeug waren einfach, aber bis zum Uebermaaß reinlich; der Speisen waren wenig, aber sie schickten sich zusammen, waren schmackhaft, und wurden durch die Unterhaltung des Alten und seiner Enkelinn gewürzt. Man stand auf, und Omar bekannte, daß es ihm an der Tafel des Kalifen nicht besser geschmeckt hätte.

Noch einmal fragte er nun den Weisen, wie er es anzufangen habe, um recht zufrieden und glücklich zu werden.

„Genieße alles, wie heute den Schatten, den Trunk, und diese Mahlzeit.“

Jetzt verstund ihn Omar, befolgte seinen Rath, und ward einer der zufriedensten Menschen.

Gruber.

Wilhelm und Christian.

Es waren zwey Brüder, der älteste mochte ungefähr eilf, der jüngste zehn Jahre alt seyn. Beyde wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann ist, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann, zu seiner Vertheidigung gegen Straßenräuber, ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wann er zurückkam,

schoß er diese vorher gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möge. Demungeachtet verbot er seinen Söhnen oft, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anders Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre. Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; weil er aber in Kurzem wieder von Neuem abzureisen gedachte, so hatte er diesmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemal verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du, antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verbothen ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß (und so zog er den an beyden Pistolen auf.) Nun stelle dich dahin, und gib Acht, wie ich kommandire. Wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken. — Schon standen beyde gegen einander, und Wilhelm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr!

legt an! Feuer! — Mit diesen Worten drückten beyde los, und beyde stürzten nieder, und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voller Bestürzung herbey gerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeygelaufenen Hausgesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren sie schon verschieden. Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Nachhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Olivier und Felix.

Bey Rheims in Frankreich lebten zwey Menschen, die ein erhabenes Beyspiel gegeben haben, daß selbst in den niedrigsten Ständen die Tugend der Freundschaft in ihrem höchsten Glanze da seyn kann; aber zugleich gibt die traurige Geschichte eben dieser Männer, ein Beyspiel, wie nothwendig es ist, alle seine Pflichten zu erfüllen, um durch eine einzelne Tugend glücklich zu werden.

Olivier und Felix hießen diese beyden Männer. Man könnte sagen, daß ihre Geburt sie schon zu Freunden bestimmt hätte. Sie wurden an einem Tage von zweyen Schwestern geboren, eine Brust gab ihnen die erste Nahrung; (Felix Mutter starb im Wochenbette) in einem Hause wurden sie erzogen; einerley Spiele, einerley Beschäftigungen zogen die

Herzen der Knaben an einander; sie liebten sich ohne es sich zu sagen, ja ohne es selbst zu wissen.

Olivier rettete dem Felix, da er in einem Flusse badete, und in einen Strudel gerieth, das Leben, und mehrere Male zog er ihn aus Verlegenheiten, Händeln und Schlägereyen, in welche der unbesonnene, verwegene und heftige Felix sich gestürzt hatte, und niemals dachte dieser daran, seinem Freunde dafür zu danken. Sie gingen nach Hause, entweder ohne zu reden, oder sie redeten doch von andern Dingen.

Dieses war in den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Frankreich hob Rekruten aus. Das Loos, Soldat zu werden, fiel auf Olivier, und Felix ließ sich freywillig anwerben, seinen Freund zu begleiten.

Sie gingen zur Armee nach Deutschland. In einem Scharmützel drang ein Englischer Reiter auf Olivier ein, und wollte ihm eben den Kopf spalten; Felix sprang mit einem furchtbaren Schrey vor, erhielt den Hieb statt seines Freundes, und stieß den Engländer nieder. Eine große Narbe blieb von dieser Wunde queer über seinem Gesichte.

Nach der Schlacht von Hastenbeck hatte Olivier den Felix aus einem Haufen von Todten hervorgesucht, wo er gefallen war; er trug ihn eine Meile weit unermüdet bis zum Lazarethe.

Nie sprachen sie von den Diensten, die einer dem andern geleistet hatte; Olivier redete von Felix, Felix von Olivier, und nie lobten sie sich.

Nach dem Frieden kehrten beyde nach Frankreich zurück. Olivier verheirathete sich nicht lange nachher. Felix blieb bey ihm, aber nicht lange; die Ruhe mißfiel diesem unruhigen heftigen Kopfe, er streifte umher, kehrte von Zeit zu Zeit zurück, seinen Freund zu

besuchen, und dann eilte er wieder fort. Auf seinen Streifereyen wurde er mit Schleichhändlern bekannt; er schlug sich zu ihnen, und trieb dieses gefährliche Handwerk mehrere Jahre.

Olivier hätte ihn von diesem Abgrunde zurückziehen können; allein er war zu furcht, um Ernst zu gebrauchen. Felix sagte, ich finde Vergnügen daran! und so ließ es Olivier gut seyn.

In den Zeiten wurden die Schleichhändler in Frankreich besonders hart und grausam behandelt; besonders zu Rheims, wo ein fühlloser Mann, Namens Talbot, Präsident des Tribunals war, vor den die Prozesse der Schleichhändler gehörten.

Felix wurde nach einem langwierigen Gefechte mit den Visitatorn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, nach Rheims vor den unmenschlichen Talbot geschleppt, und zum Tode verdammt.

Der Unglückliche! Wie glücklich würden durch diese gegenseitige Freundschaft, dieses Vertrauen, und durch diese Liebe Felix und Olivier geworden seyn, wenn Felix seine andern Pflichten als Bürger eben so gut, mit eben dem Eifer, als die Pflichten der Freundschaft erfüllt hätte; sie würden sich selbst und ihren Familien, durch Eintracht, Hülfe, und Trost, glücklich gemacht haben; sie würden das Beyspiel ihrer Gegend, der Stolz ihrer Mitbürger gewesen seyn, statt daß sie jetzt sich beyde unglücklich, unglücklich durch ihre Liebe, ihre Freundschaft machten, wie wir gleich hören werden.

Da Olivier das unglückliche Schicksal seines Freundes erfahren hatte, so nahm er, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine

Klage von sich hören zu lassen, nur mit einem Seufzer, von seinem Weibe Abschied, und ging nach Rheims.

Er sucht den Präsident Talbot auf, wirft sich ihm zu Füßen, und bittet um die Gnade, seinen Freund noch einmal sehen und umarmen zu können. Talbot betrachtete ihn, schweigt einen Augenblick, und gibt ihm ein Zeichen sich zu setzen. Olivier setzt sich. Nach Verlauf einer halben Stunde sieht Talbot auf seine Uhr, und sagt zu Olivier:

„Willst du deinen Freund noch einmal sehen, so eile: er ist schon auf dem Wege, und geht meine Uhr recht, so hängt er in einer halben Stunde.“

Olivier springt wüthend auf, schlägt den unmenschlichen Talbot zu Boden, eilt die Treppe hinab, auf den Markt, ruft, schreyt, dringt in den Kreis, schlägt auf den Henker, schlägt auf die Gerichtsdiener, bringt das Volk, das schon lange über diese häufigen Hinrichtungen erbittert ist, auf. Flüche erschallen, Steine fliegen, die Wache ist verjagt, das Schaffot niedergerissen, und Felix glücklich entflohen.

Olivier will sich retten, ein Soldat rennt ihm das Bajonet in die Seite; er fühlt die Wunde, vor Freude, seinen Freund gerettet zu haben, nicht, er erreicht das Thor, aber weiter kann er nicht.

Fuhrleute fanden ihn, und nahmen ihn mit bis in sein Dorf, wo sie ihn vor seiner Hütte absetzten. Sein Weib, seine Kinder stürzen herzu.

„Ich sterbe!“ sagt Olivier; „aber Gottlob! Felix ist gerettet.“

Felix hatte sich indeß in die dicken Wälder der Provinz begeben, wo er jeden Schleichweg kannte, und von da suchte er sich nach und nach dem Dorfe des

Oliviers zu nähern, um seines Freundes Schicksal zu erfahren.

Nach mehreren Tagen, durch große Umwege über die Gebirge den Nachstellungen der Gerichtsdiener entgangen, die ihn verfolgten, kam er in Oliviers Dorf an. Er ging in das Haus seines Freundes, fragte zitternd Oliviers Frau: wo ist Olivier? An ihrem Stillschweigen, an ihren Thränen, an ihrer Kleidung merkte er, daß Olivier todt sey. Er sank ohnmächtig nieder, und schlug mit der Stirn gegen einen Backtrog. Oliviers Frau und sein ältester Sohn richteten ihn auf, er kam wieder zu sich, und da er sah, daß sie sich beyde beschäftigten, ihm das Blut von der Stirne zu wischen, so rief er, und wand die Hände zusammen: „ihr heilt mir, und ich habe ihn erworben!“ Dann sank er in einen düstern Traum, und dann rief er wieder: „warum ließ er mich nicht sterben? warum kam er nach Rheims? warum ließet ihr ihn gehen?“

In dieser düstern Melancholie lebte er einige Wochen heimlich in dem Hause Oliviers. Er nahm selten Nahrungsmittel, selten schlief er ruhig. Er sprach fast nichts aus als den Nahmen Olivier!

Einen Tag schenkte er dem jungen Olivier, der Samson hieß, eine beträchtliche Summe Geld, das er aus dem Verkauf seiner Aecker und aus seinem Schleichhandel erworben hatte. Er hing an des Jünglings Halse, weinte und schrie laut. Endlich sank er in einen tiefen Schlummer, der länger als drey Stunden anhielt. Nachdem er erwacht war, ließ er den jungen Samson rufen. Sie waren allein, und Felix redete ihn mit einer leisen und unterbrochenen Stimme so an:

„Samson! Samson! Der sterbende Freund bit-

nes Vaters redet mit dir. Olivier war mein Freund und starb für mich, und ich sterbe, um ihn wieder zu finden. Freundschaft, Samson, ist die größte Glückseligkeit des menschlichen Lebens, ach! sie hätte auch die Glückseligkeit meines Lebens ausmachen können. Sie war mein Unglück, nicht mein Glück. Weißt du, warum?"

Samson schwieg.

„Samson!" hob er wieder an, und legte die Hand auf des Jünglings Haupt, „Samson! du weißt es nicht? Ich will dir es sagen; aber merke dir es, um deiner Glückseligkeit willen, Kind merke es. Ich habe nur diese eine Pflicht, der Freundschaft, gegen deinen Vater erfüllt, und meine andern Pflichten habe ich versäumt, und darum bin ich unglücklich. Nur die Erfüllung aller Pflichten ist Tugend, und diese nur kann glücklich machen." —

Das sprach er und nun winkte er ihm hinaus.

Felix schlief den Abend sanfter als sonst. Man hörte ihn die Nacht noch oft den Nahmen Olivier rufen. Endlich wurde es still. Am andern Morgen fand man ihn todt auf dem Grabe seines Freundes.

Die Freundschaft.

Leander und Selin, zween Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,

Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein gerühig fort;
Und nahten sich bereits der Reise Ziel;
Als schnell die Wellen sich empörten.
Ein reißender Orkan erwacht', und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn;
Das kleinste Stück vom Schiff wird ihr sein Schiff. —
Den beyden Freunden wird ein Bret zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken! sprach Selin; das Bret erträgt
Uns beyde nicht! O Freund, leb ewig wohl!
Du mußt erhalten seyn, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär mir das Leben doch nur eine Qual."
Nein, sprach Leander, nein, ich sterb, o Freund! —
Allein Selin verließ zu schnell das Bret,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beyde fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt,

Was du thatst, wollt ich thun; denn ohne dich
Wünscht ich das Leben nicht — „Geliebtester,
Was wär ich ohne dich?“ versetzt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm', laß uns ihn, der uns vom Tod befreyt,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn.“
Sie knieten weinend nieder, beteten,
Und dankten dem, der sie errettete.
Und ihre Segnung drang die Wolken durch. —
Leandern theilte nun Selin, der arm
An Gütern, und nur reich an Tugend war,
All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus;
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

Kleist.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolch, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreyen!“
Das sollst du am Kreuze bereuen.
„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,

Ich

Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn' ich, erwürgen."
Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir ſchenken.
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.
Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande."
Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andre ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.
Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irret er an Ufers Rand,
Wie weit er auch ſpähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da ſtößt kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.
Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“
Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da ſtürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.
„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächſten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“

Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.
Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, ſinken die Kniee:
„O haſt du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“
Und horch! da ſprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er zu lauſchen,
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die brennenden Glieder.
Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;
Und zwey Wandrer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilendes Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geſchlagen.
Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter.
Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.

Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.
„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue."
Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor,
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!"
Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beyde,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.
Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Schiller.

Töffel und Lieschen.

Ein Bauer kehrte einst mit seinen Kindern, Töffeln und Lieschen, vom Jahrmarkte aus der Stadt zurück. Es war an einem neblichten Herbsttage, schon sehr finster. Unterweges, da sie an ein Wirthshaus kamen, sagte der Vater zu ihnen: er habe etwas mit dem Wirthe zu reden, sie wüßten ja den Weg nach ihrem Dorfe, und sollten auf der Landstraße fortgehen. Dieß geschah. Kaum waren sie etliche hundert Schritte weit, so sahen sie seitwärts im Felde, wo ein Fußsteig an einem Holze weglief, etwas Feuriges auf der Erde herumhüpfen. Töffel, ein furchtsamer Bube, gerieth darüber in das äußerste Schrecken. Lieschen hingegen, ein muntres, dreustes Ding, lachte ihn aus, und sagte: sie müsse wissen, was es wäre; denn sie habe von dem Vater gehört, daß man nur allezeit auf dasjenige losgehen sollte, was in der Entfernung und Finsterniß eine fürchterliche Gestalt zu haben schiene, und man würde allezeit finden, daß es Nichts sey. Der Bruder zitterte über ihre Verwegenheit, schwatzte ihr von Irrwischen vor, die des Nachts die Leute irre führten, und prophezeyte ihr nichts geringeres, als daß ihr das feurige Ding den Hals brechen oder das Genicke eindrücken würde. Aber sie ließ sich nicht abhalten, und hieß ihn seines Weges nur fort gehn. Halb todt vor Schrecken sah er ihr nach.

Als sie an die fürchterliche Erscheinung kam, fand sie einen Krämer, der auch vom Jahrmarkte kam, und mit einer Laterne um sich herum etwas auf der Erde suchte. Er ward sie kaum gewahr, so bath er sie, sie möchte ihm doch suchen helfen; er habe mit seinem

Schnupftuche einen Beutel herausgerissen, und suche schon über eine Stunde vergebens. Lieschen, die besser auf der Erde kriechen konnte, fand ihn sogleich in einem Strauche, wo er ihn hingeschleudert hatte. Der Mann dankte ihr tausendmal, und gab ihr für ihre Mühe ein artiges Geschenk. Da ihn sein Weg durch ihr Dörfchen führte, so schlenderte sie in seiner Gesellschaft vollends nach Hause.

Bald darauf kam auch ihr Vater. Sie erzählte ihm die Geschichte, und er lobte ihren Muth. Indessen kam die Mitternacht herbey, und Töffel war noch nicht da. Der Vater war auf der Landstraße gegangen, Lieschen auf dem Fußsteige, und keines hatte ihn getroffen. Sie fingen also an zu fürchten, daß er ein Unglück möchte genommen haben, und gingen mit der Laterne hinaus.

Ungefähr etliche hundert Schritte vor dem Dorfe hörten sie in einer kleinen Entfernung etwas jämmerlich wimmern. Sie liefen hinzu, und fanden Töffeln in einem tiefen sumpfigen Graben, wo er sich nicht heraushelfen konnte, voller Schmutz, und Hände und Gesicht an Dornensträuchen zerritzt. — Je, Töffel, wie bist du hieher gekommen? rief ihm der Vater zu, indem er ihn herauszog. Ach! Vater, sagte er, da mich Liese allein gelassen, lief ich voller Schrecken fort, und sah mich beständig nach dem feurigen Dinge um, das mir endlich nachzulaufen und mir immer näher zu kommen schien; darüber kam ich ganz von der Straße ab, und indem ich noch zum letzten Male mich nach dem Dinge umsah, stürzte ich in den Graben; ich wollte mir heraushelfen, aber da griff ich immer in die Dornen — seht einmal, Vater — und hiermit fing er jämmerlich an zu heulen.

Der Vater gab ihm einen derben Verweis. Aber wie war Töffel erst auf sich böse, als er hörte, wie glücklich seine Schwester durch ihre Unerschrockenheit gewesen war! Im Rückwege wiederhohlte der Vater seine alte gewöhnliche Regel, daß man auf alle fürchterliche Gestalten nur gerade losgehen soll.

Weisse.

Der furchtsame Hanns.

Ein Schornsteinfeger ging spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hanns, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beyde an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrak Hanns gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Eltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hannsens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hanns hatte sich so erhitzt und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Hanns war von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Rochow.

Man kann seine Furchtsamkeit ablegen.

„Ach ein Frosch! ein Frosch!“ schrie das kleine Fleckchen sehr ängstlich, wenn sie des Sommers im Garten herum ging, und durch das hohe Gras wadete, und dann ein Frosch bey ihr vorbeyhüpfte. Das kleine furchtsame Mädchen glaubte immer, daß diese Thiere ihr etwas thun würden, und wenn eins auf sie zusprang, dann schrie sie, und zitterte am ganzen Leibe.

Fleckchen war sehr gern im Garten. Im kleinen Bache, der ihn durchströmte, schwammen muntere Fischchen, und spielten im Wasser, und jagten sich unter einander; in dem hohen Grase standen schöne Blumen, die sie pflückte, um mit ihren Schwestern kleine Kränze daraus zu winden; in den Haselsträuchen, die am Rande des Gartens standen, und in den Zäunen, und in dem Erlenwäldchen, das am Ende des Gartens war, wohnten kleine niedliche Vögelchen, die fröhlich sangen, und zwitscherten, und von Zweig zu Zweige hüpften. Darum war Fleckchen sehr gern im Garten. Und von der Zeit an, da die Früchte anfingen, reif zu werden, wäre sie gern beständig im Garten geblieben. Dann schlich sie des Tags wohl zehnmal auf des Vaters Stube, und sahe zu, ob der Vater noch schrieb, und schmiegte sich an den Vater an, und fragte den so freundlich: „Vater, kannst du ein Bißchen mit mir in den Garten gehen?“ — Sie wußte wohl, daß der Vater für das kleine lüsterne Maul immer etwas suchte, wenn er im Garten war. Wenn der Vater in den Johannis- oder Stachelbeersträuchen zusahe, oder die kleine Gartenleiter holte, und an den Bäumen hinauf stieg, so hatte das

immer etwas zu bedeuten. Fleckchen ging selten leer aus. Darum war sie so gern im Garten.

Aber die bösen Frösche verdarben ihr sehr häufig ihre Freude. Wenn ihr der Vater eine Hand voll Stachelbeeren oder Kirschen, oder ein Paar goldgelbe Aprikosen gegeben hatte, so nahm sie dieselben in ihre Schürze, und setzte sich wohl ins Gras damit, um sie mit rechter Lust zu verzehren. Dann hüpfte zuweilen ein Frosch neben ihr hin, und das arme Mädchen verschüttete vor Schrecken ihr schönes Obst, sprang mit lautem Kreischen auf, und flüchtete zum Vater.

Wie die Erdbeeren reif waren, da stand Fleckchen mit dem Vater einmal an dem Beete, und sah mit Verlangen nach den schönen rothen Beeren, die sich unter dem grünen Laube versteckten, und der Geruch, der von dem Beete kam, war ihr so lieblich.

„Vater!" sagte das kleine Mädchen, und zupfte dabey den Vater an dem Rock, und zeigte mit der andern Hand auf die Erdbeeren.

„Aha, antwortete der Vater, ich verstehe schon. Nicht wahr, die würden schmecken?"

Fleckchen sah den Vater mit lachenden Augen an, und nickte mit dem Köpfchen.

„Nun, fuhr der Vater fort, so suche dir ein ganzes Händchen voll."

Hurtig war Fleckchen am Beete, und die kleinen Hände wühlten in dem Laube, um die reifsten und schönsten Beeren zu suchen. „Ei!" rief sie, wenn sie eine recht große Beere fand, „ei, Vater, sieh einmal!" — Jetzt wollte sie eben nach einer großen Beere greifen, da schlüpfte ein Frosch, und gleich hintenher noch einer durch das Erdbeerenlaub hin. Nun lief die Kleine

kreischend zum Vater, und sahe sich bange um, ob ihr die Frösche etwa nachkämen.

„Sieh, kleiner Narr," sagte der Vater, deine Furcht vor den Fröschen stöhrt dir immer deine besten Freuden."

Der Vater redete der Kleinen zu, beherzter zu seyn. „Die schwachen Thiere," sagte er, „können dir ja nicht schaden; sie laufen ja vor dir, und du siehst ja, daß ich und deine Schwestern sie in die Hände nehmen, und sie haben uns noch niemals etwas gethan, und können uns auch nichts thun. Sie sind uns sogar noch nützlich; denn sie fangen uns die Fliegen und Mücken weg, und viele andern kleinen Thiere, die unser Obst beschädigen. Du hättest viel eher Ursache, dich vor Bienen und Wespen zu fürchten, vor welchen du nicht erschrickst; denn diese könnten dich doch vielleicht stechen."

So sprach der Vater zu seiner Tochter, aber vor Schrecken hatte sie nichts davon gehört.

Der Vater gab sich alle Mühe, seine Tochter von dieser unnöthigen Furcht zu befreyen, und es gelang ihm auch endlich. Er und seine beyden ältern Töchter fingen sich einige Frösche, nahmen sie in die Hand, setzten sich mit ihnen hin, und Fleckchen mußte in ihrer Mitte sitzen. Sie betrachteten diese Thiere — den Kopf, die Augen, die Kehle, die sie so stark aufblasen können, die langen Hinterfüße, welche sie zum Springen nöthig haben, und die verschiedenen Farben, nebst den Strichen auf dem Rücken. — Fleckchen gewöhnte sich bald, ruhig das mit anzusehen.

Nun bath sie der Vater, ihm zu Gefallen einen Frosch in die Hand zu nehmen, aber es kostete ihm viel Mühe, es dahin zu bringen. Sie rührte die Frö-

sche anfangs nur ein ganz klein wenig mit der Fingerspitze an, und zog dann schnell den Finger zurück. Nach und nach brachte sie es dahin, den Frosch mit der ganzen Hand zu berühren, oder auch ihn auf ihrer Hand sitzen zu lassen, aber mit der Hand anzugreifen und ihn fest zu halten, dazu konnte sie sich nicht bringen. Endlich einmal, da ihr der Vater ein kleines niedliches Fröschchen brachte, wagte sie es, ihn fest zu halten, ließ ihn dann auf ihre Schürze, dann ins Gras hüpfen, hohlte ihn wieder, und ließ ihn wieder hüpfen. Das Spiel gefiel ihr. Seit dieser Zeit wagte sie es, größere Frösche zu fangen, und nach wenigen Wochen war kein Frosch so groß, daß sie sich hätte vor ihm fürchten sollen. Sie fing sogar an, diesen Thieren recht eifrig nachzusetzen. Wo sie einen Frosch sah, der ihr gefiel, oder besonders groß und fett war, da ruhete sie nicht eher, bis sie ihn gefangen hatte, besah ihn sich, trug ihn zum Vater hin, damit ihn der auch besehen sollte, und ließ ihn dann wieder fort. Die Schwestern nannten sie jetzt zuweilen im Scherz die kleine Froschfängerinn. Jetzt ließ sich Fieckchen durch keinen Frosch mehr erschrecken, und als im künftigen Jahre die Erdbeeren wieder reiften, so konnten zehn Frösche vor ihr hinhüpfen, es fiel ihr nicht ein, davon zu laufen.

Als Fieckchen älter wurde, da fand sie große Menschen, die sich vor vielen kleinen Thieren fürchteten, und fast in Ohnmacht fallen wollten, wenn sie einen Frosch, eine Spinne, einen Käfer, oder wohl gar eine Maus sahen. Diese Menschen zitterten vor Angst, wurden bleich im Gesichte, und konnten entweder vor Schrecken gar kein Wort herausbringen, oder fingen heftig an zu kreischen.

O dachte Fleckchen, wie glücklich bin ich, daß ich in meiner Kindheit schon aufgehört habe, mich vor diesen Thieren zu fürchten! Diese armen Leute sind ja fast nirgends sicher; denn Spinnen und Käfer und Mäuse findet man ja überall.

Löhr.

Man schadet sich durch Ungeduld.

Herrn Nelkenfelds Familie hatte einmal den Verdruß, daß sie durch eine unreinliche Magd, die sie in ihr Haus genommen hatte, von der Krätze angesteckt wurde. Dieß verursachte allen großes Mißvergnügen, denn alle empfanden an ihrem ganzen Leibe ein heftiges Jucken und einen empfindlichen Schmerz, und ihr Anblick war so ekelhaft, daß alle ihre Bekannten ihr Haus vermieden, und daß sie selbst sich nicht unterstanden in Gesellschaft zu gehen.

Herr Nelkenfels gab sich alle Mühe, seine Kinder unter diesem Jammer zu beruhigen. „Die Sache, sagte er, „ist nun einmal nicht zu ändern; tragt es mit Gelassenheit. Ich werde euch einen Thee und einige andere Arzneyen geben, diese nehmt ordentlich ein, so wird dadurch euer Blut nach und nach von aller Unreinigkeit befreyt werden, und wir werden bald das Vergnügen haben, daß wir wieder gesund bey einander leben können. Aber hütet euch ja, daß ihr nicht ungeduldig werdet, und etwa durch heftiges Kratzen euch Linderung zu verschaffen sucht, denn dadurch wer-

bet ihr euern Schmerz vergrößern. Nehmt auch von niemanden Arzneymittel an, als von mir. Denn sonst könntet ihr leicht etwas bekommen, das den Ausschlag zu schnell vertriebe, und euch auf Lebenslang ungesund machte."

Diesen guten, väterlichen Rath befolgten nun fast alle Kinder, wurden nach einigen Monathen der Plage los, und hatten das Vergnügen, daß sie mit ihren Gespielen wieder Umgang haben und allerley Ergötzlichkeiten genießen konnten.

Nur Franz war ungehorsam. Er nahm die Arzneyen sehr unordentlich ein, weil sie nicht gut schmeckten; wenn er Jucken empfand, so kratzte er sich so heftig, daß sein ganzer Leib blutig wurde, und er einen solchen Schmerz empfand, als wenn er im Feuer säße. Als er einst unter solchen Schmerzen saß und weinte, traf ihn eine alte Frau an, die ihm versprach, sie wolle ihn in zwey Tagen von der Plage befreyen, wenn er ihr nur folgen würde. Sie wolle ihm eine Salbe bereiten, mit der er sich bestreichen müsse, und diese würde ihm sogleich seine vorige Gesundheit wieder verschaffen.

Der Knabe ließ sich die Ungeduld verleiten, diese Salbe anzunehmen, ohne seinem Vater etwas davon zu sagen. Er brauchte sie, und in zween Tagen war der Ausschlag am ganzen Leibe abgetrocknet. Durch diese schnelle Abtrocknung war aber die Unreinigkeit des Bluts von den äußern Theilen in die innern getrieben worden. Seine Lunge war dadurch so verderbt, daß er ersticken wollte. Durch Arzneymittel wurde ihm zwar das Leben erhalten, er blieb aber lebenslang kränkend und engbrüstig, und sagte oft: so muß ich Thor mein ganzes Leben elend seyn, weil ich so ungeduldig war, daß

ich einen kleinen Schmerz von etlichen Monaten nicht ertragen wollte.

Salzmann.

Geduld.

Wall trat herein, mit gefalteter Stirne, mit empor gezogenen Augenbraunen, mit einer sorglich auf die Brust gelegten Hand, und mit einer Geberde, welche innere Beklemmung ankündigte.

Wie befindst du dich jetzt, lieber Mann? rief die Gattinn ihm von weitem zu.

Der Mann. (hastig) Ach schlimm, sehr schlimm! Ich bin so unruhig, so schwermüthig, du kannst es dir gar nicht vorstellen. Es treibt mich immer hin und her. Ich habe vor Angst kaum meine Geschäfte vollenden können. Und als ich auf der Treppe dich husten hörte, da überfiel es mich mit einem Mahle so sonderbar, da fühlte ichs so recht lebhaft, daß auch meine Brust zu nichts taugt, daß ich einen Ansatz zur Lungensucht habe. Du wirst sehen, ich werde heute Abend und diese Nacht erschrecklich husten müssen, mir ist alles in der Brust so gespannt; vermuthlich wird ein Blutsturz kommen. Je nun, sterben muß man ja so bald, wenn du nur beym Leben bleibst, Liebe. Aber du hast gehustet, hörst du wohl, liebes Weib, du hast recht stark, recht schwindsüchtig gehustet. Ach, was sollte aus unsrer Emilie, aus unserm Fritz werden, wenn du sie auch verließest! Die armen Kinder kön-

nen dich noch weniger entbehren, als mich; o stirb ja nicht! Sag, meine Beste, sag, wie ists denn jetzt mit deiner Brust?

Die Frau. Die Brust? Lieber, Guter, wie jagen sich deine Besorgnisse, daß man nicht einmal mit einem Paar Worten dazwischen kommen kann. Du hast mich in Verwunderung gesetzt, was sollte meiner Brust denn fehlen? Ob ich gehustet habe, weiß ich wahrhaftig nicht, aber daß meine Brust frisch und heil ist, Gott Lob, das fühle ich.

Der Mann. Ja, wenn du das nicht bloß sagtest, um mich zu trösten. —

Die Frau. Nein gewiß, so wahr ich dich lieb habe, so wahr halte ich meine Brust für gesund und unverletzt, und so fest ich das glaube, so zuversichtlich hoffe ich, daß auch deine jetzigen Beschwerden vorüber gehn, daß wir noch beysammen bleiben, und unsere Emilie und unsern Fritz zusammen erziehen werden. Denk nur, welche Freude das seyn wird, wenn du unsre Emilie zum Brautaltare begleiten wirst, wenn wir Beyde, ein altes ehrbares Pärchen, bey Fritzens Hochzeit noch einmal zusammen tanzen! Getrost, Lieber, getrost, deine Brust ist so unverbesserlich; eine so starke, reine Stimme, ein so langer freyer Athem, als du hast, verträgt sich nicht mit der Lungensucht. Du wirst wieder etwas Magendrücken haben, und das beklemmt dir dann die Brust mit. Sey ruhig.

Der Mann. Freylich, freylich, mein Magen. — — Ach, jetzt regt sich eben von neuem der Schmerz recht. Du kannst dirs gar nicht denken!

Die Frau. Das kann ich wohl. Ich weiß ja längst, daß dein Magen bey weitem nicht so gut ist

als dein Herz. Aber was wollen wir? In einigen Tagen bist du wieder munter und froh.

Ein Schimmer von Heiterkeit gleitete bey diesen Worten über das lange Gesicht des bekümmerten Mannes, wie ein Strahl der Sonne durch die Düsterheit eines regnerischen Tages. Gefaßter setzte er sich nieder, und hörte mit geschwächtem Entgegensträuben seines Innern alle Tröstungen, die seine Gattinn mit einnehmender Beredsamkeit, auf die mannigfaltigen Vorzüge, die sie seinem ganzen Baue zuschrieb, auf die Ordnung und Bedächtlichkeit in seiner Lebensart, und auf mehrere Anzeigen einer baldigen Genesung gründete. Er ließ sich zu seiner Erleichterung bald dieses, bald jenes Mittel, und zu seiner Herstellung das Spazierengehen, das Reiten, das Fahren, eine kleine Landreise, und jede Art der Bewegung und Zerstreuung, die ihr einfallen wollte, vorschlagen, und begann die Bande, die ihn an das Leben knüpften, bestimmter zu fühlen, als sie ihm erzählte, wie Fritz vorhin, ehe sie ihn in die Wiege legte, lachte und vor Freuden kreischte, und deutlicher als je Vater lallte, und unter diesem Lallen einschlief.

Fast glaubte sie schon durch den Geist der mitempfindenden Liebe den Geist des Hypochonders ausgetrieben zu haben, als sie die sehr unwillkommene Bemerkung machte, daß der Kranke sich musterte und mit gar mißtrauischer Aufmerksamkeit vorzüglich seine Hände unabläßig betrachtete.

Was beschäftigt dich denn so? hub sie an.

Der Mann. Ja sieh, es wird mir immer ausgemachter, daß ich die Abzehrung habe. Bin ich nicht so schwach, so zerfallen und ausgetrocknet, ich glaube, ich bin der magerste Mensch in der ganzen Stadt. Und

mei-

meine Muskeln haben gar keine Spannkraft mehr. Wenn ich den Daumen fest an den Zeigefinger halte, so kann ichs so recht sehen, wie schlaff der Muskel zwischen beyden ist.

Die Frau. Da quälst du dich nun wieder selbst! Du wärest schwach und kraftlos? Wohl mir, daß du so sanft, so friedlich bist. So gesund ich bin, das Recht des Stärkern möchte ich zwischen dir und mir nicht entscheiden lassen, wie würde ich armes Weib zu kurz kommen! Männchen, fürwahr, das ist nur Einbildung. Soll ich dir einen Spiegel bringen, oder dir in einem Athem zwanzig Menschen nennen, die um vieles hagerer sind als du, und dennoch kernfest sind? Wie mancher, der stärker ist, würde von Herzen gern mit dir tauschen. Bedenke nur, wie vieler großen Last und Unbehülflichkeit du dadurch überhoben, wie vielgesicherter du da vor manchem schlimmen Zufalle bist, als Hunderte, zum Beyspiel vor einem Schlagflusse, vor der Wassersucht und was weiß ich alles?

Von neuem versank er zu ihrer herzlichen Bestürzung in unverkennliches Nachgrübeln, und betastete und bedrückte allenthalben mit Schulterzucken seine Hände. „Vor der Wassersucht? begann er einige Minuten nachher. O, die kann auch einen Magern treffen, und wer weiß, ob nicht die Schwere, die ich schon seit einigen Tagen in den Gliedern empfinde, der Anfang dieser Krankheit ist. Denn wenn ich die Muskeln meiner Hände drücke, stehe nur, so verhält sich die Vertiefung von dem Drucke eine ganze Weile; das soll gar nicht gut seyn, das soll vor der Wassersucht hergehen.“ Böser, böser Mann, rief jetzt die Frau, sprang auf ihn zu, und streichelte ihm mild die Wangen. Du bist gegen jeden so gut, fuhr sie fort, und

nur gegen dich wolltest du hart seyn! Nein, nein, ein so treuer Gatte und Vater, ein so redlicher Arbeiter in seinem Amte muß auch froh seyn, so weit es möglich ist, das will der liebe Gott selbst haben, hörst du wohl, Mann? Du hast mich ja so lieb, bist mir so werth, hörst du wohl? Du mußt froh seyn, und mir heute einmal hübsch folgen. Du sollst ein Paar Gläser Wein trinken; wer ihn so selten trinkt als du, dem ist er Arzney, und dann gehn wir im Garten auf und ab. Du wirst mir danken, wenn dir recht leicht und wohl dannch werden wird.

Er wollte Einwendungen machen, aber sie entschlüpfte, und nach wenigen Augenblicken war sie wieder da, und reichte ihm, sanft bittend, mit einer Flasche in der Hand, ein Glas voll perlenden Wein entgegen. Weißt du noch, was ich vorhin sagte? lispelte sie dann freundlich, dieß mußt du auf Emiliens Brautstand, und dann noch eins auf Fritzens Hochzeit leeren. Er konnte die wohlgemeinte Gabe der Geberinn nicht abweisen. Diese sprang in die Kammer, hohlte den Knaben, der wachend und lächelnd in der Wiege lag, heraus, und hielt ihn auf dem Arm dem überraschten Manne hin. Fritz, sage einmal Vater, redete sie dem Kinde zu, und Vater lallte der Kleine einmal über das andere, und streckte beyde Händchen kreischend nach ihm aus.

Schon ward dem Vater warm um das Herz, als Emilie in die Stube trat, und auf den Vater zusprang, und ihm einen schönen großen Kranz von frischem Laube und bunten Blumen überreichte. Diesen Kranz, sprach das Mädchen, habe ich für Sie gewunden; o, wenn Sie sich doch darüber freuen könnten! alle Tage Ihres Lebens wollte ich Ihnen einen Blumenkranz

flechten. Nehmen Sie das Kränzchen; sehen Sie nur: lauter süße, schöne Blumen, und junger Majoran und Lavendel, man wird recht stark davon, wenn man es riecht. Oder ich will Sie mit dem Kranze umschlingen, er ist lang genug, soll ich? Und so schnell mag Ihre Krankheit vergehn. Darum will ich zu dem lieben Gott bethen.

Die Frau. Ich auch, Emilchen, und du, lieber Fritz, auch; nicht wahr, lieber Junge, sag' ja!

Ja! stammelte das Kind; dem Vater stürzten die Thränen aus den Augen; trunken umarmte er seine drey Lieben, nahm das zweyte Glas aus den Händen der beruhigenden Pflegerinn, und folgte ihr dann willig zu dem Spaziergange in den Garten. Absichtlich verlängerte diesen die Gattinn; und wußte den Mann durch ihr unermüdetes Gespräch, ich weiß nicht ob ich sagen soll, so künstlich oder so kunstlos in die zerstreuenden Sorgen der Häuslichkeit zu verstricken, daß er sich mit jedem Schritte froher und freyer fühlte, und, wenigstens für diesen Tag erheitert, bald darauf fröhlich zu dem gesunden erquickenden Mahle, und hernach mit leichterm Sinn in die Arme des stärkenden Schlafes ging.

Ihr werdet den eben geschilderten Auftritt sehr einfach finden, meine Leser und Leserinnen, und da habt Ihr ganz recht. Aber was die treffliche Frau that und sprach, ist dennoch gewiß mehr werth, als manche sehr zusammengesetzte Handlung, als manche sehr verwickelte Begebenheit, von deren Verschlingung und Auflösung sich Tage lang erzählen läßt. Denn in einer Zeit von zwölf Jahren, so lange war sie verheirathet, der immer von neuem ihr zugetheilten einförmigen ermüdenden Rolle des Trägens, des

Mutheinsprechens nie überdrüßig zu werden, für die Mißtöne der Klage stets ein aufmerksames Ohr, für die seltsamsten Grillen, die, in der einen Gestalt zurückgescheucht, in einer andern wiederkommen, und die der minder Gefühlvolle belachen würde, unabläßige Nachsicht, für die trübe Sorge, freundliche Bilder der erregten Hoffnung, für den Kummer lindernde Theilnehmung, für die Unruhe besänftigende Zärtlichkeit, für den Schmerz heilende Liebe in Bereitschaft zu haben, und den Werth und die Krankheit des Kranken nie über seiner Lästigkeit zu vergessen, wahrlich, wahrlich, das war ein Meisterstück der Geduld!

Und Geduld ist ja eben so gewiß eine der schönsten und himmlischsten, als am wenigsten geachteten, und oft verkannten Tugenden. Sie waltet hin und wieder in dem Dunkel des häuslichen Lebens, und wird nicht bemerkt, wie ein höchst wohlthätiges Kraut in dem Schatten eines dichten Gesträuchs. Aber wenn es auf innere Stärke und Festigkeit, auf Ordnung und Würde, auf ächten Werth der Seele ankäme, und wenn immer die gerechte Vernunft die Preise des Verdiensts ertheilte, so erhielte sie zuverläßig oft einen herrlichern Kranz, als die angestaunte Tapferkeit manches bewunderten Helden.

Starke.

Philipp.

Als Philipp einmal seine Mittagsmahlzeit eingenommmen hatte, bemerkte er, daß Lottchen und Harald, seine Geschwister, immer einander zunickten und

lächelten. Er konnte nicht errathen, was sie vorhatten, erfuhr es auch nicht, ob er gleich einigemal darum fragte. Es kam aber bald an den Tag. Harald fragte ihn: willst du nicht mit uns in den Garten gehen? Er war gleich dazu bereit, und sagte: wenn es euch Vergnügen macht, so gehe ich gerne mit.

Da ging er denn mit ihnen fort, glaubte aber immer, daß dieser Gang etwas zu bedeuten haben müsse, weil seine Geschwister ganz ungewöhnlich freundlich waren, und das Lachen nicht verbergen konnten, ob sie sich gleich viele Mühe darum gaben. Er hatte auch wirklich Recht. Denn sobald er in das Gartenhäuschen trat, fand er da zehn kleine Leutchen versammelt, die ihm alle freundlich entgegen kamen, ihn umarmten und küßten, und sagten: viel Glück zu deinem Geburtstage, lieber, guter Philipp! erlebe ihn noch vielmal, und allemal gesund und vergnügt! Sie führten ihn darauf zu dem Tische, der mit allerhand artigen Sächelchen besetzt war. Es stund da Kaffee und eine Schüssel voll Zwieback, um seine Freunde zu bewirthen; es lagen da ein Paar Bücher, die ihm seine guten Eltern hingestellt hatten; es lag da ein schöner Geldbeutel, den ihm Lottchen ganz heimlich gestrickt hatte; es stund da ein recht schöner Farbenkasten, der von seinen übrigen Freunden, für ihr zusammengelegtes Taschengeld, war gekauft worden. Das rührte nun den guten Philipp fast bis zum Thränen, er umarmte seine Freunde alle, und dankte ihnen für die Liebe, die sie zu ihm trugen. Er schenkte ihnen darauf Kaffee ein, ließ den Zwieback unter ihnen herumgehen, und hatte mit ihnen ein Paar recht vergnügte Stunden.

Er schlug ihnen hierauf vor, ein kleines gesellschaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Gesellschaft war

es zufrieden, glaubte aber, daß dieses sich besser für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen schicke. Und so ging dann der Zug durch den Garten, und Lottchen wußte ihn so artig zu lenken, daß er gerade nach Philipps Blumenbeete zuging.

Philipp sprang voraus, um seinen Gästen alle Blumen und Kräuter zu zeigen, mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er selbst vermuthete. Ein herrlicher Levkojenstock, dicht voll blaus gefüllte Blumen, zwey schmalblätterichte Rosmarinstöckchen, und verschiedene Sommergewächse waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung stund er still, und dachte nach, wie diese schönen Gewächse auf sein Ländchen möchten gekommen seyn. Er brauchte aber nicht lange nachzudenken, denn sobald er seinen kleinen Freunden in das Gesicht sah, merkte er gleich an ihrem schalkhaften Lächeln, daß auch diese schönen Geschenke von ihnen herrührten. Sie hatten sie ebenfalls von ihrem Taschengelde heimlich gekauft, und auf sein Beet verpflanzt.

Diese Gefälligkeit machte ihm neues Vergnügen, und er gab sich alle Mühe, bald durch Worte, bald durch sein Betragen ihnen zu zeigen, wie sehr er durch ihre Liebe gerührt sey.

Der ganze Nachmittag wurde unter Spiel und Vergnügungen zugebracht. Erst da die Abenddämmerung eintrat, nahmen sie von ihm Abschied. Alle nahmen vergnügt Abschied, nur Anselm nicht. Diesem sahe man gar deutlich an, daß er verdrießlich sey, ob er es gleich zu verbergen suchte.

Fehlt dir etwas, Anselm? fragte ihn, bey dem Weggehen, Fritze, der verständigste unter allen.

Mir fehlt nichts, antwortete er. Aber wie kommt

es denn, daß ihr alle Philippen so lieb habt? ihr habt ja seinen Geburtstag gefeyert, als wenn er ein kleiner Prinz wäre. Mein Geburtstag ist den vorigen Monath auch gewesen, und —

Und, fuhr Fritz fort, deine Freunde haben dich nicht so beschenkt wie Philippen? Das ist freylich wahr. Aber dazu können sie nichts. Sieh, Philipp ist, wie du weißt, der gefälligste Knabe. Er sinnt immer darauf, wie er einem Freude machen will. Wenn er Sämereyen oder Spielwerk bekommen hat, so müssen alle seine Freunde an seinem Vergnügen Theil nehmen. Er zeigt es ihnen nicht nur, sondern er beschenkt sie auch oft. Erst vorige Woche hat er ja unter uns etliche Dutzend Nelkenpflänzchen, die er aus dem Saamen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir spielen wollen, so spielt er gern jedes Spiel mit, das andern Freude macht, und wenn einer oder der andere ihm bisweilen ein Späßchen macht, so wird er darüber nicht böse. Durch dieses gefällige Betragen macht er nun, daß ihn alle Leute lieb haben, und ihm gerne Freude machen. Du aber, lieber Anselm, bist ganz anders. Wenn du Pflänzchen bekommst, die wir noch nicht haben, so gönnst du uns nichts davon, und willst sie gern allein besitzen. Deine Spielsachen läßt du uns nicht anrühren, und das Campische Buch, mit den schönen Bilderchen, hast du noch keinen von uns durchblättern lassen. Wenn es an ein Spielen geht, so sollen wir allezeit spielen, was du haben willst, und wenn wir es nicht thun, so murrest du, und spielst oft gar nicht mit. Und wenn dir jemand zu nahe kommt, dich etwa am Kleide zupft, oder von hinten sich beyschleicht, und dir die Augen zuhält, so wirst du gleich böse, fährst hämisch um dich herum, und schimpfst wohl gar.

Sieh! da kann es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber, als dich, haben, und lieber ihm, als dir, Freude machen.

Anselm wurde über diese Rede sehr betrübt. Gleichwohl sah er ein, daß Fritze Recht habe. Er nahm sich vor, hinführo freundlicher und gefälliger gegen seine Freunde zu seyn. Im Anfange kostete es ihm viele Mühe, aber nach und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde aber auch reichlich belohnt. Denn je gefälliger er gegen andere war, desto gefälliger waren diese gegen ihn. Je mehr er Andern Freude machte, desto lieber machten ihm diese wieder Freude. Sonst wünschten sie immer Anselmen von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anselm allemal herbeygerufen werden, wenn ein gesellschaftliches Vergnügen angestellt werden sollte.

Salzmann.

Meta.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige, oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that; oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern

gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beym Herausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie meist ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittre Thränen darüber; aber doch fiel sie immer wieder von Neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter geboth ihr, zurück zu bleiben; gleich machte sie wieder ein grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dieß Alles soll!“

Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: „für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams.“ — Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ists?“ — Nicht für mich, antwortete Meta, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mut-

ter weiter, laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.“

Meta las: „für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seine Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will.“ — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

„Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir vorgenommen hast.“

„Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.“

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu, brauche ihn, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halb erstickter Stimme: „darf ich jetzt, liebe Mutter?“ — „Du darfst, mein Kind,“ antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler losgeworden bist?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann so habe ich auch alle Morgen und alle

Abende den lieben Gott gebethen, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden."

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein festen Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyspiele zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welches Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen?

Emilia Rudolphi.

Folgen der Ungefälligkeit.

Theone mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abwesend seyn. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie nur konnte.

Kaum war ein Monat verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu.

Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudensbezeigungen empfangen.

Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen!

Eine foderte mit Ungestüm etwas von der andern; diese weigerte sich trotzig, es zu thun; daraus entstanden verdrießliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin.

Alle Augenblicke kam eine der andern in den Weg; keiner gefiels da, wos der andern gefiel.

Wollte die eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf in der Stube, und die dritte vor der Thüre zu bleiben. Diese Uneinigkeit nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeit versagten, und sich sogar durch häßliche Gebärden zu kränken suchten, wurde Theone so betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann.

Sie schwieg, und ging auf ihr Zimmer.

Als sie wieder kam, liefen sie alle mürrisch und mißvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt seyn könnten. Jede beschwerte sich über die andere, daß sie schuld sey, und dann drangen sie in die Lehrerinn, sie, die ja immer gewußt, ihnen Freude zu machen, möchte es doch auch dießmal thun.

Theone that einen ernsten Blick auf sie alle, und sagte: Ich gebiethe von jetzt an, daß keine die andere in ihrem Spiele stöhrt, und damit dieß ja nicht geschieht, so soll eine jede ihren eignen Platz in diesem Zimmer besitzen, wo sie ihr Spiel allein nach all ihrem Wohlgefallen treiben kann.

Auch vergönne ich euch, damit ihr dieser Freyheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Mit dieser Entscheidung höchst zufrieden, nahm eine jede den ihr angewiesenen Platz im Zimmer ein, und jede fing nun ihr besonderes Spiel für sich an. —

Die kleine Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geschichtchen; aber die konnt' ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen, und die andern spielten für sich. —

Charlotte warf den Ball; aber niemand freute sich über ihre Geschicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte, denn die andern spielten für sich. —

Sophie wollte sich an ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Fragspiel, erholen; aber wen sollte sie fragen? Die andern spielten für sich. —

Emilie, die kleine häusliche, wollte ein kleines Gastmahl machen, von den Aepfeln und Birnen, die sie heute bekommen; aber wen konnte sie einladen? Die andern spielten für sich. —

Und so wars mit allen Spielen. Keine wollte gehen. Da liefen sie alle zu Theonen, und bathen sie mit Thränen, sie doch ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh würden.

Ich weiß nur eins, meine Kinder! sagte sie traurig, das ihr sonst auch wußtet. Ihr habt es vergessen; doch wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen von Herzen! riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

„Es ist Verträgsamkeit, ist Schwesterliebe! O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, seit ihr sie vergessen!"

Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Gesicht.

Da standen die Kleinen alle, vor Schaam bestürzt und verstummt, vor ihr; — — dann fielen sie

sich in die Arme, und versprachen, sich wieder so lieb als vormals zu haben.

Sie haben's gehalten. Nie waren sie wieder eigensinnig und zänkisch; denn nun kannten sie die Folgen des Eigensinns und der Zanksucht.

Campe.

Geistvolle Gegenwart.

Hudschadsche war durch seine unerhörten Grausamkeiten der Schrecken und Abscheu seines Volks, und dennoch ging er in seinem wilden Kummer unbesorgt ohne Gefolge und ohne ein Zeichen seiner Würde aus, und irrte sogar in entfernten Gegenden herum.

Einst begegnete er in der Wüste einem Araber, mit welchem er sich in ein Gespräch einließ, und unvermerkt lenkte er auf die Frage ein:

„Aber sage mir, Freund, was ist wohl der Kalife für ein Mann? man spricht so viel von ihm."

„Ein Tieger ist Hudschadsche; antwortete der Räuber, ein Ungeheuer — kein Mensch."

„Das ist viel gesagt, versetzte der Kalife, und du würdest davon den Beweis schuldig bleiben, wenn er dir abgefordert würde."

„Den Beweis, erwiederte der Araber, findest du in jeder Provinz, in jeder Stadt. Wenn du willst, wird dir jeder seiner Unterthanen eine Schandthat von ihm zu erzählen wissen, die er in seiner Familie verübte. Eine Million hat geblutet, und immer noch ist sein Blutdurst nicht gestillt."

„Sahst du jemals den Kalifen?" fragte Hudschadsche.

„Nein!“ antwortete der Araber, und aus dem, was ich dir gesagt habe, wirst du leicht schließen können, ob ich ihn zu sehen verlange.“

„Du siehst ihn gegen deinen Willen,“ fiel der Kalife ein, noch mehr, du sprichst mit ihm!“

Ohne darüber bestürzt zu werden, erwiederte der Araber trotzig:

„Und weißt du, wer ich bin?“

„Nein, antwortete der Kalife, aber begierig bin ich es zu erfahren.“

„Ich gehöre zum Stamme der Jobairs, antwortete der Araber, dessen Abkömmlinge jedes Jahr einen Tag räuberisch sind, und heute ist eben mein Tag.“

Der Kalife bewunderte die Gegenwart des Geistes bey einem gemeinen Araber, ging davon und vergaß die Geschichte.

Palmblätter.

Weiblicher Muth.

Folgende Begebenheit wird als wahr erzählt.

Eine reiche Dame kam von einem Balle nach Hause. Sie war köstlich gekleidet. Ihr Halsgeschmeide, ihr Kopfputz und Anzug, mit Juwelen besetzt, waren von hohem Werthe.

Es war tiefe Nacht, als die Dame in ihrem Zimmer ankam, und sich von ihrem Kammermädchen entkleiden ließ. Noch war sie nicht ganz ausgezogen, als sie zufälliger Weise in den Spiegel sah, und in demselben hinter ihrem Rücken in einem Winkel der Stube einen Kerl mit Waffen erblickte, der hinter einem Schranke hervorguckte.

Die Dame zweifelte keinen Augenblick, daß jener Kerl ein Räuber sey, der sie plündern und vorzüglich auf ihre kostbaren Kleider Jagd machen wollte. Zu entfliehen war nicht möglich.

Die Dame erschrak auf einen Augenblick, faßte sich aber gleich wieder, und beschloß, etwas zu wagen, was freylich mit vielen Gefahren verbunden war, nach ihrer Meinung aber sie allein retten konnte.

Laß mich nun allein, sprach die Dame zu ihrem Kammermädchen; ich werde mich selbst vollends auskleiden; gehe in deine Kammer, und lege dich nieder.

Das Mädchen verließ sogleich seine Frau, und begab sich in die Seitenkammer, wo es sich zu Bette legte.

Die Dame legte ihre Kleidungsstücke auf einen Tisch, der nicht weit von ihrem Bette stond, und begab sich zur Ruhe.

Es versteht sich, daß bey ihr an kein Schlafen zu denken war, ob sie gleich so that, als liege sie im festen Schlummer.

Der Dieb, welcher das letzte glaubte, kroch nun hinter dem Schranke hervor. Er hatte eine Blendlaterne bey sich, mit welcher er sich dem Bette näherte. In der rechten Hand hielt er ein langes, scharfes Messer.

So bewaffnet, kam er am Bette der Dame an, und sah nach, ob sie schlafe. Da sie sich schlafend stellte, so wurde er leicht getäuscht.

Das ist dein Glück, daß du schläfst! murmelte er, raffte die köstlichen Kleider zusammen, und verließ nun das Zimmer.

In diesem Augenblicke sprang die bestohlne Dame aus ihrem Bette, schnappte das Schloß an ihrer Stuben-

benthüre ab, vertriegelte sie noch nebenbey, öffnete die Fenster, und schrie, so laut sie konnte, um Hülfe.

Die Nachbaren und alle Leute im Hause erwachten. Der Dieb wußte nicht, woran er war. Die Hausleute entdeckten ihn, umzingelten denselben, und nahmen ihn gefangen. — Jedermann, der von der Geschichte hörte, bewunderte die Geistesgegenwart und Entschlossenheit der Dame.

Glatz.

Der bestrafte Ungehorsam.

Philippinchen hatte eine recht gute und vernünftige Mama. Sie bekam alle Tage von ihr die besten Lehren. Unter andern wurde ihr beständig gesagt: Ein Kind dürfe seinen Eltern nie ungehorsam seyn. Denn wenn auch Eltern seinen Ungehorsam nicht sehen und bestrafen können, so sieht ihn doch Gott, und bestraft ihn.

Weil Philippinchen fleißig nähen und stricken mußte, so glaubte ihre Mama, daß es nöthig sey, ihr auch Geschäfte aufzutragen, bey denen sie einige Bewegung hätte. Sie mußte daher die Blumenbeete jäten und begießen, und das Holz in die Küche tragen. Sie bekam aber dabey die Erinnerung: „Du darfst ja nicht alle Tage die Gießkanne und das Holz mit einerley Hand tragen. Den Montag trägst du mit der rechten, den Dinstag mit der linken Hand. So wechselst du die ganze Woche hindurch mit den Händen um. Liebes Philippinchen! ich bin nicht immer bey dir, und kann sehen, wie du meine Erinnerung befolgst. Gott ist aber bey dir. Wolltest du ungehorsam seyn,

so könnte Er dich leicht damit strafen, daß er dich krumm wachsen ließe."

Die leichtsinnige Philippine vergaß aber gar bald die gute Lehre ihrer Mama. Weil es ihr geläufiger war, die rechte Hand zu brauchen, so brauchte sie dieselbe täglich, ohne sich zu besinnen, ob es Montag, Dienstag, oder ein anderer Tag sey. Nicht eher dachte sie daran, bis sie die Mama sah; dann nahm sie geschwind die Gießkanne oder das Holz in die Hand, in die es denselben Tag mußte genommen werden.

Was half es aber Philippinen, daß sie die Mama betrog? Da sie sich einst von der Mama anziehen ließ, so schrie diese mit lauter Stimme: Philippine! Philippine! Du bist ja krumm! Und beyde weinten. Die Mama schickte zu einem Arzte, und ließ Philippinen besichtigen. Dieser zuckte die Achseln, und sagte, daß er keinen andern Rath zu geben wüßte, als daß für Philippinen eine Schnürbrust mit eisernen Stäben verfertiget würde. Die war nach wenigen Tagen da. Philippine mußte die größten Schmerzen ausstehen, wenn sie dieselbe anzog. Das half aber nichts. Ob sie gleich den ganzen Tag wimmerte, so bekam sie doch von ihrer Mama weiter keinen Trost, als diesen: „Wer nicht hören will, muß fühlen. Hätte Philippine mir gefolgt, so dürfte sie diese Schmerzen nicht ausstehen."

Aber auch die Schnürbrust half nichts. Die ungehorsame Philippine wurde ein kleiner, krummer, unansehnlicher Körper, und beweinte zu spät ihren Ungehorsam. Wenn sie nach der Zeit Kinder sah, so sagte sie allezeit: Kinder, gehorcht euren Eltern! Ich wär kein Krüppel worden, wenn ich meinen Eltern gehorcht hätte.

Salzmann.

Der Geitzhals Veit.

Denket ja nicht, sprach Vater Ehrenreich, daß die Sparsamkeit darin bestehe, daß man alles, was man hat, aufhebt, und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, liebe Kinder, das ist der Geitz; ein häßliches Laster, welches denjenigen, der davon angesteckt ist, nicht glücklich seyn läßt. Denn der Geitzige verliert nach und nach den Geschmack an allen unschuldigen Freuden; die ganze schöne Welt hat für ihn nichts Schönes, nichts Angenehmes mehr, als allein das Geld, welches er doch nicht zu gebrauchen Lust hat. Um dieses zu erwerben, und zu sparen, entzieht er sich vieles, was zur Gesundheit, zum Vergnügen und zur Wohlanständigkeit erfodert wird. Für das himmlische Vergnügen, welches wahre Freundschaft gewährt, hat er keinen Sinn. So wie er selbst keinen liebt, so lieben ihn auch andere nicht. Er dient keinem seiner Nebenmenschen, als wenn er etwas dabey verdienen kann; und deswegen dienen auch andere Menschen ihm nicht gerne wieder. Daher kommt es denn zuweilen, daß der Geitzige, gerade um seines Geitzes willen, in Armuth und Elend geräth.

„Nun, das verstehe ich doch in der That selbst nicht recht, fiel hier der Nachbar Guttwill ein. Wie kann der Geitz jemals eine Ursache zur Armuth werden?“

Wie er das kann? Nun, ich muß mich wohl erklären. Erinnert ihr euch nicht mehr an den ehemaligen Wechsler Veit, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch, was wollet ihr euch seiner nicht erinnern, da er erst seit fünf Jahren todt ist. Nun, war der in seinem Alter nicht so geitzig, als man

es nur seyn kann? War er vorher, ehe er so geitzig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer in der Stadt geworden? Und wurde er, dessen ungeachtet, nicht zuletzt als ein Bettler begraben? Woher kam denn das?

„Ich wüßte eben nicht; daß sonderbare Unglücksfälle Schuld daran gewesen wären."

Ich auch nicht; wohl aber weiß ich, daß sein Geitz ihn arm gemacht hat. Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, ließ er sich zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hatte er drey oder vier Kaufmannsbediente halten müssen; aber sein Geitz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr, als für Einen Menschen, arbeiten konnte; so mußte er manches unordentlich machen, oder vernachläßigen, wovon er Schaden litt. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn, und so schlechte Kost, daß sie, aus Mangel an dem Nothwendigen, der Versuchung, ihn zu bestehlen, unterlagen. Seinem Viehe — denn er trieb auch Landwirthschaft, ungeachtet dieß mit seinen Handlungsgeschäften nicht bestehen konnte — entzog er die nöthige Nahrung, und bürdete ihm gleichwohl mehr Arbeit auf, als billig ist. Daher starb ihm denn auch ein Stück nach dem andern hin, oder wurde ihm unbrauchbar. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit dann jedesmal eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude wurden baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er sie wieder herstellen können; allein auch diese reueten ihn, und am Ende fielen sie ganz oder stückweise

zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben, so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm borgen, so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und verweigerte es, auch wenn es dem andern noch so nöthig war. Deßwegen war ihm auch keine Seele gut, kein Mensch wollte ihm wieder dienen; und wann er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er es allemal dreyfach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen; darüber versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte, und litt immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht satt gegessen; oft hatte er die ungesündesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kostete; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können; aber der Arzt und die Arzney waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bey der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, einige eingefallene Häuser, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses. Nun, hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe? Und ist es nicht wahr, was das Sprüchlein sagt:

Der Geizhals muß sich stets kasteyn,
Und kann sich nie des Lebens freun;
Er darbt im größten Ueberfluß,
Und hat für saure Müh nur Sorgen und Verdruß.

Campe.

Der Geitzhals Sylvius.

Hang zur Verschwendung ist tadelhaft, aber Geitz ist es noch mehr; er verkehrt den Menschen und raubt ihm die schönsten Freuden des Lebens. Unter den vielen merkwürdigen Beyspielen von Geitzhälsen, die im größten Ueberflusse darbten, behauptet der als Arzt sehr berühmte Sylvius, welcher im sechzehnten Jahrhunderte lebte, einen der ersten Plätze.

Sylvius trug in Paris die Arzneywissenschaft vor. Er hatte eine große Menge von Zuhörern, unter welchen sich immer eine große Anzahl armer Studierender befand. Mehrere von diesen kamen zu ihm mit der Bitte, ihnen das zu erlassen, was die andern für die Lehrstunden bey ihm bezahlen mußten. Allein Sylvius hatte für solche Bitten kein Gehör; er bestand vielmehr mit großer Härte darauf, daß auch die Aermsten ihm die festgesetzte Zahlung leisteten.

Durch seine Lehrstunden und seine Curen erwarb er sich ein großes Vermögen. Doch wie benutzte er es? — Um die Ausgaben, welche die Ernährung einer Familie erforderte, zu vermeiden, entschloß er sich, unverehlicht zu bleiben. Er hielt sich einen Maulesel, eine Katze, und eine Magd. Die letzte bekam trocken Brod zu essen, und Wasser zu trinken. Doch auch dieß schien dem Geitzhalse zu viel zu kosten. Die Magd schickte er daher fort, die Katze wurde ersäuft, und den Maulesel verkaufte er. Vergnügt sagte er an dem Tage, an welchem dieß geschehen war, zu seinen Freunden: Heute habe ich mir drey Bestien vom Halse geschaft: die Katze, den Esel und die Magd.

Von Bedürfnissen des Lebens hatte sich Sylvius ganz frey gemacht. Den Durst konnte er ohne Geld

löschen; — er trank Wasser. Wenn er nur auch so wohlfeil hätte essen können! Er begnügte sich mit der schlechtesten Kost. Oft entfloh er dem Hunger durch den Schlaf.

Die Kälte konnte dem gelehrten Sylvius nichts anhaben. Er ersann ein Mittel, sie auf die wohlfeilste Art von sich abzuhalten. Dieß bewirkte er durch ein einziges Stück Holz auf folgende Weise:

Sylvius bewahrte dieses schwere Stück Holz im Keller auf. Fror er, so eilte er in den Keller, nahm das Holz auf die Schulter, und trug es auf den Boden; von da hinab in den Keller, und dann wieder hinauf auf den Boden. Dieß trieb er so lange, bis er warm wurde.

Alles, was Sylvius für andere that, ließ er sich bezahlen; nichts that er unentgeltlich. Daher machte man schon bey seinen Lebzeiten die Grabschrift auf ihn: Hier liegt Sylvius, welcher nie etwas umsonst gab, und der noch im Grabe sich umwenden würde, wenn er wüßte, daß du, o Wanderer, der du dieß lieseſt, es umsonst lieseſt.

Sylvius sammelte ein großes Vermögen, welches aber niemanden zu gute kam. Er verscharrte es in seinem Keller; doch niemand fand nach seinem Tode die Stelle, an welcher er es vergraben hatte.

Der Geizhals Daniel Dancer.

Fast noch mehr als Sylvius zeichnete sich durch seine Knickerey Daniel Dancer aus. Er war in England (zu Pinner ohnweit Harrow) im Jahre

1715 geboren, und hatte noch zwey Brüder und eine Schwester, die eben so geizig war als er.

Der Vater von Daniel Dancer besaß ein ansehnliches Vermögen, mit welchem Daniel sehr gut haushielt. Er vermehrte es durch seine erstaunliche Knauserey so stark, daß er davon gegen zwanzig tausend Thaler einnahm.

Die knickerische Schwester diente dem geizigen Bruder als Magd. Sie hätte sich schön, ja prächtig kleiden können; allein sie verschmähte allen Schmuck, suchte sich Lumpen von weiblichen und männlichen Kleidungsstücken zusammen, machte sich daraus einen Anzug, und band denselben, nicht etwa mit einem gewebten Bande, sondern mit einem Bindfaden von Hanf um ihren Leib.

Man wird fragen, ob sich Jungfer Dancer in einem solchen Anzuge in Gesellschaft gewagt habe? Das that sie fast nie. Nur äußerst selten kam sie aus ihrer höchst erbärmlichen Wohnung zum Vorscheine. Zuweilen geschah es, daß Jäger mit ihren Hunden über die Felder des knickerischen Bruders zogen. Vernahm die Schwester den Lärm derselben, so gerieth sie in Zorn, bewaffnete sich mit einem Besenstiele oder einer Mistgabel, und rückte gegen die Lärmenden aus, um sie von den Besitzungen des Bruders fortzujagen. Sie soll bey diesem Aufzuge gerade wie ein Bund alter Lumpen, oder wie eine alte Wildpretscheuche ausgesehen haben.

Höchst erbärmlich sah das Haus aus, in welchem dieß saubere Geschwisterpaar wohnte. Ueberall war es geflickt, und doch bedurfte es noch immer an allen Ecken und Enden der Ausbesserung. Was neu und alt darin sey, war kaum zu unterscheiden.

Aermlich wohnten diese zwey Geizhälse, und eben so ärmlich war ihre Lebensweise. Sie zogen sich das Nöthigste ab, um nur viel Geld anzuhäufen, und litten die größte Noth, um nur ihre Erwerbsucht zu befriedigen. Es wäre ganz nach ihrem Wunsche gewesen, hätten sie von der Luft leben können. Da dieß nicht möglich war, so suchten sie in Rücksicht der Kost sich wenigstens so einzuschränken, daß ihre Ausgaben nicht sehr groß waren. Für die Woche waren drey Pfund Rindfleisch und vierzehn harte Klöse bestimmt, womit sie recht gut auskamen. Einige alte Schöpsfüße oder ein halber Rindskopf gaben ihnen die nöthige Suppe für acht Tage. Wollte Herr Dancer einmal sich und seiner Schwester gütlich thun, so ließ er eine fettere Suppe kochen, und gab dazu abgenagte Knochen her, die er auf seinen Spaziergängen den Hunden abgejagt hatte.

Man erzählt von Herrn Dancer, daß er einst einen Fund gethan habe, der ihn in großes Entzücken versetzte. Er erblickte nemlich auf einem Spaziergange ein todtes Schaaf, welches wahrscheinlich an einer Krankheit gestorben war. Das war für ihn eine herrliche Entdeckung. Er sprang sogleich hin, hob das gefallene Thier auf seine Schulter, und trug es triumphirend nach Hause. Hier wurde ihm sogleich das Fell abgezogen, und das Fleisch in Stücken zerhauen. Jungfer Dancer machte hierauf eine große Menge Hammelfleisch-Pasteten davon, und nahm dazu eine eigene Würze. Dieser Fleischvorrath soll mehrere Wochen lang gedauert haben.

Als die sparsame Schwester einmal krank wurde, und ihr Uebel den Tod drohete, so sah man ein, daß es nöthig sey, einen Arzt zu Hülfe zu rufen. Dazu

war aber der haushälterische Bruder nicht zu bewegen. Wozu der Arzt? sagte er; der kostet nur viel Geld, und hilft doch zu nichts. Wenn es Gottes Wille ist, daß meine Schwester sterben soll, so wird sie gewiß sterben, wenn auch alle Doctores der Welt zu Hülfe gerufen werden. Es heißt dieß nur in Gottes Veranstaltungen eingreifen, und seinem Willen widerstreben. Ueberdieß ist es gewiß, daß die Kranke einmal sterben muß. Ob dieß nun jetzt oder ein andermal geschieht, das ist einerley.

Wirklich ließ er auch die leidende Schwester ohne ärztliche Hülfe, und brachte ihr in ihren letzten Augenblicken nicht mehr, als ein Stückchen Rindfleisch und ein Paar kalte, harte Klöse. Hätte sich nicht eine menschenfreundliche Wittwe ihrer angenommen und sie sorgfältig gepflegt, so wäre sie ganz verlassen gewesen, und in ihrem Elende vielleicht umgekommen. Sie wurde durch die Liebe dieser Wittwe so gerührt, daß sie sich vornahm, ihr das Vermögen zu vermachen, das sie sich erworben hatte. Allein noch ehe sie ihr Testament machte, gab sie den Geist auf.

Die beyden andern Brüder machten Ansprüche auf das hinterlassene Vermögen; sie wünschten, daß es in gleiche Theile getheilt würde. Dagegen setzte sich aber Daniel, und gerieth dadurch mit seinen Brüdern in einen Prozeß. Dieser wurde dahin entschieden, daß Daniel von dem hinterlassenen Gelde, ehe es gleich getheilt würde, ungefähr sieben tausend Thaler erhalten sollte, weil die Verstorbene bey ihm dreyßig Jahre lang Kost und Wohnung gehabt, und dafür im letzten Jahre nichts gethan, als gegessen und im Bette gelegen habe. — Nun erst, als Daniel diese Summe erhalten hatte,

wurde das übrige unter ihn und seine zwey, ebenfalls sehr geitzige, Brüder gleich getheilt.

Nach dem Tode der Schwester sah Daniel Dancer sich ganz verlassen. Er fand es für nöthig, sich nach einem Gesellschafter und Gehülfen umzusehen. Deßhalb nahm er einen Bedienten, Nahmens Griffith, an, der seinem Herrn im Punkte der Knickerey sehr ähnlich war. Dieß konnte man schon daraus sehen, daß er sich während seiner Dienstjahre über drey tausend Thaler gespart hatte, ob er gleich des Jahrs nicht vielmehr als dreyßig Thaler Dienstlohn bekam.

Er war schon sechzig Jahre alt, als er in Herrn Dancers Dienste trat. Dieser zahlte ihm sehr wenig. Er half seinem Herrn besonders Knochen und dergleichen suchen. Fast alle Tage gingen sie auf die Knochenjagd, und um deren desto mehr zu finden, nahm jeder einen besondern Weg. Beyde tranken das Doppelbier gern. Dancer, um kein Geld dafür auszugeben, schlich sich in die Küche einer Nachbarinn zu dem Bierkruge, und soff sich gewöhnlich so voll, daß er sich auf der Erde herumwälzte, welches oft zu Zänkereyen zwischen ihm und Griffiths Veranlassung gab.

Man kann es sich leicht vorstellen, wie es mit Dancers Kleidern wird ausgesehen haben. Sie waren ganz zerlumpt. Um sie zusammen zu halten, umgürtete er seinen Leib mit einem Strohbande. Seine Strümpfe waren so stark geflickt und beschmutzt, daß man von dem eigentlichen Stoffe, aus dem sie verfertigt waren, nichts mehr bemerken konnte. War das Wetter schmutzig oder kalt, so umwand er die Strümpfe mit Heuhändern, und nun dienten sie ihm auch anstatt der Stiefeln. Sah man ihn in seinem elenden Anzuge: so glaubte man einen Bettler vor sich zu sehen. Das

Pferd, welches er sich hielt, trug nur auf den Vorderfüssen Hufeisen; auch die Hinterfüsse beschlegen zu lassen, schien ihm ein ganz unnöthiger Aufwand.

Unter die überflüssigen Ausgaben zählte Herr Dancer auch den Schnupftoback. Er schnupfte nie. Jedoch trug er allezeit eine Dose bey sich. Kam er mit einem zusammen, welcher schnupfte, so nahm er sich eine oder ein Paar Prisen, brachte sie aber nicht in die Nase, sondern in die Dose, die auf diese Weise gewöhnlich in einem Monathe voll wurde. So wie dieß der Fall war, ging er in einen nahen Lichthändler-Laden, und tauschte dort den Schnupftoback gegen ein Pfennig Licht aus, mit welchem er sich so lange behalf, bis die Dose wieder voll war, und er ein neues Licht eintauschen konnte. Nie gebrauchte er dasselbe, als wenn er zu Bette ging.

Nur selten wusch er Gesicht und Hände; denn er hätte in diesem Falle ein Handtuch kaufen müssen, um sich abzutrocknen. Dieß schien ihm unnöthig. Das Handtuch, sagte er, nutzt sich ab; auch verursacht das Waschen desselben, wenn es schmutzig geworden ist, grossen Aufwand, und wozu dieß alles? — Schien die Sonne, so ging er an einen Teich in der Nähe, wusch sich und rieb sich mit Sand, legte sich dann auf den Rücken, und ließ sich von der Sonne trocknen.

Eines Tages begab sich Herr Dancer nach London, um dort ein Kapital von einigen tausend Thalern auf Zinsen niederzulegen. Ein Herr sah ihn, hielt ihn für einen Bettler, und gab ihm ein Paar Pfennige. Dancer steckte den Schimpf, der für ihn damit verbunden war, mit den Paar Pfennigen ein, und begab sich davon.

So dürftig es mit allen seinen Kleidungsstücken

überhaupt aussah, so ärmlich war es besonders mit seinen Hemden beschaffen. Doch „Hemden" kann man nicht einmal sagen. Dancer hatte nie mehr als Ein Hemde. Dieses kaufte er immer in einer Trödelbude. Nie durfte es mehr als einen halben Laubthaler kosten. So lange er es trug, wurde es weder gewaschen noch ausgebessert, und er trug es so lange, bis es ihm Stückweise vom Halse fiel. Dieß schreckte alle Menschen von ihm zurück; nur eine gewisse Art von Gesellschaftern, die man nicht gerne nennt, stellte sich bey ihm ein, und schlug seine Wohnung in seinen zerlumpten Kleidern auf.

Bey dem Kaufe eines Hemdes glaubte sich Dancer einmal von einem alten Weibe um zwey Groschen betrogen. Er brachte sogleich die Sache vor Gericht; der Prozeß fiel aber für ihn nicht glücklich aus; er wurde zur Ruhe verwiesen, und mußte — zu seinem großen Aerger — die Unkosten, welche ungefähr zwey Thaler betrugen, bezahlen. Das Unglück wurde dadurch noch vermehrt, daß er auf dem Wege nach London und von da nach Pinner zurück fast über einen Groschen verzehrt hatte.

Nur Eine Person, eine gewisse Lady Tempest, hatte auf diesen Geitzhals einigen Einfluß. Sie redete ihm zu, etwas bequemer zu leben; doch vergebens. Endlich brachte sie es doch mit großer Mühe dahin, daß er seinen alten, häßlichen Hut, den er bereits dreyzehn Jahre lang getragen hatte, bey Seite legte, und sich dafür bey einem Juden einen andern alten für sieben Groschen kaufte. Doch da Lady Tempest ihn einige Tage darauf besuchte, sah sie, zu ihrer größten Verwunderung, daß er wieder seinen alten Hut aufhatte. Sie fragte ihn um die Ursache davon. Mit vie-

ler Freude erzählte er ihr, daß er den für sieben Groschen gekauften Hut für zehn Groschen seinem Bedienten Griffiths wieder verkauft habe.

Herr Dancer aß die Forellen außerordentlich gern. Lady Tempest schickte ihm eines Tages eine gesottene. Es fror stark, und da er die Forelle bis über Nacht aufhob: so fror sie beynahe zu Eis. Seine Zähne vertrugen es nicht, sie so kalt zu essen. Sie aufzuwärmen, schien ihm auch nicht rathsam. Es mußte denn Feuer angemacht werden, was ihm zu kostspielig dünkte. Er sann daher auf ein Mittel, das herrliche Gerücht ohne Kosten warm zu machen, und endlich war er auch so glücklich, eines zu finden. Um sich gegen die Kälte zu schützen, ohne doch einzuheitzen, blieb er im Bette liegen, und hielt sich auf diese Weise warm. — Er nahm den Fisch, that ihn nebst der Sauce zwischen zwey zinnerne Teller, setzte sich nun im Bette darauf, und blieb so lange auf den Tellern sitzen, bis das köstliche Gericht etwas warm geworden war.

In der ganzen Gegend, in welcher der Geitzhals wohnte, wurde er für einen reichen Mann gehalten. Dieß reitzte eine Bande Diebe, in sein Haus einzubrechen, und ihn auszuplündern. Sie drangen ein, fanden aber nur äußerst wenig Geld; denn Dancer hatte sein Vermögen so wohl versteckt, daß man es nicht leicht auffinden konnte. Unter dem Gespinnste der Spinnen im Kuhstall lagen seine Banknoten; das Gold aber hatte er in Löchern im Schornsteine und auf dem Herde herum versteckt, und mit Ruß und Asche überschüttet.

Die Diebe, welche in sein Haus eingebrochen waren, wurden eingefangen, und vor Gericht gebracht. Hier war Dancers Gegenwart nöthig. Lady Tempest redete ihm zu, von ihr ein reines Hemd anzunehmen,

damit er mit mehr Anstand vor dem Gericht erscheinen könne. Allein dazu wollte er sich nicht bequemen. Mein Hemde ist gut genug, sagte er; es ist ja neu; denn ich habe es erst vor drey Wochen gekauft, wo es ganz rein war.

Am liebsten hatte Daniel Dancer seinen Hund, den er Kind Robert nannte. Diesem gab er täglich ein halbes Maaß Milch. Aber da Kind Robert eines Tages mehrere Schaafe des Nachbars zerzaust hatte, so führte Dancer ihn sogleich zu einem Hufschmid, der dem Thiere alle Zähne abfeilen mußte, damit er kein ähnliches Unheil anrichte, und dem Herrn dadurch Kosten verursache.

In seinem 78sten Jahre wurde Herr Dancer krank. Lady Tempest besuchte ihn, und fand ihn, in einen Sack gehüllt, elendiglich da liegen. Sie machte ihm über das Unschickliche darin Vorstellungen, aber sie fruchteten nichts. Sie redete ihm zu, wenigstens ein Kopfkissen bringen zu lassen, damit er höher liege. Dazu verstand er sich, und befahl seinem alten Diener Griffiths, ihm ein Bündel Heu herbey zu hohlen.

Im Jahre 1794 im Oktober starb der Geitzhals, der bey allen seinen Fehlern auch einige gute Eigenschaften, z. B. eine strenge Rechtschaffenheit, besaß.

Das Haus des Verstorbenen fiel an einen Kapitain Holms! Von außen sah es erbärmlich aus, aber desto mehr Schätze fanden sich im Innern, die man aber erst lange aufsuchen mußte. Mehrere Wochen waren zum Auffinden derselben nöthig.

Der Kapitain Holms fand in diesem Hause von Zeit zu Zeit große Krüge, die mit Guineen gefüllt waren. Unter den Unterzügen alter Stühle entdeckte er ganze Bündel von Banknoten, und in dem Stalle

groſſe Krüge voll Thaler und Groſchen. In dem Schornſteine fanden ſich über 1200 und in einem alten Theetopfe beynahe vier tauſend Thaler. An einer Krippe im Stalle fand man eine ſorgfältig zuſammengebundene und feſt angenagelte Jacke, welche über drey tauſend Thaler enthielt. Die reichſte Geldlade war der Miſthaufen im Kuhſtalle, in welchem ſich eine Summe von mehr als ſechzehn tauſend Thalern vorfand. Ueberhaupt betrug das ganze hinterlaſſene Vermögen ſo viel, daß es jährlich gegen zwanzig tauſend Thaler Zinſen [illegible]erf.

Gelaſſenheit.

Der berühmte Raleigh hatte den ſehr traurigen Auftritt zu erleben, daß er von einem jungen hitzigen Menſchen auf das empfindlichſte beleidigt wurde. Des Jünglings Tollköpfigkeit ging ſo weit, daß er noch aufgebrachter wurde, als Raleigh auf ſeine Beleidigung nichts erwiederte, und ganz kalt dabey blieb. Er bot alles auf, ſelbſt an öffentlichen Orten ſuchte er ihn in Hitze zu bringen. Aber vergebens, der groſſe Mann blieb gleichgültig. Der junge Menſch forderte ihn wie raſend auf, ſich mit ihm zu ſchlagen, und bekam, wie natürlich, abſchlägige Antwort. Denkt, meine jungen Freunde, was der Elende that. Statt in ſich zurück zu kehren, ſtatt mit Reue und Beſchämung ihn um Verzeihung zu bitten, ſo ſpie er dem braven Mann ins Geſicht. Auch hier blieb Raleigh

noch

noch standhaft, und der Rasende erreichte seinen Entzweck eben so wenig, als vorher. Jener zog ganz gelassen sein Schnupftuch aus der Tasche, und sagte mit aller Gelassenheit: Armer junger Verirrter, könnte ich dein Blut eben so leicht von meinem Gewissen wegwischen, wie diesen Schimpf von meinem Gesichte, ich wollte dir den Augenblick das Leben nehmen.

Claudius.

Genügsamkeit.

Ein wohlthätiger Mann in einer gewissen Stadt hörte, daß in derselben Stadt eine rechtschaffene Frau lebte, welche ihren Mann, der schon vier Jahre krank lag, bloß mit der Arbeit ihrer Hände ernährte. Da er sehr mitleidig war: so dachte er bey sich selbst:

„Wie sauer muß es der armen Frau werden, ihren Mann, der fast kein Glied regen kann, zu verpflegen, und dabey auch noch so viel mit Arbeiten zu verdienen, daß sie beyde davon leben können! Sie bedarf gewiß Hülfe und Unterstützung.“

So dachte der wohlthätige Mann, steckte ein Paar Thaler zu sich, und suchte ihre Wohnung auf. Nach vielen Fragen fand er sie endlich in einer abgelegenen Gasse, in einer kleinen elenden Hütte. Die Frau empfing ihn freundlich; vor ihr lag ein Stück Zeug, worauf sie Blumen gestickt hatte; neben ihr stand das Bette [illegible] Mannes, der nur mit leiser Stimme sprechen konnte. Alles war reinlich und ordentlich; aber über-

all sahe man Merkmale der bittersten Armuth. — Wie er hinein trat, sagte er zu der Frau, es wäre ihm von Jemand aufgetragen worden, ihr etwas an Geld zu ihrer Unterstützung einzuhändigen. Allein sie antwortete:

„Ich danke Ihnen, lieber Herr, für Ihre Mühe; „Gott mags dem Wohlthäter lohnen, daß er sich „der Verlassenen annehmen will; aber, dem Himmel „sey Dank, ich brauche jetzt keine Hülfe."

„Aber der Mann da im Bette braucht Hülfe," — sagte der Wohlthäter; und die Frau antwortete:

„Es ist mein Mann; ich hab ihm, wie er jung „und gerad war, vor den Augen Gottes versprochen, „in Lieb und Leid, in Glück und Unglück ihn nicht zu „verlassen; dieses Versprechen will ich mit Gottes „Hülfe auch halten; und mein Verdienst reicht noch „immer hin, uns zu ernähren."

Der Wohlthäter bot ihr das Geld noch einmal an, und sagte:

„Gute, redliche Frau, nehmen Sie das Geld, ich „darf es nicht wieder zurückbringen."

„Ich kann es nicht annehmen" — antwortete sie — „Mein Gott, es gibt ja so viele, die ärmer „sind, als ich."

Der Wohlthäter war bis zu Thränen gerührt, legte das Geld auf das Fenster, und wollte gehen. Aber die Frau hielt ihn zurück, gab ihm das Geld wieder, und sagte:

„Wenn Sie mir denn Gutes thun wollen, so neh„men Sie das Geld, und kaufen Sie mir eine Bibel „mit grober Schrift. Bey Tage habe ich keine Zeit, „zu lesen. Nur des Abends, wenn ich nicht mehr se„hen kann, lese ich gerne; und da ist mir meine Bibel

„schon zu fein. — Und noch eins: sagen Sie mir „Ihren Nahmen; wenn mir einmal große Noth zu„stößt, so will ich zu Ihnen kommen, und das übrige „Geld hohlen.“

Er sagte ihr seinen Nahmen und seine Wohnung, und beym Abschied sprach er:

„Morgen soll Sie die Bibel haben. Gott segne „Sie!“

Indem er zur Thüre hinaus ging, begegnete ihm ein alter Mann, der so aussah, als wenn er auch in dieses Haus gehörte.

Er fragte ihn, wer er wäre? und der Alte antwortete:

„Ich bin ein armer Mann, der keinen Menschen „mehr hat; die Frau hier hat mich vorige Woche zu „sich genommen, und gibt mir zu essen.“

Jetzt bewunderte der Wohlthäter die rechtschaffene Frau noch mehr, kehrte wieder um und sagte zu ihr:

„Wenn Sie für sich selbst nichts annehmen will, „so nehme Sie doch etwas als Kostgeld für diesen „armen Mann. Ich will ihn künftig ernähren.“

„Ach, liebster Herr!“ antwortete sie — „ich kann „jetzt kein Geld annehmen. Geben Sie es doch denen, „die ärmer sind, als ich. — Schenken Sie mir eine „Bibel, wenn Sie wollen; und wenn ich einmal in „Noth komme, so geben Sie mir, was Sie können.“

Der Wohlthäter gab endlich nach, nahm sein Geld, und verließ das Haus mit Thränen. Den andern Tag schickte er ihr die versprochene Bibel nebst einigen andern schönen Büchern und wünschte sich nur Gelegenheit, noch mehr zu ihrer Erleichterung zu thun. Er

hatte viel Mitleiden mit ihren dürftigen Umständen; doch sagte er bey sich selbst:

„Sie ist nicht zu bedauern; sie ist glücklicher, als „der größte Theil der Reichen, welchen es an Zufrie„denheit und an einem guten, tugendhaften Herzen „fehlt. Der größte Reichthum macht nicht froh und „glücklich, wenn man nie genug hat, und sich immer mehr „wünschet. Wer sich aber gewöhnt hat, sich mit dem „Nothwendigen zu begnügen, der wird auch das „Wenige, was ihm Gott gibt, mit stillem, zufriedenen „Herzen genießen.“

Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und läßet ihm genügen.

Lucius Junius Brutus.

Tarquinius, der Grausame — siebenter König des römischen Staats — belagerte eben Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, als er die Nachricht von einem schändlichen Verbrechen seines Sohnes Sextus — von seiner deßhalb augenblicklich vorgenommenen Entthronung, und der Einführung einer consularischen Regierung an die Stelle der monarchischen erfuhr. Mit der Selbsttäuschung des Stolzes eilte er ungesäumt aus seinem Lager nach der aufrührerischen Residenz, um die Treulosigkeit seiner Verwandten zu bestrafen, und den Empörern das ihm entrissene Szepter wieder zu entwinden. Zu seinem Erstaunen fand er aber die Thore seinem Eintritt verschlossen, und bewaffnete Bürgerreihen auf der Mauer der Stadt. Ergrimmt über

die Vereitlung seiner Absicht ging er zu seiner Belagerungsarmee zurück, um, von ihr unterstützt, mit Gewalt den Versuch zu wagen, der ihm mit seinem kleinen Gefolge nicht gelungen war. Allein diese hatte sich bereits während seiner Abwesenheit für die neue Staatsveränderung einmüthig erklärt, und versagte ihrem gestürzten Herrscher den gehofften Schutz und Beystand.

Verlassen floh Tarquinius nach Etrurien, und faßte nun den Entschluß, durch Ränke und Intriguen, für welche er junge Wüstlinge in Rom — Begleiter seiner Söhne an den Festen der Schwelgerey — durch Etrurische Mittelspersonen zu fesseln wußte, seine Krone wieder zu erringen; und wirklich genoß er auch das Vergnügen, seinen künstlich eingefädelten Plan rasch reifen zu sehen.

Die Freunde seiner Familie spannen zur Wiedereinsetzung derselben in die Rechte der verlornen Herrschaft über Rom eine Verschwörung gegen die neue Regierungsverfassung an. Zwey Söhne des Lucius Junius Brutus und drey Neffen des Tarquinius Collatinus standen an der Spitze der Verbündeten.

Ein Sklave — Vindicius — erschlich sich aber bey einem Gastmahle der Vitellier ihr Geheimniß, und meldete die Gefahr des Staats dem Publius Valerius Poplicola.

Valerius verbirgt den willkommenen Verräther in seinem Hause, und geht, von einem Schwarm Sklaven, Freunden und Schutzverwandten begleitet, in die Wohnung der Aquilier, in welcher die Verschwornen mit den Etrurischen Abgeordneten der Tarquinier ihre heimlichen Zusammenkünfte halten. Ohne erhebliche

Gegenwehr bemächtigt er sich der gegenwärtigen Häupter der Verschwörung und ihrer Papiere.

Am nächsten Tage wird der Rath der Alten und das Volk zu einer Versammlung eingeladen, und die Consuln, der genannte Junius und Tarquinius, besteigen die Richtersitze, um über die Verhafteten Gericht zu halten.

Sie erscheinen — und werden an Pfähle geschnürt.

Brutus beginnt das Verhör mit seinen Söhnen. Mündliche und schriftliche Zeugnisse erklären sie für schuldig, und Thränen des Ueberzeugtseyns und der Reue entstürzen ihren Augen. Kalt und ernst fragt sie Brutus: „was hast du, Titus, und du, Tiberius, zur Vertheidigung vorzubringen?“

Sie schweigen! — Drey Mal ertönt die auffordernde Stimme des Richters, und immer enthält nur ein Strom der heißesten Thränen die verlangte Antwort.

Schonendes Mitleiden schwebt jetzt in die Versammlung nieder, und ein leises Geflüster: „nur Verbannung den Schuldigen“ irrt von Mund zu Mund. Zähren feuchten Collatinus's Wangen, und selbst Valerius — die geborne Strenge — steht in sich gekehrt, und schweigt.

Brutus erhebt sich von seinem Sitze, um das unwiderrufliche Urtheil über die Verbrecher zu fällen. Tiefe Stille und bange Erwartung verbreiten sich über Senat und Volk; — bebend harren sie der Entscheidung. — Sie erfolgt.

Brutus — Sieger im schweren Kampfe mit den Regungen des väterlichen Gefühls — spricht mit der feyerlichsten Selbstverläugnung zu den Nachrichtern:

„ich übergebe sie euch, Lictoren! vollzieht an ihnen die Gesetze!“ —

Ein Schrey des Entsetzens entfährt der Versammlung. Nie empfundener Schmerz dringt sich ihren Mitgliedern auf, und mit der rührenden Bitte der Wehmuth begehren sie Verzeihung für die Verdammten. Tausend Stimmen erschallen: „wir geben sie ihrem Vaterlande — wir geben sie ihrer Familie wieder!“ — Umsonst.

Der Richter hatte gesprochen, und der Vater die Empfindungen des Herzens der Gesetzesstrenge geopfert.

Titus und Tiberius werden enthauptet. Mit der äußersten Ruhe wohnt Brutus diesem Schauspiele bey. Er sieht seine Söhne geißeln, und keine Spur der Rührung furcht sein Gesicht. Er sieht die Köpfe seiner Kinder vom Rumpfe fliegen, sieht sein Blut aus ihren Adern sprudeln, und — bleibt kalt. Aber jetzt wischt der Henker das Blut vom nassen Beile — der grausende Auftritt ist vorüber, und der Vater eilt in die Winkel seines Hauses, um das Unglück zu beweinen, dessen Beklagung ihm die Erfüllung der Staatspflicht öffentlich nicht erlaubt hatte.

Graun.

Herr Oront und seine Kinder.

Herr Oront hatte zwar viel Geld, verzärtelte aber deßwegen seine Kinder doch nicht, wie oft die Reichen zu thun pflegen. Sie bekamen nichts, oder

sehr selten, von den ausländischen Getränken, wodurch vieler Kinder Mägen geschwächt werden, und ihr Blut erhitzt wird. Eine Schale Wasser war des Morgens ihr erster Trunk. Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten bestunden aus Gemüse und Obst; nur selten genossen sie Fleisch. Sie waren gewöhnt, im kalten Wasser sich zu waschen, im kalten Zimmer und ungewärmten Betten zu schlafen, und Wind und Regen auszuhalten.

Bey dieser Lebensart waren die Kinder frisch und gesund.

Sie glaubten aber doch, daß sie es nicht so gut hätten, als Herrn Weichlichs Kinder, die Kaffee, Thee, Torte und allerley Näscherey bekamen, so viel sie wollten; denen des Morgens das Waschwasser, des Abends das Bett gewärmt wurde, und die nicht ausgehen durften, wenn die Witterung einigermaßen unfreundlich war.

Sie klagten es sogar einmal dem Vater, und wünschten, daß sie es eben so gut, wie die kleinen Weichlinge, haben möchten.

Da besuchte Herr Oront einmal Herrn Weichlich und nahm seine Kinder mit.

Bey ihrem Eintritte in die Stube kamen ihnen drey elende, gelbe Kinder entgegen, die blaue Lippen, eingefallene Augen, schwarze, faule Zähne hatten, und so kraftlos waren, als wenn sie sich nicht satt essen dürften. Die Frau Weichlichinn klagte mit Thränen, daß das vierte Kind schon seit acht Tagen im Bette bleiben müßte, nahm ein großes Arzneyglas, und zwang ihre Kinder, davon einzunehmen.

Bey Tische konnten Weichlichs Kinder wenig genießen, ihre Gäste genossen aber mit munterm Gesichte von allem, was aufgetragen wurde. Als sie unter

andern saure Gurken mit großem Appetite verzehrten, fragte die Frau Weichlichinn ängstlich, ob ihnen das nicht schade? sie dächte, ihre Kinder würden sterben müssen, wenn sie nur ein Schnittchen von einer so unverdaulichen Kost verzehrten. Noch mehr verwunderte sie sich, daß Oronts kleiner Karl ein Glas kaltes Bier austrank. Sie bestrafte ihn sogar deßwegen, und sagte, daß er ein andermal sein Glas fein in den Ofen setzen und wärmen sollte, damit er nicht etwa den Husten bekäme.

Nach aufgehobener Tafel nahm Herr Oront mit seinen Kindern Abschied, und ließ sie, als er nach Hause kam, wie gewöhnlich in ihre kalte Betten gehen.

Des Morgens kamen sie munter, wie die jungen Rehe, ihm entgegen gesprungen. Ihre Wangen blühten, wie die Rosen, und aus ihren Augen blitzte jugendliches Feuer. „Ey, wie freue ich mich, sagte der Vater, daß ich so gesunde und muntre Kinder habe! wie sehr würde es mich dauern, wenn ihr so elend, wie des Herrn Weichlichs Kinder, wäret! Was meint ihr wohl zu diesen Kindern?" — „Ach! antwortete Philippinchen, das waren arme Kinder. Sie sahen ja aus, als wenn sie im Grabe gelegen hätten. Sie konnten ja von den aufgetragenen Speisen fast gar nichts genießen. Ich möchte nicht an ihrer Stelle seyn, und wenn man mir tausend Thaler geben wollte." — „Aber, fuhr der Vater fort, wenn ich dich und deine Geschwister nun eben so, wie sie, verpflegen ließ; wenn ich dein Waschwasser, dein Getränke, dein Schlafgemach und Bett wärmen ließ; wenn ich dir statt deines Butterbrods Kaffee und Gebackenes, statt der Erbsen, die wir zu Mittage essen werden, ein Pastetchen oder sonst etwas Leckerhaftes zurichten ließ, möchtest

du alsdann nicht an der Stelle der kleinen Weichliche seyn?" — „Nein, mein lieber Vater! schrie Philippinchen, lieber will ich frieren und mit der elendesten Kost vorlieb nehmen, als bey guten Bissen und einem gewärmten Bette ein krankes, elendes Mädchen seyn."

„Das ist mir lieb, sagte der Vater, daß mein liebes Philippinchen die Gesundheit, die sie genießt, so hoch zu schätzen weiß. Nun wird sie sich wohl nicht wieder beklagen, wenn sie in das kalte Bett gehen, und mit schlechter Kost vorlieb nehmen muß."

In der That beklagten sich die Kinder auch niemals wieder über ihren Vater. Sie wurden immer mehr überzeugt, daß er es gut mit ihnen meine.

Nach etlichen Tagen starb das Kind des Herrn Weichlichs, welches sie krank verlassen hatten. Zwey von den übrigen hatten, das Jahr darauf, das nämliche Schicksal. Sie sahen einst einige Knaben vor ihrem Fenster mit dem Schlitten fahren, bekamen Lust, an ihrem Vergnügen Antheil zu nehmen, schlichen sich heimlich zu ihnen, fuhren eine halbe Stunde mit ihnen herum, kamen aber alsdann ganz ohne Athem zurück, weil ihnen der Schweiß zurückgeschlagen war. Ihre Mutter legte sie zwar in das Bett, ließ einheitzen, und Thee machen, und zwang sie, eine Menge Arzney einzunehmen. Es wollte aber nichts anschlagen. Sie starben beyde nach wenig Tagen an einem Steckflusse.

Der älteste von diesen armen Kindern blieb zwar am Leben, aber er wurde ein elendes Männchen. In seinem vier und zwanzigsten Jahre war er so zusammen geschrumpft und kraftlos, wie ein Greis von achtzig Jahren. Er trug das Jahr hindurch wenigstens neun Monathe eine Weste mit Pelz gefüttert und Pelzstiefeln, ließ eben so lange einheitzen, und beklagte sich doch

immer, daß er nicht warm werden könnte. Sein Magen war so schwach, daß er nichts als Suppen, Kalbfleisch, Lammfleisch, junge Hühner oder Tauben vertragen konnte. Die Borsdorferäpfel mußte er sich braten lassen, sonst bekam er Drücken, und der Bierkrug mußte erst an das Feuer gesetzt werden, weil frisches Bier, wie er sagte, den Magen erkältet. Einmal wäre er bald gestorben, da er sich hatte gelüsten lassen, ein Schnittchen Schinken zu genießen.

Salzmann.

Kunz und der reiche Herr.

Kunz ging einmal über Land, kam matt und verdrossen bey einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ, unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß thun mußte, und nichts bessers bezahlen konnte!

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, das er in seinem Wagen verzehrte.

Kunz sah ihm hämisch zu, und dachte: wer es doch auch so gut hätte!

Der Reiche merkte es, und sagte zu ihm: hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?

Das versteht sich, antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; steige der Herr heraus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welcher

Anblick! seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeygebracht wurden, auf die er sich stützte. He! fragte er, hast du noch Lust mit mir zu tauschen?

Bey Gott nicht! gab der erschrockne Kunz zur Antwort. Meine zwey Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße. Ich will lieber schwarz Brod essen, und mein eigener Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von andern herum führen lassen. Gott behüte ihn!

Mit diesen Worten stund er auf und ging fort.

Hast Recht! rief ihm der Reiche nach. Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben! Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.

Salzmann.

In der Jugend schon legt man den Grund zu einer dauerhaften Gesundheit.

Carl und Rudolph waren zwey Knaben, die sich sehr unähnlich waren. Sie waren übrigens nicht allein in einem Alter; sie wohnten sogar neben einander, und waren Nachbarn.

Carl war eines Kaufmanns Sohn; Rudolph der Sohn eines Verwalters. Carl war ein wahres Muttersöhnchen, und wurde außerordentlich weich erzogen, und dadurch verzärtelt. Die Nacht über

lag er unter einer großen, sehr großen Last von Betten. Allzuviel Betten sind schädlich, und machen durch ihre unreine Ausdünstungen den Körper matt und ungesund.

Wenn er aufstand, wusch er sich mit warmem Wasser. Darum erschlaffte seine Haut, seine Nerven wurden geschwächt, und mit bösen Säften angefüllt.

An die freye Luft durfte er höchstens zur Sommerzeit, und da schon hatte man tausend Bedenklichkeiten, wenn ein kühles Lüftchen wehete. Im Winter wurde er vollends eingepackt. Sein Kopf stak bis über die Stirne in einer Pelzmütze, die Hände waren in gleiche Handschuhe eingewickelt; er hatte wohl zwey Westen, und wenn es gehen wollte, drey Kleider an; seine Füße trugen Pelzstiefeln. Die Folge von dem allen war seine Kränklichkeit. Da war ihm das und jenes nicht recht; da hatte er bald Kopfschmerzen, und bald auch wieder, wenn er sich ein wenig lüftete, Reißen in allen Gliedern.

Die Erde um uns her hat so viele Schönheiten, und wer nun so erzogen ist, kann sie sehr wenig und nie mit heiterer, offener Seele genießen. So ging es auch dem armen Carl.

In seinem zwölften Jahre sah er schon aus wie ein Greis; nicht die mindeste Freude fand sich in seinem Gesichte; es war, als wenn ein ewiger Gram in seinem Herzen herrsche. Je älter er wurde, desto schlimmer wurde es mit ihm. Er siechte von Jahr zu Jahr mehr, und trotz des ungeheuren Vermögens, das er nach seines Vaters Tode erbte, umringte ihn beynahe stündlich die finsterste Schwermuth. Ein einziger froher Blick mußte oft mit mehr als tausend Seufzern gebüßt werden. Er heirathete, und pflanzte seine Freudenlosigkeit auch auf seine Familie fort. Gott gab ihm

Kinder; aber alle trugen des Vaters Schuld, waren ungesund wie er, und kamen selten aus der Hand des Arztes. In seinem dreyßigsten Jahre mußte er schon sterben.

Rudolph war ein ganz anderer Mensch, und das hatte er seiner gesündern Erziehung von Kindes-Beinen an zu danken. Seine Eltern erlaubten ihm nicht die gewöhnlichen Federbetten; nein, die seinigen waren mit recht trockenem Stroh ausgestopft. Sie durften nicht durch altes Stroh dumpfig werden. Das vermied man, weil man sie immer mit frischem anfüllte. Zum Zudecken hatte er nichts, als eine wollene Decke. Und Kinder, ihr könnt es glauben, das stärkte ihn gar sehr.

Wenn er aufgestanden war, so wusch er sich mit kaltem Wasser. Selbst im Winter, wenn es recht stark gefroren hatte, ging er bald an den Röhrtrog, bald an den Bach, der bey seinem Hause vorüberfloß, und machte in das Eis mit einem kleinen Häckchen Oeffnungen, fuhr mit der Hand darein, und wusch sich mit diesem kalten Wasser den Scheitel, das Gesicht, die Brust — und wißt ihr, was dieses für einen Nutzen hatte? — der Körper wurde dadurch abgehärtet, daß er die mannigfaltigen Veränderungen der Luft und jede Witterung, denen sich doch der Mensch immer aussetzen muß, um so besser ertragen konnte.

Carls Haut war durch das warme Wasser, durch das Einmummen welk und schrumpflich geworden, hatte ihre natürliche Festigkeit und ihre angenehme Röthe verlohren, war oft aufgesprungen, und nicht selten sogar mit einem Ausschlag überdeckt. Aber von dem allen fand man bey unserm Rudolph nichts, und überall sah man das Gegentheil. Seine Hände waren glatt,

seine Haut frisch, und strotzte gleichsam von Gesundheit. Zwar zog er sich auch wohl etwas wärmer an, wenn er die Gefahr merkte, sich erkälten zu können; denn durch Erkältung kann man sich wohl gar den Tod zuziehen. Aber Pelzmützen, dergleichen Westen, Schuhe, Stiefel und Handschuhe, die konnte er schlechterdings nicht leiden, und sie waren seine abgesagtesten Feinde. Daher hatte er aber auch wenig Kopfschmerzen Zeit seines Lebens, Zahnschmerzen, Reißen in allen Gliedern, alles das kannte er nicht, und das waren die vorzüglichsten Uebel, von denen Carl von seiner frühesten Jugend bis an das Grab unausgesetzt heimgesucht wurde.

Rudolphs Element war die freye Luft. Er konnte durch die Gewohnheit endlich die größte Hitze ertragen, und scheute die strengste Kälte nicht. Werdet ihr es nun bald einsehen, lieben Kinder! wie eine allzugroße Verzärtelung schadet? und wie die Menschen meistentheils alle die Uebel, mit denen sie zu kämpfen haben, sich selbst zuziehen.

Rudolph ward ein steinalter Mann. Er war in seinem Silberhaar so heiter, wie ein Jüngling. Sein Herz war heiter. Er freute sich der schönen Welt, und war immer zufrieden. Sehr oft wird die Zufriedenheit durch die Kränklichkeit des Körpers zerstört. Auch er heirathete, Gott gab ihm ebenfalls Kinder; aber es war eine Herzenslust, es mit anzusehen, wie vollkräftig sie waren, was für eine Heiterkeit aus ihren Augen strahlte. Welch ein Abstand zwischen Carl und Rudolph!

Claudius.

Was doch das böse Gewissen thut.

In einer Stadt in Italien waren einige Schuhknechte beysammen im Wirthshause, soffen mit einander, und geriethen endlich in einen heftigen Streit. Im Zorn zieht Einer sein Messer heraus, stößt es seinem Kameraden durchs Herz, und läuft darauf mit dem blutigen Messer unbemerkt zur Stadt hinaus. Vor dem Thor unter einem Baum findet er einen andern Kameraden, der auch mit getrunken hatte, aber vor dem Streite weggegangen war, und nun auf der Erde lag, und seinen Rausch ausschlief. Der Mörder nimmt sein blutiges Messer, steckt es dem schlafenden Kameraden in den Gürtel, und eilt davon.

Indessen entstehet in der Stadt ein großer Lerm, wegen der begangenen Mordthat. Der Körper des Ermordeten wird vor Gericht gebracht und besichtigt. Es werden Soldaten ausgeschickt, den Mörder zu suchen. Diese finden vor dem Thor den schlafenden Schuhknecht, welcher das blutige Messer im Gürtel hat. Man hält ihn für den Mörder, und führt ihn ins Gefängniß.

Den andern Tag, nachdem die Trunkenheit vorüber ist, erfährt er erst, warum er gefangen ist. Er weiß von keinem Mord; aber das Messer zeugt wider ihn. Er wird verhört; aber er bekennet nichts. Man bringt ihn endlich auf die Folter, um ihn zum Geständniß zu zwingen. Er ist sich zwar bewußt, daß er unschuldig ist, weil er aber die Marter nicht aushalten kann, so bekennt er endlich die Mordthat, die er doch nicht begangen hat. Er wird also zum Tode verurtheilt.

Als er zum Richtplatz geführt wurde, folgte eine große Menge Menschen nach, um seine Hinrichtung mit anzusehen. Unter denselben befand sich auch derjenige

Schuh-

Schuhknecht, der die Mordthat begangen, und dem Unschuldigen das Messer in den Gürtel gesteckt hatte. Sein Verbrechen war ganz unbekannt; kein Mensch dachte daran, daß er der Mörder wäre. Aber sein böses Gewissen hatte ihn doch immer beunruhigt und geängstigt; es hatte ihm immer vorgehalten, daß er nun ein doppelter Mörder werden würde, weil der unschuldige Kamerad auch um seinetwillen sterben müßte; diese Gedanken hatten ihm nirgends Ruhe gelassen. Da er aber jetzt seinen unglücklichen Kameraden als ein unschuldiges Schlachtopfer hinaus führen sah, gerieth er in eine solche Gewissensangst, daß er freywillig hinzu lief, und sich als den Mörder angab. Er mußte also den verdienten Tod leiden, und der Unschuldige wurde losgelassen.

Erwachtes Gewissen.

Fitforth war in dem größten Reichthum gebohren und aufgewachsen; er mußte sich daher entschließen, zu dienen. Ein reicher Juwelier, welcher nothwendig eine Reise machen mußte, nahm ihn in seine Dienste und übergab ihm seinen Mantelsack. Aus Unvorsichtigkeit oder aus zu großem Vertrauen auf die Ehrlichkeit seines Dieners, ließ er ihn sehen, was darin enthalten war. Eine ansehnliche Summe Geldes und Diamanten vom größten Werthe fielen dabey dem armen Fitforth in die Augen. „Dein Glück wäre auf immer gemacht! dachte er bey sich selbst, wenn du dich derselben bemächtigest!“ Je länger ihn dieser Gedanke, diese blendende Hoffnung beschäftigte, desto schwächer

und, unbemerkbar, ward die Stimme seines Gewissens, bis er endlich gar, weil er keinen andern Weg sah, seinen Zweck zu erreichen, den schrecklichen Vorsatz faßte, seinen Herrn zu ermorden. Sobald sie auf ihrer Reise in einen Wald kamen, führte er denselben aus. — Hierauf entfloh er mit dem Mantelsacke, der so viel Kostbarkeiten enthielt, kam, ohne angehalten zu werden, glücklich weiter, und ließ sich endlich zu R** nieder, wo er von seinem vorigen Aufenthalte sehr weit entfernt, und eben so wenig, wie sein ermordeter Herr, bekannt war.

Als Besitzer eines so ansehnlichen Vermögens, aber immer besorgt, man möchte die Art, wie er es erlangt, errathen, hielt er seinen Reichthum lange Zeit gegen jedermann verborgen. Endlich fing er eine kleine Handlung an, die er mit so vieler Klugheit führte, daß es schien, als wenn sich sein Vermögen mit jedem Jahre bloß durch seinen unverdroßenen Fleiß, und durch das Glück seiner Handlung vergrößerte. Er erwarb sich bald die Hochachtung der Stadt, die immer mehr anfing, seinen Reichthum als die Frucht seines Fleißes, ja gar als eine Belohnung seiner Tugend und Rechtschaffenheit zu betrachten.

Wirforth war fein genug, diese gute Meinung, welche man von ihm hatte, sich immer mehr zu Nutzen zu machen. Er heirathete ein Frauenzimmer aus einer der angesehensten Familien, und wurde endlich die oberste Magistratsperson der Stadt, worin er sich mit seinem Raube niedergelassen hatte. — Sein Amt verwaltete er immer auf die lobenswürdigste und gerechteste Art, wodurch sein Ansehen von Jahr zu Jahr größer wurde.

Einst brachte man vor seinen Richterstuhl auch einen Bedienten, welcher angeklagt war, daß er seinen Herrn ermordet hätte. Das Verbrechen war offenbar; der Angeklagte gestand es. Die Richter, welche Fitforths Beysitzer waren, hatten ihr Urtheil gesprochen, es kam nur noch auf das Urtheil ihres Vorsitzers an. Dieser schien außerordentlich unruhig; sein Gesicht ward bald blaß, bald roth. Nach langem Kampf verließ er endlich seinen Sitz, und stellte sich neben den Verbrecher, den er zum Tode verurtheilen sollte.

„Hier sehen Sie, sagte er zu dem Magistrat, ein erschreckliches Beyspiel von der Gerechtigkeit Gottes! Sie stellt Ihnen nach dreyßig Jahren einen Menschen dar, welcher weit strafbarer ist, als derjenige, über welchen Sie das Todesurtheil gesprochen haben.“

Die Richter, welche sich über diese Rede entsetzten, schwiegen, und glaubten ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. Fitforth unterbrach die Todesstille, bekannte unaufgefordert sein Verbrechen nach allen Umständen, nebst allen den Mitteln, deren er sich bedient hätte, es vor jedermann verborgen zu halten.

„Ich habe es bis jetzt, fuhr er fort, unter der Maske der Tugend versteckt; und so schwer mir dieß auch wurde, so hoffte ich doch, es würde der Welt stets unbekannt bleiben. Allein sobald dieser unglückliche Gefangene vor unserm Richterstuhl erschien, stellte sich das Verbrechen meiner Einbildungskraft in seiner ganzen Größe und Abscheulichkeit dar. Es war mir nicht möglich, einen Unglücklichen zu verurtheilen, der weniger strafbar ist, als ich. Ein entsetzlicher Schauer überfiel mich; ich stieg daher von dem Sitze herunter, dessen ich unwürdig bin, und verlange jetzt

nichts mehr, als die Strafe, die ich verdient habe. Vor dem Wesen, dem nichts verborgen ist, dem gerechten Gott, dem einzigen Zeugen meines Verbrechens, vor dieser ehrwürdigen Versammlung, welche so lange durch meine Gesellschaft entehrt und durch meine Heucheley betrogen worden ist, gestehe ich, daß ich strafbar bin, und übergebe mich selbst der gerechten Strafe der Gesetze." —

Die Richter staunten über diese Erklärung, und bemüheten sich, ihn von der Strafe loszusprechen. Eine Rechtschaffenheit und Tugend von dreyßig Jahren schien ihnen das vergangene Verbrechen wo nicht ganz verzeihlich, doch der Nachsicht würdig zu machen. Fitforth führte aber das Wort wider sich selbst, und ermahnte sie zur Gerechtigkeit. Er stellte ihnen die Folgen vor, welche seine Begnadigung vom Landesherrn in diesem Falle haben könne; wie leicht sein ungestraftes Beyspiel manchen Andern in einer ähnlichen Lage zu gleichen Verbrechen hinreißen, und sie sowohl, als ihn, noch verantwortlicher machen würde; wie wenig sie wünschen dürften, daß alle Richter in ähnlichen Fällen auf eine ähnliche Art Nachsicht beweisen, und dergleichen.

Die Richter konnten nicht viel dagegen einwenden, und unterschrieben mit Thränen das Todesurtheil eines Mannes, den sie, so lange sie ihn kannten, geehrt hatten. Fitforth segnete sie, und empfing die gerechte Strafe mit aller Standhaftigkeit.

Wer handelte gewissenhafter?

Dem Rentmeister Willibald war die Oberaufsicht über eine öffentliche Casse anvertraut. Durch das Vertrauen, welches man dadurch gegen ihm bewies, und durch ein feyerliches eidliches Versprechen war er verbunden, mit Treue sein Amt zu verwalten, und dafür zu sorgen, daß diejenigen, die unter ihm standen, nichts von den Geldern veruntreuten, welche sie einnahmen.

Unter Willibalds Aufsicht stand auch Peter Landar, ein Mann von gutem Rufe, Vater von zehn Kindern und nicht dem geringsten Vermögen. Seine Einkünfte reichten nicht hin, sich und seine Familie, wenn gleich kümmerlich — zu ernähren. Er sank in Schulden.

Was Peter Landar unter glücklicheren Umständen nie gethan hätte, dazu fühlte er sich jetzt durch seine Noth gedrungen — treulos an seinen Obern zu werden, und ein Capital von zwey hundert Gulden das bey ihm eingegangen war, zu unterschlagen.

Noch hatte Landar das Verbrechen nicht begangen — aber er stand auf dem Punkte, dieß zu thun. Keiner von allen bey der Casse angestellten Beamten merkte es, und Peter Landar hatte allen Grund, zu hoffen, daß seine Untreue nie werde entdeckt werden.

Allein Willibald kam hinter den Betrug, zu dem sich der nothleidende Landar herabwürdigen wollte. Daß die gedachte Summe bey ihm eingegangen, und von ihm der Casse nicht abgeliefert worden sey, wußte er bestimmt. Noch eine Zeitlang wollte er warten, und dann als Kläger gegen den Treulosen auftreten.

Einige Wochen waren vergangen, Landar that nicht, als wenn Gelder bey ihm eingelaufen wären, und beantwortete Willibalds Frage, ob dieß nicht der Fall gewesen sey, mit Nein.

Willibald setzte sich hin, und schrieb eine Anzeige des vorgefallenen Betrugs nieder. Am folgenden Tage wollte er sie bey der gehörigen Behörde einreichen.

Den Abend vorher ging Willibald in Gesellschaft, und kehrte aus derselben erst spät in der Nacht zurück. Sein Weg führte ihn über einen öden Platz. Er kam in einen Weg zwischen Gesträuche. Halt! ertönte es aus dem Gebüsche, und zwey baumstarke Kerls sprangen hervor, packten ihn an, rissen ihm Rock und Weste vom Leibe, und mißhandelten ihn. Der eine war schon im Begriff, Willibalden eine Kugel vor den Kopf zu schießen, als zur glücklichen Minute Peter Landar denselben Weg einschlug, den Ausruf Willibalds um Hülfe vernahm, und mit einem gewichtigen Knotenstocke zu seiner Rettung herbeyeilte.

Dem Räuber wurde von Landar die Pistole aus der Hand geschlagen; beyde entwischten, und Willibald, der ohne die Dazwischenkunft Landars ohne Zweifel ermordet worden wäre, kam mit dem Leben davon.

Dankbar umarmte Willibald den Retter seines Lebens, und sagte ihm die verbindlichsten Worte.

Willibald erreichte seine Wohnung, nahm die Anzeige, die er gegen Landar aufgesetzt hatte, und zerriß sie mit den Worten: Den Retter meines Lebens kann ich unmöglich unglücklich machen! sein Betrug gehe ihm hin — ohnedieß hat ihn die äußerste Noth dazu verleitet.

Von nun an war Willibald mit vieler Vorliebe Peter Landarn zugethan, und unterstützte ihn häufig

auf eine dankbare Weise. Von Lambars Untreue erfuhr außer ihm niemand etwas.

Als Gegenstück zu dieser Geschichte stehe hier noch eine andere, die man von einem Förster erzählt.

In einem Lande waren geschärfte Verbothe gegen den Holzdiebstahl ergangen. Jeder Holzdieb, der ertappt würde, sollte zehn Thaler Strafe bezahlen, oder einige Tage Arrest leiden.

Ein armer Bauer, dem es an Holz mangelte, schlich sich in den Wald, um sich welches zu hohlen. Seine und seiner Familie Noth zwangen ihn zu diesem sträflichen Schritte.

Er hatte bereits einiges Holz gefällt, als er jemanden kommen hörte. Da er befürchtete, es möchte der Förster seyn, so flüchtete er sich schnell auf den ersten besten Baum.

Bald erblickte er einen wilden Kerl mit einer Flinte, der sich brummend unter denselben Baum stellte, und die Worte murmelte: „Dein letzter Ritt!“

In einigen Augenblicken kam wirklich der Förster daher geritten. Der Kerl unter dem Baum, der gegen ihn einen tödlichen Groll hegte, legte die Flinte an, und war im Abdrücken derselben begriffen. Der Bauer wollte den Förster retten, und ließ die Axt auf den Räuber herabfallen. Die Flinte ging los, allein der Fall der Axt auf die Hand des Zielenden machte, daß er fehl schoß. Er ergriff sogleich die Flucht.

Der Bauer stieg vom Baum; der Förster erkannte in ihm seinen Retter. Aber was willst du mit der Axt im Walde? fragte der Förster, gewiß hast du Holz gefällt? kennst du die strengen Verbothe dagegen nicht?

Der Bauer läugnete nicht, und entschuldigte sich durch seine Noth. Beyde gingen nach Hause.

Mit Freuden erzählte der Bauer seiner Familie den Vorfall im Walde, und hoffte, daß der Förster sich am folgenden Tage thätig dankbar erweisen werde.

Den Tag darauf wird der Bauer von einem Gerichtsdiener zum Amtmann gehohlt; hier wird ihm die Uebertretung der Holzgesetze vorgehalten, und er zu einem mehrtägigen Arreste verurtheilt.

Zornig fluchte er der Undankbarkeit des Försters, der ihn dafür, daß er ihm das Leben gerettet, bey dem Amtmann verklagt hatte. Das ganze Dorf, die ganze Gegend, die dieß vernimmt, spricht gleichfalls mit Abscheu von der Härte des Försters.

Einen Tag hatte der Bauer im Arreste gesessen, als der Gerichtsdiener erscheint, ihm seine Freyheit ankündigt, und ihn zum Förster zu einem Gastmahle einladet.

Nur mit Mühe entschließt er sich, zu dem Undankbaren hinzugehen. Er findet bey demselben schon seine Frau und Kinder, die ihm freudig entgegen eilen. Der Förster empfängt ihn liebreich, und der Schmaus beginnt.

Es werden Würste aufgetragen; der Bauer findet in der seinigen ein Goldstück, will es dem Förster zustellen, wird aber von diesem genöthigt, es zu behalten, da es für ihn bestimmt sey. Alles ist zur Freude gestimmt, und auch das finstere Gesicht des Bauers heitert sich auf.

Lieber Mann, sprach jetzt der Förster zu ihm, ich bin euch vielen Dank schuldig, denn ihr habt mir das Leben gerettet. Ihr seyd mir böse geworden, weil ich euch als Uebertreter der Holzgesetze angegeben habe;

viele Menschen haben mich deßhalb einen harten Mann gescholten. Ich war ruhig dabey, denn mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe. Als Förster war es meine Pflicht, euch anzugeben, damit der Lauf der Gerechtigkeit nicht gehemmt werde. Jetzt, nachdem ich meine Schuldigkeit gethan habe, danke ich euch herzlich für den mir geleisteten Dienst; rechnet, wenn ihr in Noth seyn, immer auf mich, ich will helfen, so oft, und so viel ich kann.

Dem Bauer traten Thränen in die Augen, er reichte dem Förster die Hand, und bath um Vergebung. Er, seine Frau und die Kinder wurden von dem Förster beschenkt, und als sie nach Hause kamen, fanden sie eine Kuh in dem Stalle, die der Förster hatte hinbringen lassen, um damit seinem Lebensretter ein Geschenk zu machen. Stets blieb er sein Wohlthäter.

Welche Handlungsweise, die des Försters oder des Zunftmeisters Willibald verdient, in sittlicher Hinsicht, als Muster aufgestellt zu werden?

Glatz.

Grausamkeit gegen einen Neger.

Folgende Erzählung ist von einem Manne, der in Amerika wohnte.

Ein benachbarter Landmann, erzählt er, bath mich einst zu Tische. Um die Sonnenhitze zu vermeiden, nahm ich meinen Weg durch ein Gehölz. Bald war der Wald zu Ende, als ich über mir ein starkes Geräusch, und bald darauf eine dumpfe heisere Men-

schenstimme vernahm, deren Laute ich nicht recht verstehen konnte. Schüchtern sah ich mich um, wo die Stimme herkäme. — Etwa zwanzig Schritte von mir, oben an einem Baum, hing ein Käfig, um welchen eine Menge großer gieriger Raubvögel herumschwebten. Wie ich Feuer unter sie gab, flogen sie mit gräßlichem Geschrey davon. — Und nun? welchen entsetzlichen Anblick hatte ich! In dem Käfig war ein Neger eingespert, der in diesem Luftgefängniß langsam verschmachten sollte. — Was mochte der Unglückliche verbrochen haben? Wahrscheinlich hatte er in der Verzweiflung seinen harten Herrn erschossen. Die Vögel hatten ihm schon die Augen ausgehackt, und das Fleisch von dem Gesicht gefressen. Arm und Beine waren zerrissen, die Knochen standen am ganzen Körper bloß; — Alles war eine einzige Wunde, aus welcher schon das Blut auf die Erde herunter geflossen war.

Kaum waren die Vögel nach dem Schusse fortgeflogen, so kam ein großer Schwarm von Fliegen aller Art, die den Unglücklichen bedeckten und in seine Wunden sich setzten. — Das lebendige Gerippe hatte zwar die Augen verlohren, aber nicht das Gehör. Es merkte, daß jemand in der Nähe sey, und murmelte einige unvernehmliche Worte um einen Trunk Wasser zur Linderung seines quälenden Durstes. — Ich suchte dem unglücklichen Manne mit zitternden Händen diesen Dienst zu leisten, — ach! wie wünschte mein Herz mehr für ihn zu thun, und ihn von seiner Qual befreyen zu können. Ich suchte umher, und fand eine Stange, an deren Ende eine Kokusschaale befestigt war; vermuthlich hatten ihm schon einige schwarze Brüder etwas Wasser in derselben gereicht. Ich füllte die Schaale, und führte sie mit Beben zu den entfleischten Zähnen

des Negers, der sich, von dem unsäglichen Durste geängstet, alle Mühe gab, die Schaale zu erreichen, da er durch das Anstoßen an das Gitter des Käfigs die Annäherung derselben merkte. „Habe Dank, weißer Mann, stammelte er, habe Dank! — aber Gift drein thun und mir geben!“

Wie lange hängst du schon hier, du Unglücklicher? fragte ich ihn. „Schon zwey Tage und nicht sterben! die Vögel, ach die Vögel! O weh, o weh!“

Voll Entsetzen über diesen fürchterlichen Anblick, lief ich mit allen Kräften, um aus dem Walde zu kommen. O Gott, wie können die Menschen so grausam seyn!

Zusatz. Der Mensch sollte dem Mitmenschen die Schmerzen ersparen oder lindern so viel als möglich ist; aber die Grausamkeit findet ein schreckliches Vergnügen daran, andern Schmerzen zu machen.

Löhr.

Der grausame Thoms.

Nie ist der Mensch schrecklicher, als wenn er ein Vergnügen daran findet, andere zu quälen. So schrecklich war der Fuhrmann Thoms in Neustadt. Es zitterte alles, wenn er nach Hause kam, und es suchte sich alles, Frau und Kinder, vor ihm zu verbergen, wie vor einem Ungeheuer. Sein kleines Kind von zwey Jahren hatte ihm ein Kaffeeschälchen zerbrochen — er hieb es mit einer Peitsche so wüthend, daß das arme Geschöpf wie todt da lag — die kleinen Hände, der

Rücken, die Beine waren dicke aufgeschwollen und mit Blut unterlaufen. Er stieß seine Kinder, um des kleinsten Vergehens willen, gegen die Wände und Tischecken, er warf sie nackt im Winter auf den Hof und ließ sie die ganze halbe Nacht draußen wimmern, er warf sie die Treppe hinunter, er trat sie mit Füßen. Ach, die armen Kleinen waren schon alle zu Krüppeln geschlagen, und auf ihre Lebenszeit elend, weil sie zu keiner Arbeit zu gebrauchen waren. — Wer hätte Thoms nicht verabscheuet; Thoms konnte ja von seinen eigenen Kindern nicht geliebt werden.

Thoms wurde aber gestraft für seine Grausamkeit. Ein muthiger Hengst, den er sich eben gekauft hatte, war bey seinem vorigen Herrn der harten Behandlung nicht gewohnt, welche er bey Thoms erfuhr. Eben war er fürchterlich geprügelt worden, weil er beym Anspannen nicht gleich seines Herrn Willen begriff. Der Hengst ward wild, er schlug hinten einigemal heftig aus, und traf seinen Herrn mit den beschlagenen Hufen so fürchterlich an Kopf und Brust, daß er umsank. Thoms brachte unter den schrecklichsten Schmerzen ein halbes Jahr zu, ehe er nur wieder aus dem Bette aufzustehen vermochte. Er blieb so schwach, daß er sein Geschäft nicht wieder treiben konnte. Hätte er seine Kinder nicht zu Krüppeln geschlagen, so hätte allenfalls der Aelteste schon sein Gewerbe betreiben, und den Vater erhalten können, aber nun mußte Thoms betteln. — Niemand hatte Mitleiden mit ihm, das kleinste Stück Brod gab man ihm nur mit Unwillen und mit Vorwürfen. O wie bereuete Thoms, aber nur zu spät, seine Grausamkeit, durch welche er die Seinigen und sich selbst so elend gemacht hatte! —

Zusatz. Und wäre Thoms nie auf diese Weise

für seine Grausamkeit gestraft worden, er wäre doch immer ein verabscheuungswerther Mensch geblieben, in dem Auge aller bessern Menschen.

Löhr.

Wodurch wurde Thoms grausam?

Aber wie hatte Thoms diese Grausamkeit gelernt? Er hatte sie zuerst an Thieren gelernt. Er nahm kleine Fliegen und Käfer, und rupfte ihnen die Flügel aus, oder die Füße und freute sich dann über die Sprünge der armen Geschöpfe — oder er fing sich Maulwürfe und nagelte sie mit den Füßen an die Gartenspaliere seines Vaters, und wenn er sie dann mehrere Tage so zappeln sahe, ehe sie starben, so machte ihm das Spaß. Der hartherzige Junge bedachte nicht, daß die armen Geschöpfe Schmerzen fühlen, wie der Mensch; oder er mochte glauben, daß das mit den Thieren so viel nicht zu bedeuten habe, mit denen könne man ja machen, was man wolle. Vielleicht hatte es auch ihm niemand gesagt, wie unrecht das sey; da hatte er sich dann gewöhnt, Vergnügen am Schmerz zu finden.

Zusatz. Mancher Mensch fängt damit an, grausam zu werden, daß er seinen Hund bey den Ohren zauft, die Katze kneipt, u. s. w.

Löhr.

Großmuth gegen Feinde.

In Spanien hatte Gusmann den braven Omar des ehrwürdigen alten Ibrahim einzigen Sohn, in einem Streite umgebracht. Eiligst mußte Gusmann fliehen, denn er hatte zu besorgen, daß ihn die Nachsetzenden ereilen und zur Strafe an die Obrigkeit ausliefern möchten. Gusmann war durch seine Flucht erschöpft. Athemlos und bleich blieb er vor einem Garten stehen, und wandte seine letzten Kräfte daran, über die hohe Mauer in den Garten zu kommen. Hier fand er den Herrn des Gartens, einen bejahrten Greis, in einem dunkeln Bogengang allein, und bath ihn um Aufnahme und um Schutz. Ich habe jemanden unglücklicher Weise erschlagen, sagte er ihm, und man verfolgt mich. — Der Herr des Gartens nahm ihn gütig auf. Ich will dich verbergen, sagte er ihm, so lange ich kann.

Bald darauf wurde der Herr hinausgerufen von einem alten Mütterchen. Bis zu seiner Wiederkunft verschloß er seinen Gast ins Gartenhaus, damit ihn niemand sehen möchte. Drey Stunden lang mußte Gusmann harren, ehe der Greis wieder kam. Er kam endlich, mit tiefer Betrübniß auf seinem Gesichte. „Grausamer Mann, sagte er zu ihm, es ist mein einziger Sohn, den du erschlagen hast. Sieh, du bist in meiner Gewalt, ich könnte mich rächen, aber es ist edler, seinem Feinde verzeihen und ihm wohlthun. Flieh — mein bestes Pferd ist für dich gesattelt und erwartet dich am Gartenthor. Hier ist ein Beutel mit Gold — nimm nicht den Weg nach dem Ufer der See zu, denn dort sucht man dich schon, aber nach Toledo *) wirst du sicher entkommen können."

*) Toledo ist eine Stadt in Spanien.

Gusmann entfernte sich, und entkam seinen Verfolgern; aber schwer lag auf seinem Gewissen die Reue, den Sohn eines so edlen Greises erschlagen zu haben.

Zusatz. Selbst den Feinden, die uns weh gethan haben, wohlthun, das ist ein hoher Grad von Tugend und Güte des Herzens. — Das kleinliche Herz will sich an den Feind rächen.

Löhr.

Großmuth.

Eine vornehme Dame zu Paris, die Marquisin von Villacerf, ließ zur Ader. Sie gebrauchte dazu einen geschickten und berühmten Wundarzt. Derselbe war aber dießmal so unglücklich, daß er ihr eine Schlagader (oder Pulsader) entzwey schnitt. Das Blut wurde zwar gestillt; allein die Wunde ward so gefährlich, daß nach etlichen Tagen der Brand dazu schlug. Da mußte sie sich entschließen, um ihr Leben zu erhalten, sich den Arm abnehmen zu lassen. Dieß geschah auch wirklich. Allein die Operation lief wieder so unglücklich ab, daß sie bald darauf starb.

Vor ihrem Tode machte sie ihr Testament. Sie verordnete darin, daß der Wundarzt, der ihr zur Ader gelassen hatte, lebenslang einen jährlichen Gehalt von ihrem Vermögen empfangen sollte. Sie ließ folgende Worte im Testamente hinzusetzen:

„Ich vermache dem Wundarzt deswegen diesen Gnadengehalt, weil ich zum voraus sehe, daß das Unglück, welches er mir durch Unvorsichtigkeit zugefügt hat, ihm künftig allen Credit nehmen, und daß

er keinen Verdienst mehr haben wird. Wovon sollte aber hernach der arme Mann leben?"

Seltenes Beyspiel von Großmuth, die einen solchen Fehler nicht nur verzeihen, sondern auch dem Fehlenden, der ihr das Leben raubte, noch wohlthun konnte!

So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Matth. 6, 14.

Der gutherzige Wilhelm.

Seit acht Tagen schien dieser Knabe einen ganz ungewöhnlichen Hunger zu haben; ungeachtet er sonst immer sehr mäßig im Essen gewesen war. Wenn des Morgens das Frühstück ausgetheilet wurde, so bath er jedesmahl, daß man ihm doch ein recht großes Butterbrod geben möchte, und wann er es bekommen hatte, so machte er sich immer ein Gewerbe, um damit hinauszugehen. Nach einer Weile pflegte er dann wieder zu kommen, und sich noch ein Stückchen trocknes Brod auszubitten, weil er, wie er sagte, noch gar zu hungrig wäre. Die Mutter konnte nicht begreifen, woher er auf einmal eine so starke Eßgier bekommen habe, und nahm sich vor, ihn zu beobachten.

Am folgenden Morgen, da er sein Butterbrod erhalten hatte, und, wie gewöhnlich, wieder damit hinausging, sah sie ihm durchs Fenster nach; und da bemerkte sie, daß er ganz leise an der Mauer hinschlich, und an ein klein Fenster in des Nachbars Hause klopfte. Dieser Nachbar war ein armer Schuster, der seit

viere

vierzehn Tagen krank lag, und dessen sechs kleine Kinder unterdeß oft Hunger leiden mußten.

Kaum hatte Wilhelm angeklopft, so guckte ein kleiner Knabe mit bleichem Gesichte und zerrissenen Lumpen zum Fenster heraus. Dem reichte Wilhelm stillschweigend sein Butterbrod hinauf, und lief dann geschwind wieder zurück nach Hause.

Der Mutter, welche dieses sah, rollte eine süße Freudenthräne über die Wange; aber sie beschloß bey dieser Gelegenheit, zu versuchen, wie weit ihr Sohn es im Guten wohl schon gebracht habe. Ob er auch wohl schon tugendhaft genug sey, zu ertragen, daß ihm um einer guten Handlung willen Unrecht geschähe?

Es währte nicht lange, so trat er wieder ins Zimmer, und bat sich, wie gewöhnlich, noch ein Stückchen trocknes Brod aus. „Bist du denn unersättlich?“ fragte die Mutter, und stellte sich, als wenn sie unfreundlich darüber wäre.

„O sey nicht böse, liebes Mütterchen,“ antwortete Wilhelm; nur noch so ein klein klein Stückchen trocken Brod.“

„Seh, sagte die Mutter, du wirst ein Vielfraß werden! ich werde dir nichts mehr geben.“

Wilhelm ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, und setzte sich an den Tisch, um in einem Buche zu lesen. Da konnte die Mutter sich länger nicht mehr halten vor Freude und Liebe; sie riß ihn heftig in ihre Arme, drückte ihn fest an ihren Busen, und benetzte sein Gesicht mit Thränen. Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah. „Mein Gold-Sohn!“ rief sie endlich aus; „mein theures Kind! Ich habe gesehn, welchen Gebrauch du von deinem Butterbrode gemacht hast, und bin entzückt darüber, einen Sohn zu haben, der

das Elend seiner Nebenmenschen fühlen kann, und es zu lindern sucht. — Aber sage mir, guter Wilhelm, warum du ein Geheimniß daraus machtest?"

Wilhelm antwortete: „weil du mir immer gesagt hast, daß man von so etwas nicht viel Redens machen müsse."

„Schon recht, mein Kind," erwiederte die Mutter; „aber mir hättest du es schon sagen können. Dann würde ich dich in den Stand gesetzt haben, der nothleidenden Familie mehr, als dein Butterbrod zu bringen."

Da erzählte Wilhelm seiner Mutter, was er von der großen Noth dieser armen Leute wußte; und zur Belohnung seiner Gutherzigkeit ward ihm erlaubt, mit dem Bedienten hinzugehen, und ihnen einen ganzen Korb voll Speisen und einige abgelegte Kleidungsstücke zu bringen. Seine Freude darüber war unbeschreiblich; und die Dankbarkeit, welche der arme Schuster und seine Kinder gegen ihren kleinen Wohlthäter empfanden, wurde mehr durch Thränen, als durch Worte, ausgedrückt. Alle, welche davon hörten, gewannen den gutherzigen Wilhelm lieb, und suchten ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Er war die Freude seiner Eltern, und das Muster, welches alle Väter und Mütter ihren Kindern zur Nachahmung empfahlen. —

Campe.

Klärchen.

Frau Clerdon hatte eine Tochter, die hieß Klärchen.

Klärchen war noch sehr jung, hatte aber schon viel Verstand.

Als Frau Clerdon ihren Geburtstag feyerte, kam Klärchen Nachmittags zu ihr gesprungen und brachte ihr eine Narcisse. Die Mutter drückte ihre kleine Tochter an ihr Herz, eine Thräne glänzte an ihrem Auge und sie sagte: Ich danke dir, Kläre, für die schöne Blume.

Mutter! sagte Klärchen, ich möchte dir gerne noch mehr geben, aber ich habe nichts. Sage mir nur, womit ich dir die größte Freude machen kann?

Soll ich dirs sagen, liebe Tochter? soll ich dirs sagen? Willst du mir die größte Freude machen, so sey allezeit gut.

Mutter, sage mir, sprach Klärchen, was ist das gut, und wie soll ich seyn, wenn ich gut seyn will?

Du sollst es erfahren, meine Tochter, sagte Frau Clerdon. In einer Stadt, nicht weit von hier, leben zwey Mädchen; das eine heißt Amalie, das andere Julie.

Julie hält viel auf schöne Kleider, und geht nur mit Mädchen um, die auch schöne Kleider haben. Diejenigen, die nicht so prächtig gekleidet sind, verachtet sie, und wären es noch so liebe Mädchen.

Amalie liebt reinliche Kleider; aber sonst dürfen sie nicht prächtig und kostbar seyn. Sie geht gern mit Mädchen um, die verständig, arbeitsam und gefällig sind, auch wenn sie nicht so gut gekleidet sind als sie. Sie verachtet nie einen Armen!

Julie sagt: meine Eltern haben Geld; ich brauche also nicht zu arbeiten. Es wäre eine Schande für mich, in die Küche zu gehen, den Tisch abzuwischen, Teller rein zu machen und die Tafel zu decken. Julie

thut nichts; sondern guckt zum Fenster hinaus und besieht ihre prächtigen Kleider.

Amalie ist beständig in der Küche und hilft ihrer Mutter bey ihren Arbeiten. Die Stube hält sie rein, und wenn das Gras in dem Garten gemähet ist, nimmt sie den Rechen und macht Heu. Und doch sind ihre Eltern auch reich.

Julie spricht mit den Mägden und mit den Bedienten allezeit in einem befehlenden Tone und schilt sie aus, wenn sie etwas nicht recht machen.

Amalie behandelt das Gesinde liebreich, übersieht manchen Fehler, spricht mit allen freundlich, und macht ihnen zuweilen ein Geschenk.

Julie ist oft mürrisch.

Amalie allezeit freundlich.

Julie widerspricht oft ihren Eltern, wenn sie ihr Ermahnungen geben.

Amalie thut alles ihren Eltern zu Gefallen, und dankt ihnen für die Lehren, die sie ihr geben.

Julie spricht gern von andern Leuten schlecht.

Amalie spricht gern von Andern gut.

Julie will in Gesellschaft allezeit das erste Wort haben, sie plaudert dann so viel, daß Andre gar nichts sprechen können.

Amalie ist in Gesellschaft nicht stumm, allein sie spricht nicht zu viel, sondern hört lieber zu, besonders wenn Personen reden, die mehr verstehen als sie.

Julie ist sehr empfindlich, versteht nicht Spaß, nimmt alles übel auf und sucht allen zu schaden, von denen sie sich beleidigt glaubt.

Amalie macht selbst gern einen kleinen Scherz, und sie versteht auch Scherz, sie lacht, wenn man mit ihr ein Späßchen macht, und wenn sie von jemand be-

leidigt worden ist, so verzeiht sie gern, und gleich ist alles vergessen.

Julie springt und tobt herum wie ein Husar, spielt Jagd und Ball mit ihren Brüdern, und wird so wild, wie ihre Brüder.

Amalie ist hübsch sittsam, eingezogen, still, bescheiden, und mischt sich nie in Spiele, die wohl für Knaben, aber nicht für Mädchen passen.

Julie behandelt ihren Vater und ihre Mutter so, als hätte sie ihnen gar nichts zu verdanken.

Amalie liebt ihre Eltern von ganzem Herzen, ist gegen sie gefällig, und oft schon sagte sie: o lieber Vater! liebe Mutter! was wäre ich ohne euch? Dank euch, daß ihr mich so herzlich liebt, so liebreich für mich sorgt!

Julie thut nichts umsonst; erzeigt sie jemanden eine Gefälligkeit, so spricht sie lange davon, und will, daß man ihr dafür noch eine größere Gefälligkeit erweise.

Amalie ist gefällig gegen jedermann, und wenn sie einem Freude machen kann, so thut sie's. Sie spricht aber nie davon, sondern es ist ihr angenehm, wenn sie andern heimlich ein Vergnügen zu machen Gelegenheit hat.

Julie lernt nichts; sie ist träge.

Amalie ist fleißig, und lernt viel.

Nun, welches Mädchen hast du lieber? sagte Frau Elerdon zu ihrer kleinen Tochter, die den Kopf auf ihren Schooß gelegt und aufmerksam zugehört hatte.

Amalien, liebe Mutter, hab' ich lieber, ich habe sie recht lieb. Ach! welch ein häßliches Mädchen ist Julie!

Weißt du nun, Tochter, was es heißt gut seyn?

Nun weiß ichs, sagte Klärchen, und streichelte die Mutter. Amalie ist gut. Julie ist nicht gut. O liebe, liebe Mutter! ich will so seyn, wie Amalie ist, gut will ich seyn.

Frau Clerdon drückte ihre Tochter noch ein Mal an ihr mütterliches Herz, und Herz an Herz vergossen beyde helle Thränen.

Die Sonne senkte sich, und sah mit freundlichem Blick auf beyde nieder, sie lächelte noch ein Mal sanft und sank herab.

Glatz.

Herrmann und Friedemann.

Zwey Nachbarn, Herrmann und Friedemann, lebten einige Jahre mit einander sehr verträglich, und befanden sich wohl dabey. Wenn dem Einen etwas fehlte, so lieh es ihm der Andere; wenn der Eine mit seiner Arbeit nicht fertig werden konnte, so half ihm der Andere; wenn der Eine einen guten Braten bekam, so mußte ihn der Andere mit verzehren helfen; und wenn Beyde von der Arbeit ermüdet waren, so kamen sie zusammen und vergnügten sich gemeinschaftlich.

Als sie nun einmal so beysammen waren, scherzte Friedemann mit Herrmannen, aber so unvorsichtig, daß dieser darüber böse wurde, und im Zorn von ihm wegging. Friedemann, der nicht gerne sich zankte, ging gleich den folgenden Tag zu ihm, bath ihn um Vergebung, und versprach, daß er hinführo in seinen Reden behutsamer seyn wolle. Aber Herrmann hatte ein

so hartes Herz, daß er darauf nicht achtete, verschiedene harte Reden gegen ihn ausstieß, und ihn dadurch zwang, wieder fortzugehen.

Nun wurde aller Umgang aufgehoben. Herrmann fing an, Friedemannen zu hassen, und da er zuvor ihm alles Gute gewünscht hatte, so wünschte er ihm nun alles Böse. Er hatte oft so viele Arbeit, daß er nicht wußte, wie er wollte fertig werden; es hätte ihm nur ein Wort gekostet, so würde Friedemann bereit gewesen seyn, ihm zu helfen; allein er konnte sich nicht überwinden, einem Manne, den er haßte, ein gutes Wort zu geben, und mußte sich also beständig mit übermäßigen Geschäften plagen. Hatte Friedemann einen Schmaus, so konnte er daran keinen Theil nehmen, und wenn er einmal fröhlich seyn wollte, so fehlte ihm immer der Nachbar, der an seiner Fröhlichkeit Theil genommen hätte. In den langen Winterabenden, die er sonst in des Nachbars Gesellschaft zugebracht hatte, saß er einsam und ärgerte sich. Sonst lachte ihm allemal das Herz im Leibe, wenn er Friedemann gehen sah, aber jetzt schlug er allemal unwillig das Fenster zu.

Weil er Friedemann alles Böse in seinem Herzen wünschte, so glaubte er, jener dächte eben so, und wenn deßwegen in seinem Hofe, Hause oder Garten ein Schade geschah, so dachte er allemal, Friedemann habe es gethan, und wurde immer böser auf ihn.

Einmal wurden ihm des Nachts die Fenster eingeworfen. Kaum sah er es, so sagte er: das hat niemand anders, als Friedemann, der Bösewicht, gethan. Wart! wenn ich dich nur unter meine Hände kriege, so sollst du meine Fenster theuer bezahlen.

Mit diesen Worten ging er wüthend in der Stube auf und ab, trat an die Fenster und wieder zurück, wieder an die Fenster — da erblickte er Friedemannen, lief wie rasend zu ihm heraus, rief ihn an, und sagte: He! Bösewicht! hast du mir diese Nacht die Fenster eingeworfen?

Friedemann, der durch diese Hastigkeit auch aufgebracht wurde, stieß etliche heftige Worte aus, die Herrmannen so sehr erbitterten, daß er den armen Friedemann unbarmherzig durchprügelte.

Der Bürgermeister, der von diesem Vorfalle Nachricht bekommen hatte, schickte sogleich einige Gerichtsdiener ab, die Herrmannen in das Gefängniß führen mußten.

Zu gleicher Zeit wurde auch entdeckt, daß nicht Friedemann, sondern ein trunkener Mensch Herrmanns Fenster eingeschlagen habe. Das dauerte Herrmannen ungemein. Ach Gott! sagte er, wohin hat mein Haß mich verleitet! meinem ehrlichen Nachbar, meinem lieben Friedemann, habe ich so viel Leides zugefügt, habe den Unschuldigen für einen Bösewicht gehalten, habe ihn geschlagen. —

Er schickte sogleich nach ihm, ließ sich nach seinem Befinden erkundigen, und ihn um Vergebung bitten.

Dieß war nun wohl gut, er mußte aber dessen ungeachtet einige Wochen im Gefängniß aushalten, und erfahren, wie unglücklich der sich mache, der seinen Nebenmenschen haßt.

Salzmann.

Haß.

Wie sehr der Haß das Herz entstellt, die bessern Gefühle unterdrücke, und auch ein weibliches Gemüth zu Lastern und Verbrechen hinreiße, lehrt folgende Geschichte.

Anna war die Tochter eines angesehenen Ritters, der im zehnten Jahrhunderte lebte. Sie war die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Ritter Robert — so hieß ihr Vater — sparte kein Geld, keine Zeit, und keine Mühe, um seine Anna, die er ofe seinen Augapfel nannte, gut zu erziehen.

Die Tochter gedieh herrlich, und versprach für die Zukunft viel.

In der Nähe lebte der Ritter Kunz, ein leidenschaftlicher, wilder Mann. Auch er hatte eine Tochter. Barbara hieß sie. Auch sie war leidenschaftlich und sinnlich wie ihr Vater, und voll Stolz und Hochmuth wie er.

Ritter Kunz besuchte bisweilen die Burg seines Nachbars Robert, wo er aber seiner Rohheit wegen nicht wohl gelitten war. Kunz wünschte, daß Anna mit seiner Tochter Barbara freundschaftlichen Umgang pflegen möchte. Aber Robert befürchtete nicht ohne Grund, daß Anna dadurch an ihrer sittlichen Güte verlieren würde, und sah es nicht gern, wenn Barbara auf seiner Veste erschien. Anna selbst fand keinen Geschmack an ihr, und verachtete sie innerlich ihres bösen Herzens wegen.

Das merkte, das fühlte Barbara, und fing an, den Ritter Robert mit seiner Tochter zu hassen. Ihr Haß nahm fast mit jedem Tage zu. Kamen Anna und Barbara in irgend einer Gesellschaft zusammen, so

wurde seine immer am meisten ausgezeichnet, und dadurch das glimmende Feuer des Hasses in der Brust der letztern zur lodernden Flamme angefacht.

Barbara glühte vor Haß gegen Anna. Voll feindseliger Gesinnungen besuchte sie eines Tages einen Einsiedler, der in dieser Gegend lebte. In ihren Gesprächen mit ihm ließ sie deutlich genug ihren Haß gegen Anna hervorleuchten.

Ach, meine Tochter! sprach der ehrwürdige Eremit, dem weiße Locken den Scheitel bedeckten, ich sehe euch in einer Leidenschaft, die unchristlich ist. Eure feindseligen Gesinnungen entstellen euer Herz. Ihr seyd eine Christinn. Liebe gegen alle Menschen, selbst gegen unsre Feinde, hat unser Herr gebothen. Werdet ruhiger, hasset Annen nicht. Ach, wenn solch' ein Haß einmal im Herzen Platz findet, so wird er nur leicht zu einem Schwerte, das nur morden will, zu einem Feuer, das alles um sich verzehrt. Höret, meine Tochter, eine kurze Geschichte; sie hat sich in der Nähe zugetragen; höret sie, und bekämpfet euern Haß.

Nicht weit von hier lebte ein armer Mann. Er hatte eine einzige Tochter, die Ursula hieß, ein ehrgeitziges, reitzbares Mädchen. Schon in ihrer Jugend konnte sie die Tochter ihres Nachbars, Maria, nicht leiden. Beyde waren mannbar. Maria heirathete einen braven Mann. Darüber wollte Ursula vor Unwillen vergehen. Sie selbst hatte auf diesen Mann gerechnet. Maria, sprach sie, hat mir ihn abwendig gemacht, ihr sey ewiger Haß geschworen. Einige Tage darauf steckte sie das Haus des Nachbars mit Feuer an. Es brannte ganz ab, und Maria — das gute, brave Weib — kam in den Flammen um ihr Leben. Ursula entging der Gerechtigkeit Gottes und der wohl-

verdienten Strafe nicht. Erst nach Jahren wurde sie als Mordbrennerinn entdeckt, und ein strenges Gericht über sie gehalten. Sie ward vorerst gebrandmarkt, und dann lebendig verbrannt. Meine Tochter! merket wohl darauf, dieß alles hatte der unchristliche, unselige Haß hervorgebracht.

Barbara wurde nachdenkend. Der Eremit gab ihr seinen Segen, und sie wandelte nach der Burg zurück, im Geiste beschäftigt mit der Erzählung des alten Vaters.

Vielleicht hätte diese Erzählung mildere Empfindungen in ihr geweckt, aber noch an diesem Tage fuhr sie mit ihrem Vater zu einem Tourniere, das den Tag darauf gehalten wurde, und dem auch Anna mit ihrem Vater beywohnte. Viele edle, tapfre Ritter waren zugegen, und fochten ritterlich. Anna wurde von allen ausgezeichnet, und selbst der Ritter Max, von dem man allgemein glaubte, er würde Barbara ehelichen, benahm sich gegen Anna artiger, als gegen diese.

Barbara glaubte sich verachtet und an ihrer Ehre geschändet. Es entbrannte von Neuem der glühendste Haß gegen Anna. Max wurde von ihr auf eine beleidigende Weise behandelt. Nach einem halben Jahre both er Annen die Hand, und bekam sie zur Gattinn. Barbara wollte darüber rasend werden. Unter freyem Himmel schwor sie der guten Anna ewigen Haß und schreckliche Rache.

Anna lebte mit ihrem Manne glückliche Tage. Sie fanden schon auf Erden den Himmel, denn Liebe und Tugend waren ihr Theil. Niemand mißgönnte ihnen ihr Glück, als Barbara. Ihr war es ein Dorn im Auge; es über kurz oder lang zu zerstören, ihr fester Vorsatz.

Nach zwey Jahren heirathete Barbara den Ritter Hanns, einen heftigen, rachsüchtigen Mann. Es war ihr nicht schwer, ihn mit Haß gegen Anna und Ritter Max zu erfüllen. Jede Gelegenheit, bey der sie diesen Haß vermehren konnte, benutzte sie sorgfältig.

Barbara's und Anna's Eltern waren todt. Ritter Hanns suchte Gelegenheit, seinem Nachbar Max eine Fehde anzukündigen. Barbara reitzte ihn täglich dazu. Sie wollte, daß Anna unglücklich gemacht werde, und zwar durch sie. Mit schändlicher Schlauheit wurde Maxens Burg überfallen, erobert, und die Besitzer derselben gefangen genommen.

Höllisch war Barbara's Freude darüber. Ihr Haß war einigermaßen gestillt. Sie jubelte laut über Anna's Unglück, ließ sie vor sich bringen, und kränkte ihr Herz durch den bittersten Spott.

Anna bath, man möchte ihre zwey Kinder nicht von ihr reißen. In diesem Augenblicke befahl Barbara, die Kinder davon zu tragen, und sie einem Hirten zu übergeben, der sie aufziehen sollte. Anna jammerte um sie, und ließ nichts unversucht, ihre geliebten Kinder wieder zu erhalten. Vergebens. Ihre Feindinn weidete sich an ihren Schmerzen, und machte sich über dieselbigen lustig.

So viel vermag der Haß! Er tödtet die sanften, mitleidigen Gefühle, und verwandelt den Menschen in ein grausames Thier.

Ritter Hanns wollte die Gefangenen gelinde behandeln. Seine hartherzige, gefühllose Gattinn lehnte sich dagegen auf, und ließ ihm keine Ruhe, bis er ihr versprach, beyde von einander zu trennen.

und in den tiefsten Kerker der Burg zu werfen. Sie konnte ihre Freude nicht verbergen, als sie vernahm, daß ihr Wille erfüllt worden sey, und Ritter Max mit Anna in dem elendesten Gefängnisse der Veste schmachte. Sie selbst ertheilte nun den Befehl, wie man beyde behandeln soll. Sie durften nicht viel mehr als Wasser und Brod erhalten, und jedes Mal, wenn ihnen ihre karge Nahrung gereicht wurde, mußte ihnen zugerufen werden: Ritter Hanns und seine Ehefrau befänden sich wohl, und lebten herrlich und in Freuden; sie ließen ein Gleiches auch dem Ritter Max und seiner schönen, theuren Ehefrau Anna wünschen.

Dieser bittre, unmenschliche Spott griff die Gefangenen mehr an, als die schlechte Behandlung, die sie außerdem erfuhren.

Zwey Jahre lang dauerte Ritter Hannsens scheinbares Glück. Die ganze Gegend haßte ihn und seine Frau. Besonders war man beyden wegen ihrer Ungerechtigkeit gegen die zwey Gefangenen von ganzem Herzen gram. Mehrere Ritter verbanden sich, diese Ungerechtigkeit zu rächen. Sie zogen gegen Hannsens Burg. Seine eignen Leute empörten sich gegen den Hartherzigen, den der unmenschliche Haß seines Weibes zum Wütherich gemacht hatte. Seine Veste wurde gestürmt und glücklich erobert.

Ritter Hanns und Barbara wurden sogleich festgenommen, die Kerker geöffnet, und Max und Anna im Triumphe hervorgeführt. Die Unglücklichen! sie glichen dem Tode. Lange konnten sie das Tageslicht, das sie nun zwey Jahre hindurch nicht gesehen hatten, nicht ertragen. Jedermann wurde durch ihren Anblick tief gerührt.

Hanns und Barbara wurden herbeygeschleppt. Anna wandte ihr Angesicht von ihren Peinigern. Sehet da, ihr Nichtswürdigen! sprach einer von den anwesenden Rittern, sehet da die Opfer eures unmenschlichen Hasses und eurer thierischen Grausamkeit!

Barbara konnte auch jetzt ihren Haß nicht verbergen. Sie spottete auch jetzt noch Annens. Ein Haufen Volks, das sich hinzugedrängt hatte, rief in wildem Tone: Spaltet dem trutzischen Weibe den Kopf! Fahre in die Hölle! rief einer aus dem Volke, und in diesem Augenblicke zersplitterte eine Lanze das Haupt der Spötterinn! — Ihr ist wohl geschehen! rief die Menge.

Ritter Hanns wütete, riß einem Knappen das Schwert aus der Scheide, und hieb um sich. Vier Knappen sanken todt zur Erde nieder. Endlich streckte ihn selbst ein Hieb zu Boden.

Anna wandte ihr Gesicht von diesen Grausamen, und Thränen des Mitleids rollten von ihren todtblassen Wangen. Die Ermordeten ließ sie sämmtlich beerdigen.

Der ehrwürdige Greis erbebte im Innersten, als er das Vorgefallene vernahm: „Der Himmel, sprach er, ist gerecht! Ach, Menschen, bekämpfet eure Leidenschaften! Liebet euern Nächsten, so wie Jesus die Welt geliebt hat; hasset selbst eure Feinde nicht. Dem Himmel gehört die Liebe, der Haß der Hölle zu.“

Ende.

Ende des ersten Bandes.